

Russische Hofgeschichten.

Neue Folge:

Von Katharina II. bis Nicolaus I.

Von

H. E. R. Belani.

Dritter Band:

Alexander I. — Großfürst Constantin. — Nicolaus I.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1857.

Russische Hofgeschichten.

Neue Folge:

Von Katharina II. bis Nicolaus I.

Von

H. E. R. Belani.

Dritter Band:

Alexander I. — Großfürst Constantin. — Nicolaus I.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1857.



Vorwort
zum dritten Theil neuer Folge.

Wir kommen jetzt in diesem dritten Theil der russischen Hofgeschichten neuer Folge (dem sechsten Theil des ganzen Werks) auf unsere Zeitgenossen: „Alexander I.," „Großfürst Constantin," und „Nicolaus I."

Viele der Leser dieses Werks haben sie persönlich gekannt, die meisten derselben ihre Geschichte mit erlebt. — Erhöhet sich damit das Interesse an diesen Lebensbildern, so steigert sich auch die Schwierigkeit, und zugleich das Bedenkliche, die Charakteristik derselben mit unparteiischer Wahrheit zu geben, aber auch das Lohnende der mindestens annähernden Erreichung eines solchen Ziels.

Einen Gedanken müssen wir festhalten. Diese Zeitgenossen gehörten ihrer Stellung und Bedeutung nach der Geschichte an. Mit ihrem Tode sind sie diesem Weltgericht verfallen. Die geschichtliche Wahrheit bricht sich Bahn durch alle Hindernisse, welche dem Forscher über lebende Monarchen den Mund ver-

schließt. Und reichlich strömen uns in der Literatur bereits die Quellen, aus welchen sich ein unparteiisches Lebensbild über jeden dieser Zeitgenossen schöpfen ließ.

Indem wir diese redlich und ohne Scheu und Menschenfurcht benutzten, haben wir das Gute und Edle gern anerkannt, aber auch die Fehler und Mängel mit rücksichtsloser Wahrheit enthüllt, um Lebensbilder zu geben, deren psychologische Begründung das Gepräge der Wahrheit an der Stirn tragen.

Wir haben nicht überall die von uns benutzten Quellen genannt, weil dieses bei einer Schrift, die mehr dem Gebiet der Unterhaltung angehört, als dem der historischen Studien, nur jenen Zweck verletzen würde. Wir bleiben aber verantwortlich über alles Gesagte. Indem wir uns auf bereits gedruckte historische Quellen beziehen können, die auch heute ungehindert im deutschen und französischen Buchhandel zu haben sind, werden wir unsere Mittheilungen rechtfertigen können.

Wenn über Alexander's Leben und Charakter, besonders über die pietistische Richtung seiner letzten Lebensjahre schon ein abgeschlossenes Urtheil zu fällen ist; wenn die despotischen Launen des Großfürsten Constantin zu offen zu Tage liegen und geschichtlich documentirt sind, um noch den geringsten Zweifel gegen die Wahrheit über die vorhandenen Mittheilungen aufkommen zu lassen: so stellt sich die Schwierigkeit, ein wahres und unparteiisches Lebensbild von dem letztverstorbenen Kaiser Nicolaus zu geben, ungleich größer heraus.

Er hat noch heute seine enthusiastischen Bewunderer in gewissen Kreisen, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen. Ihre Zahl kann nicht gering sein; denn die gleich nach seinem Tode erschienene Broschüre von George Hesekiel*), welche der unbefangene Kenner der Geschichte für nichts weiter halten kann, als für einen übertriebenen Panegyricus, ist gegenwärtig schon in der vierten Auflage verbreitet, ohne darum den Charakter der Wahrheit zu tragen.

So soll, um nur eins zu erwähnen, Nicolaus sein ganzes Leben hindurch nichts erstrebt haben, als Europa den Frieden zu geben oder zu erhalten, und doch kennt die ganze Welt die ungeheuern Arsenale von Sebastopol zum Zweck der Eroberung der Türkei, die diplomatischen Verhandlungen (welche das Blaubuch veröffentlicht) zur Theilung der Türkei, die Unverschämtheit Mentschikoff's gegen den Sultan, welche die Kriegserklärung provocirte, und die Umtriebe der russischen Diplomatie, die völkerrechtswidrige Besetzung der Donaufürstenthümer mitten im Frieden u. s. w.

Einem solchen Werke der servilsten Lobhudelei, das ohnehin historisch ungenau, namentlich im Betreff des Aufstandes ist, haben wir mit gutem Gewissen nicht folgen können.

Wir haben gern das Edle seines ritterlichen Wesens, seine anfängliche Milde, seine Versuche zur Bes-

*) „Nicolaus Paulowitsch, Kaiser von Rußland," eine biographische Notiz von George Hesekiel. 4. Aufl. Berlin, bei Rauh, 1855.

serung der tiefsten Zerrüttung russischer Zustände anerkannt, aber doch auch Auge und Ohr nicht verschließen können gegen seine mit jedem Jahre tiefer eindringende Erbitterung des Gemüths, seine kalte herzlose Menschenverachtung und seinen maßlosen Ehrgeiz, mit Herrschsucht und Eroberungsgelüste gepaart.

Und so glauben wir, ziemlich die Mitte zwischen den Extremen öffentlicher Meinungsäußerungen haltend, ein durchaus wahres Lebensbild von ihm gegeben zu haben, das wohl weder seine blinden Bewunderer, noch seine fanatischen Feinde befriedigen wird; darum aber doch jedem unparteiischen Beobachter unserer Zeitgeschichte als wahr und getreu nach dem Leben gezeichnet erscheinen wird.

Das ganze Werk rollt damit die Zustände Rußlands von Peter dem Großen bis zum Tode Nicolaus' I. auf, und läßt erkennen, welche schwere Aufgabe dem hoffnungsvollen jungen Kaiser Alexander II. hinterlassen ist, diesem ungeheueren Reich, das sich über zwei Welttheile ausbreitet, die Wohlthaten einer wahren und nicht wie bisher scheinbaren Civilisation angedeihen zu lassen und das bisher hermetisch verschlossen gehaltene Rußland zum eignen Heil, wie zum Segen von Europa dem Völkerverkehr zu öffnen.

Potsdam, im Mai 1857.

Der Verfasser.

Inhalt des dritten Bandes.

I. Alexander I., Kaiser von Rußland.

I. Alexander I. als Mensch und Herrscher.

II. Alexander und Jung-Stilling.

Seite

III. Frau von Krüdener und die heilige Allianz.

V. Alexander's Regierungsweise. — Allgemeine Corruption der Beamten. — Seine Günstlinge und Freunde.

VI. Noch einige Züge aus Alexander's Privatleben.

Seite

II. Der Großfürst Constantin.

Ein Lebensbild.

III. Der Kaiser Nicolaus I. Paulowitsch.

Ein Lebensbild.

I.

Alexander I.,

Kaiser von Rußland.

I.

Alexander I. als Mensch und Herrscher.

1.

Sein Regierungsantritt und Seelenleben.

Es war um 9 Uhr am Morgen der Todesnacht Paul's I., als dessen ältester Sohn, der einundzwanzigjährige junge Kaiser Alexander, ein bildschöner Mann von hohem, kräftigem Wuchse und damals schlanker Gestalt, aus dem Innern des Winterpalastes hervortrat.

Der ganze Palast war angefüllt mit stummen Menschen, deren Herzen ihm voll Hoffnung und mit Begeisterung entgegenschlugen.

Er sah sehr bleich aus; ein schmerzliches Gefühl lag deutlich ausgeprägt auf seinen schönen und edlen Gesichtszügen. Aber aus seinen Blicken strahlte Herrscherwürde. Welche Erfahrungen hatte er gemacht! — Der Anblick der Menge, der er in dieser Stunde durch sein öffentliches Erscheinen das erste, für seine Gefühle gewiß

schwere Opfer brachte, schien in seinem Herzen eine trübe Empfindung zu wecken. Man sah es ihm an, daß tiefe Gedanken und Gefühle ihn ergriffen hatten.

Er war, gegen den damaligen Gebrauch, noch unfrisirt und ungepudert. Sein schönes blondes Haar befand sich in Unordnung und trug damit die Spuren von dem Schauder einer durchwachten schrecklichen Nacht. In leichten natürlichen Locken wallte es herab auf beiden Seiten der hohen edlen Stirn und machte damit seine Erscheinung nur noch um so rührender.

Höchst erschütternd war der Augenblick, wo seine Mutter, die er im Laufe der Nacht nur einen Augenblick gesehen, geisterbleich mit Zügen des Entsetzens sich ihm näherte, um ihm — ihrem jetzigen Kaiser und Herrn — fußfällig zu huldigen.

Und die Höflinge um ihn her, von welchen Jeder zunächst nur an sich selbst dachte, beobachteten mit ängstlicher Spannung jeden Blick ihres jugendlichen Herrschers, um darin das Geschick ihrer eigenen nächsten Zukunft zu lesen.

Alexander war als Mensch vortrefflich erzogen. Er war milde, gütig, gerechtigkeitsliebend. In seinem Herzen trug er ein hohes Ideal von Herrscher- und Menschenwürde. Doch kein Stand verträgt weniger das Idealisiren, als der Stand eines Monarchen, und kein Mensch wurde schneller und schmerzlicher aus seinen schönen

Jugendträumen aufgeweckt, als Alexander. Er war so edel, so durch und durch trefflich von Charakter, daß Rousseau's „Emil“ zu seiner Lieblingslectüre gehörte. Den Kampf mit sich selbst, den jeder fühlende Mensch zu bestehen hat, würde auch Alexander auf dem Throne überwunden haben, wären die Menschen so rein und tugendhaft gewesen, wie er in dem idealen Schwärmen seiner Jugend sich gedacht hatte. So aber war es sein tragisches Geschick, daß er im Kampf von Ideal und Welt — den er nicht durchzuführen vermochte — geistig und leiblich zu Grunde ging.

Gerade dieser Kampf mit den Menschen, denen er einen Theil seiner Macht anvertrauen mußte, wurde ihm gefährlich. Und diese Menschen, die er nicht entbehren konnte, zeigten sich oft in ihrer innern Rohheit als ganz unfähige Werkzeuge für die Durchführung seines edlen Willens, und als gewandte Höflinge wußten sie so fein seine kleinen menschlichen Schwächen, seine Leidenschaften und Irrthümer auszuspioniren und für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten, daß er oft erschrak vor dem Werke, das, aus seinem Willen hervorgegangen, nicht selten ganz entstellt in das Leben trat.

Die Charakterstärke, die in diesen Verhältnissen vor Allem ihm noth that, um fremden Unwerth zu bekämpfen, war schon gebrochen, ehe sie sich nur entfalten konnte.

Hätte er unter andern Verhältnissen den Thron bestiegen, so würde ihn das Gefühl der Freiheit seines Willens gekräftigt haben; jetzt vermochte er sich nicht aus dem drückenden Gefühl zu erheben, daß gegen seinen Vater mit seinem Vorwissen Gewalt gebraucht sei und ein Ueberschreiten der Gränzen dieser Gewalt ihm den Tod gebracht hatte. — So wirkte das feinfühlende Gewissen seiner edlen Natur fortwährend lähmend auf seine Entschließungen.

Alexander's Lage bei seiner Thronbesteigung war eine höchst schwierige. Er kannte die Gährung in den Gemüthern und wünschte diese durch Milde und Güte besänftigen zu können. Von allen Herrschern in Europa ist dem von Rußland das glänzendste, aber auch schwerste Loos gefallen, weil in den innern Verhältnissen seines Staates die Quelle großer, nicht zu beseitigender Uebelstände liegt.

So unter Anderm die Leibeigenschaft, deren Aufhebung einer von Alexander's liebsten Jugendträumen war. Diese ist ohne Erschütterungen, deren Tragweite und Gefahren sich nicht vorausberechnen lassen, nicht zu beseitigen. Aber ein noch viel bedeutenderes Uebel, ein wahrer Krebsschaden in der russischen Staatsverwaltung ist die geringe Besoldung aller Staatsdiener, von denen kein einziger, vom höchsten bis zum niedrigsten, so gestellt

ist, daß er als ein ehrlicher Mann von seinem Gehalte leben kann.

Der Kaiser war in seiner Jugend nicht überspannt zu nennen; doch Alles, was ihn umgab, war so tief gesunken, daß man das Edelste und rein Menschliche im Charakter des Kaisers für Mangel an Staatsklugheit und Welterfahrung hielt. — Man beurtheilt die Fürsten oft so hart und lieblos und bedenkt nicht, wie unendlich schwer es jedem Regenten ist, der nicht ganz bornirt und stumpf an Geist und Herz geboren und erzogen ist, noch nach seinem vierzigsten Lebensjahre irgend Etwas von seinem ursprünglich rein Menschlichen sich bewahrt zu haben. Der Sieg eines Monarchen über die listigen Verführungen, die gefährlichen Anfechtungen, die blendenden Vorspiegelungen, die leidenschaftlichen Lockungen zum Mißbrauch der Gewalt zur Befriedigung seiner Begierden, ist der höchste Triumph der sittlichen Güte und Freisein, welchen ein Mensch nur erringen kann. Alexander begann diesen Kampf, aber errang keinen vollständigen Sieg; doch ein edler Streiter ist er bis zum Ende seines Lebens geblieben.

Man hat bisher bei seiner Beurtheilung als Regent immer die Geschichte seines innern Lebens außer Acht gelassen, und doch geht allein aus der psychologischen Kenntniß seines Seelenzustandes ein gerechtes Urtheil hervor.

Man bedenke die übermenschliche Last, die ihm schon von früher Jugend aufgebürdet war, und man wird sich keinen Tadel mehr erlauben, daß er ihr erlag und damit gegen das Ende seines Lebens sich selbst, nach seinen früheren Gesinnungen untreu wurde.

Wenn man es aussprechen könnte, wie namenlos er gelitten, wie unglücklich er sich fühlte, — als Alles, was er in warmer Begeisterung, in der schönen Hoffnung auf Anerkennung und zur Beförderung seiner großartigen Verbesserungspläne öffentlicher Zustände unternahm, entweder in der Ausführung ganz mißlang oder wenigstens verzerrt in's Leben trat! — Welche traurigen Erfahrungen gehörten dazu, um ihn dahin zu bringen, daß er der Einwirkung seines von Natur so edlen Herzens jeden Einfluß auf seine Entschließungen versagte, indem er jede milde und rein menschliche Stimmung für Jugendwahn erklärte und sich dem Glauben hingab, jeder Regent müsse seine Unterthanen als eine gegen ihren Hirten tückisch gesinnte Heerde betrachten und sie, um seine Ruhe und Sicherheit zu bewahren, mit eisernem Scepter beherrschen.

Auf dem Throne wie in der Nähe desselben herrscht oft eine giftige Atmosphäre, und Alexander, der Mensch mit dem großen, edlen und warmen Herzen, wurde endlich durch seine Lage und seine Erfahrungen dahin gebracht, daß er sich Keinem mehr vertraute, sich mit seinem

unermeßlichen Gram ganz in sich selbst zurückzog und in der tiefen Verschlossenheit dieser unglücklichen Stimmung nur noch drohen, strafen und schrecken zu dürfen glaubte. — Er, der früher die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt, sah sich jetzt in ganz Europa, wo er sich früher vergöttert gefühlt hatte, als despotischer Unterdrücker jeder Geistesfreiheit angeklagt. Er hatte sich gezwungen gesehen, dem Unverstande der Menge und der Politik durch Unterlassung des Besten und des Edelsten Opfer zu bringen, worüber der Genius der Menschheit Thränen vergießen mußte. Was er in seiner Jugend so schön und kräftig in seiner Phantasie gehegt hatte, erschien ihm, von Andern ausgeführt, so entstellt, so verkrüppelt, daß er vor seiner eigenen Schöpfung sich entsetzte, denn er sah da Böses aufsprießen, wo er nur Gutes gesäet zu haben glaubte. Kabale, Niederträchtigkeit, Heuchelei, Hochmuth, Mißgunst, Neid, das waren die Schlüssel zu allen Erscheinungen um ihn her.

„Mir fehlt jede Unterstützung zur Ausführung meiner Pläne,“ klagte Alexander einst seiner Mutter in Gegenwart Klinger's. „Ich möchte zuweilen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, wenn ich mich von lauter erbärmlichen Egoisten umgeben sehe, die das Wohl des Staates vernachlässigen, weil sie einzig und allein ihr eigenes Fortkommen, ihre Glücksjägerei im Sinne haben.“

So kam denn der edle, unglückliche Kaiser allmälig

auf den Punkt, wo er vom Mißmuth zur Bitterkeit, von dieser zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen und ihrer Bestimmung sich hingerissen fühlte. Alle Regentenpflichten wurden ihm dadurch in den letzten Jahren seines Lebens zur Marter. Aber nur unglücklich konnte er werden, nie grausam, nie hart. Erhabenheit der Gesinnungen und Güte des Herzens sind solche unzerstörbare Gaben des Himmels, daß sie wohl verdunkelt, aber nie demjenigen geraubt werden können, den die Vorsehung damit begnadigte.

In den ersten Jahren seiner Regierung (wie auch der heutige Alexander II.) suchte er nur die innern Kräfte seines Staats zu entwickeln und der Aristokratie, die stets bemüht war, die Herrschaft nicht nur mit ihm zu theilen, sondern auch an sich zu reißen, ein Gegengewicht entgegenzustellen. Um dieses sein Wollen und Streben richtig aufzufassen, muß man die Eigenthümlichkeit der russischen Verwaltung, wie sie sich unter einer Reihe von schlechten Regierungen ausgebildet hatte, näher kennen lernen.

Eine dieser Eigenthümlichkeiten ist, daß die Regierung im dritten Stande in Rußland keine Schutzwehr findet gegen die Uebergriffe der Aristokratie, weil Jeder, der der Krone dient, zum Adel übergeht, sobald er im Civil- oder Militärstande Officiersrang erhält. Eben so wenig kann die russische Geistlichkeit vermittelnd zwischen

Thron und Volk treten. Der russische Pope muß das ihm statt des Gehaltes zugetheilte Feld so gut bearbeiten, wie der Bauer, und seine Kinder gehören diesem Stande an.

Es wäre ein Glück gewesen für den Kaiser Alexander, wenn seine Thätigkeit diese Richtung nach Innen behalten und er der Versuchung widerstanden hätte, sich als Feldherr mit Napoleon zu messen.

In diesem Kriege wurde die für die russische Macht so verderbliche Schlacht von Austerlitz der Wendepunkt seines innern Lebens. Auf ihren blutigen Schlachtfeldern ging die Sonne seines Seelenfriedens unter, und nie ging sie ganz unbewölkt ihm wieder auf.

Der Kaiser lieferte diese Schlacht gegen den Rath aller seiner Feldherren. Kutasow bat ihn fußfällig, Benningsen's Ankunft so wie auch die des Erzherzogs Karl abzuwarten; aber der Jugendmuth seines Ehrgeizes riß ihn fort. Es war die erste Schlacht, der er beiwohnte, und er zeigte viel persönliche Tapferkeit. Sein Pferd stürzte unter ihm, von einer Kugel getroffen, und er verdankte seine Freiheit und sein Leben nur der Tapferkeit eines gemeinen russischen Soldaten. Dieser Soldat hieß Ilia. Er schlug alle Belohnung und jede Beförderung aus, und verlangte nur, der Leibkutscher des Kaisers zu werden. Als solcher hatte er freilich, wie auch der kaiserliche Mundkoch, Obersten-Rang. Aber es ist unmöglich, seinem Monarchen treuer zu dienen, als es dieser

Ilia that. Nach dem Tode seines Gebieters konnte den treuen Leibkutscher nichts bewegen, die Leiche seines Herrn nur einen Augenblick zu verlassen. Er fuhr die Leiche den langen Weg von Tangarow nach Petersburg und schlief auf dem Wagen neben dem Sarge, die nächtliche Kälte mochte noch so grimmig sein.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht hatte Alexander's Gemüth auf das Tiefste erschüttert. Alexander mußte fliehen. Er hatte Tausende seiner Soldaten blutig und verstümmelt gesehen; andere Tausende versanken auf der Flucht unter der trügerischen Eisdecke, welche Napoleon mit Bomben und Kanonen einschießen ließ, während die russischen Regimenter hinübermarschirten. Alexander glaubte sich nach seiner religiösen Ueberzeugung verpflichtet, über Jeden dieser durch seine Schuld dem Tode Verfallenen vor dem Throne Gottes einst Rechenschaft ablegen zu müssen. Seit dieser unglücklichen Schlacht waren seine edelsten Thaten kein Product erhabener und sittlicher Freiheit mehr. Seine Handlungen waren Buße zur Sühne für vergossenes Blut.

Der Prunk und der Glanz des Thrones und das steife und leere Ceremoniel waren von jeher für Alexander eine Last gewesen, von der er sich befreite, wo er nur immer konnte.

Alexander mußte im Kreise seines Hofes, oft gegen sein besseres Gefühl, aus Politik schlechte Menschen, die

er dafür erkannt hatte, schonend behandeln und die innere Empörung verbergen, die ihn ergriff, wenn er es immer heller und heller einsah, daß alle Anbetung, die man ihm zollte, nur eine Art von Götzendienst war, mit dem man vor Fortuna im Staube kroch.

Man hat dem Kaiser oft einen Vorwurf daraus machen wollen, daß er sich dem Zauber der Neuheit zu sehr hingab; aber man muß bedenken, daß ein Monarch so gut wie jeder andere Mensch auch einmal das Bedürfniß fühlt, zu lebhafter Empfindung angeregt zu werden. Die Menschen, die ein solcher Herrscher täglich um sich sieht, weiß er bald auswendig; nur ein neuer Ankömmling vermag ihn einigermaßen zu interessiren.

Alexander war zudem, als er den Thron bestieg, noch ein junger Mann mit einem liebebedürftigen Herzen, voll der edelsten Schwärmerei für Tugend, Liebe und Freundschaft. Er war ein edler Jüngling, begabt mit den ausgezeichnetsten und trefflichsten Anlagen; aber er blieb doch auch auf dem Throne ein Mensch. So konnte seiner glänzenden Erscheinung der Schatten nicht fehlen, und diesen warf auf ihn die Eitelkeit.

Sein Sinn, sein Herz, seine liebebedürftige, nach dem Höchsten ringende Seele weckten in ihm das Bedürfniß, ausgezeichnete Menschen an sich zu ziehen, und doch konnte er keine geistige Superiorität dulden und wo er auch nur auf Minuten sich von dem geistigen

Uebergewicht eines Menschen, den er in seine Umgebungen berufen hatte, bedrückt fühlte, erkaltete seine Zuneigung und er ließ den Mann fallen, der ihn früher durch seinen Geist angezogen hatte.

So wollte er durchaus in ganz Europa dafür gelten, ganz allein zu regieren, und die Welt sollte keinen Mann kennen, dem man auf die Regierung des russischen Reichs nur den geringsten Einfluß zutrauen durfte. Darum konnte er auf die Dauer keinen Mann um sich dulden, der einen entschiedenen Charakter hatte, sich auf eigene Kraft und Stärke stützte und sich nicht unbedingt dem Willen und den Ansichten des Kaisers fügte.

Verstand, Kenntnisse und Talent konnte er dulden und anerkennen; damit aber reicht man noch nicht aus, um ein guter Minister zu werden. Dazu bedarf man eines entschiedenen, festen Charakters; denn nur ein solcher verschafft ihm den überlegenen Einfluß auf seine Untergebenen, wie auf den Willen des Regenten und die Consequenz in allen Regierungshandlungen. Einen solchen Mann aber duldete Alexander nicht.

Es ist für einen Monarchen unendlich schwer, sich die zu seinem Beruf erforderliche Tüchtigkeit und Thätigkeit zu erwerben. Seine Kindheit verlebt er wie in einem Götzentempel eingeschlossen, wo ihn seine Hofleute mit Abgötterei speisen und nie wird es ihm so gut, mit Menschen menschlich leben zu dürfen.

Wie treu, wahr und innig würde Alexander geliebt worden sein, wenn er nicht Kaiser gewesen wäre. Seine unbeschreibliche, seine wahrhaft unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und seine hohe Trefflichkeit hätten ihm als Mensch jedes Herz gewonnen, — aber nun, als Kaiser, reizten und mißbrauchten ihn die Menschen so lange, bis sie seine edelsten Eigenschaften vergiftet und ihn so weit gebracht hatten, daß er mit gebeugtem und geknicktem Geiste ein unheilbar verwundetes Herz mit sich umhertrug.

2.

Alexander als Freund.

In Beziehung auf Alexander als Monarchen sind die Freundschaftsverhältnisse wichtiger, die er vorzüglich in den ersten Regierungsjahren mit bedeutenden Männern anknüpfte. Eigentliche Günstlinge, in dem Sinne wie seine Vorgänger, hat er nie gehabt — man müßte den einen, Araktschejeff, ausnehmen, der seinen Einfluß zum Nachtheil des Staates mißbrauchte.

Der Bruder seiner Geliebten, der Fürst Adam Czartorisky, war einst sein Freund und bis zu Alexander's Tode im Besitz seiner Achtung. Wir werden über diesen und andere seiner Freunde und Begünstigten in einem besondern Abschnitte noch ausführlichere Mittheilungen machen. Hier nur Folgendes:

Das interessanteste Verhältniß dieser Art ist wohl das, in welchem Alexander einige Jahre mit dem Professor Parrot in Dorpat, diesem eben so geistreichen als freimüthigen und uneigennützigen Manne, stand. Alexander lernte ihn bei seiner ersten Anwesenheit in Dorpat kennen, als derselbe an der Spitze einer Bewillkommnungsdeputation der Universität eine Anrede in französischer Sprache an ihn hielt. Der junge Kaiser bewarb sich um die Freundschaft des einfachen Privatmannes mit aller Begeisterung unentweihter Herzenswärme. Parrot machte es zur Bedingung dieses Freundschaftsverhältnisses, daß er nie eine Gunst, nie einen Gnadenbeweis von seinem kaiserlichen Freunde anzunehmen brauche und daß das ganze Verhältniß in den Schleier des Geheimnisses eingehüllt bleibe. Diese seltene Uneigennützigkeit und der Mangel aller Eitelkeit war dem gefühlvollen jungen Monarchen noch nie vorgekommen und zog ihn immer mehr an. Der Briefwechsel, der zwischen Beiden geführt wurde, gehörte gewiß zu den interessantesten Herzensergießungen zwischen zwei edlen Seelen; aber man hat Grund zu befürchten, daß dieser Briefwechsel nie zum Vorschein kommen werde.

Alexander konnte wohl ein warmer, selbst begeisterter Freund sein; aber ein treuer, beharrlicher Freund war er nicht. Parrot war stark genug, um so wenig Günstling im bisherigen Sinne des Worts zu sein, noch

scheinen zu wollen; denn gewiß kein Sterblicher bezahlt sein Glück theurer, als es der Günstling bezahlt. Der Sclave verkauft nur seinen Leib, der Günstling Alles, was an ihm den Menschen macht.

3.

Alexander's tiefe Verstimmung. — Seine religiöse Richtung.

Um noch einmal Alles zusammenzufassen, was auf die tiefe Verstimmung seiner edlen Seele einwirkte, erinnern wir daran, daß Alexander viel zu hoch stand, wenn auch nicht über seiner Zeit, doch über seinen Hofleuten, um unter diesen Werkzeuge für die Ausführung seiner Pläne finden zu können. Er hatte den reinsten Willen, sein Volk zu beglücken und Alles zu thun, um dasselbe nach und nach aus der tiefen Barbarei zu erlösen und auf eine höhere Gesittung zu erheben. Er hatte den Thron bestiegen mit dem festen Entschlusse, durch Weisheit, Milde und Aufklärung den mehr als hundertjährigen Despotismus der russischen Regierungen nach und nach zu einer menschenfreundlichen Richtung aufzulösen und durch eine gesetzmäßige Verwaltung sein Volk allmählich auf eine höhere Culturstufe zu erheben. Aber Alles, was ihn umgab, arbeitete aus Vorurtheilen, Wahn, Habgier und Herrschsucht, aus mißverstandenem Interesse und aus blinder Anhänglich-

keit am Hergebrachten dahin, ihn von seiner Höhe herabzuziehen.

Die moralische Schlechtigkeit der Menschen, die Bestechlichkeit aller seiner Beamten, die Raubsucht der Höflinge nagten wie Geier an seinem edlen Herzen. Der Despotismus seiner Vorgänger hatte in dieser allgemeinen Sittenlosigkeit und tiefen moralischen Versunkenheit seine Stütze gefunden, ihm zehrte sie das innerste Lebensmark auf. Ihm fehlte bald dabei die Heldenkraft, um die wenigen edlen, dem Staat und ihm getreuen Diener gegen Cabale und Intrigue zu schützen und sie auf ihren Posten zu erhalten. Er hat auf diese Weise einige Männer fallen lassen und ihren Feinden preisgegeben, was er sich später nie vergeben hat. Dazu kam nun noch die Schwäche seiner Eitelkeit, daß er forderte, jeder Minister solle nur das Werkzeug der unmittelbaren Eingebungen seines eigenen Geistes und Willens zu sein scheinen. Und diese Eitelkeit beraubte ihn nun völlig jeder Unterstützung, um seiner übermenschlichen Aufgabe genügen zu können und derselben nicht zu erliegen.

Man denke sich die Zahl der Unterdrückten, Verfolgten und Unglücklichen in seinem ungeheuern Reiche, sein Wissen darum, ohne helfen zu können, die Bosheit, die alle seine Entwürfe zum Guten verunstaltete und vergiftete, den Undank und die Treulosigkeit von Personen, denen er so ganz vertraut hatte, die Haltlosig-

keit, welche ihm die Erfahrung gab, daß sich gerade das Beste, was er gewollt und erstrebt hatte, in das Böseste und Unheilvollste umgewandelt hatte; das sich mehr und mehr in ihm entwickelnde Bewußtsein, seiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein, und man wird begreifen, wie Geist und Herz unter der ungeheuren Last seines Schicksals zusammenbrechen und er in den letzten Jahren sich selbst unähnlich werden mußte. Das Herz blutet, wenn man so den Untergang eines der edelsten Menschen beobachtet.

Das schleichende Gift der diplomatischen Cabinetsluft hatte ihm alle Lebenslust und Lebenskraft ausgesogen.

Nie aber wäre Alexander in einen so entschiedenen Kampf mit dem Geiste der Zeit gerathen, wenn nicht Frau von Krüdener und durch sie die Partei, deren Werkzeug sie war, sich seiner so ganz bemächtigt hätte.

Es ließ sich voraussehen, daß die Monarchen Europa's keinen sonderlichen Gewinn davon haben würden, wenn ein Bourbon Napoleon I. zum Nachfolger gegeben würde.

Auf Cromwell folgte auch Karl II. Was aber der Erstere geschaffen hatte, wirkt noch in England nach und konnte durch keine legitime Regierung wieder erschüttert werden.

Jedes religiöse und politische System zur Unter-

jochung der Menschheit gebildet, muß endlich den freien, nie ganz einzuschläfernden Geisteskräften der Menschen weichen. Der Widerstand zwingt diesen eine gefährliche Richtung auf und spielt den Leuten in die Hand, die solche Zeitumstände zu nutzen wissen.

Kein Monarch ist so mächtig, daß er die öffentliche Meinung besiegen kann. Diese ist eine heimliche Vehme, gewaltiger, als jemals die des Mittelalters war. Unbestechlich und unsichtbar fällt sie ihre Urtheile, ohne Form und Verhör, und doch dringen ihre Aussprüche in Paläste und Hütten, in Schlösser und auf Tribünen und siegen über Verstand und Unsinn, über Wahrheit und Lüge.

Den Geist der Zeit kann man nur dadurch sich dienstbar machen, daß man sich an ihn schmiegt. Bekämpft man ihn, so wird er zum rachsüchtigen Dämon; gestaltet man die Dinge in seinem Sinne um, so wird er zum freundlichen, helfenden Retter.

Kein Monarch hat das Gewicht dieser Wahrheiten schmerzlicher erkennen und empfinden müssen, als Alexander, der es furchtbar schwer gebüßt hat, sie verkannt zu haben.

Schon im Jahre 1812 wurde Alexander durch seine unglückliche Gemüthsstimmung bewogen, sich nach einer übernatürlichen Hülfe umzusehen.

Er warf sich Jung-Stilling in die Arme; allein

er fand bei diesem nicht, was er suchte, konnte es auch nach ihrer so höchst verschiedenen persönlichen Individualität nicht finden *) und wurde nur erst durch einen Brief von Frau von Krüdener an Fräulein von Stourdza, den man ihm in die Hände zu spielen wußte, auf jene aufmerksam gemacht.

Die Partei, deren Werkzeug Frau von Krüdener war, hatte lange schon danach gestrebt, sich des Kaisers zu bemächtigen, und das gelang, nachdem jener Brief den Kaiser bewogen hatte, sich ihr ganz anzuvertrauen.

Die höchst merkwürdige Geschichte dieses Verhältnisses, welches ganz einzig dasteht in der Weltgeschichte, der ungeheuere Einfluß auf sein Gemüth, diese fromme, sich selbst kasteiende Richtung desselben, die daraus hervorgegangene heilige Alliance und die endliche Enttäuschung, als er erkannte, welchen Mißbrauch man mit ihm getrieben hatte, das Alles wird der dritte Abschnitt: „Frau von Krüdener und die heilige Alliance", nach den besten Quellen, enthüllen.

Hier haben wir nur noch darauf hinzuweisen, wie es von der furchtbarsten Wirkung auf den Kaiser war, als der Nimbus, in dem er Frau von Krüdener sah, verschwand und er es einsehen mußte, welch' ein Spiel

---

*) Im folgenden Abschnitt ist dieses interessante Verhältniß näher geschildert.



man damit getrieben, wo er Heiligkeit und göttliche Eingebung angebetet hatte.

Noch einmal sei es wiederholt: wenig Menschen auf Erden sind so ganz, so unaussprechlich unglücklich gewesen, wie der edle, großsinnige Alexander es in seinen letzten Lebensjahren war.

Was sein Herz völlig brach, war der Verlust seiner natürlichen Tochter, der jungen Gräfin Romanoff, die in ihrem siebzehnten Jahre, als Braut des reichsten Privatmannes in Europa, des Fürsten Scheremetjeff, eines Mündels des Kaisers, starb. Wir werden später darauf zurückkommen, wo wir Alexander's Verhältniß zu den Frauen und zu seiner Gemahlin schildern.

Von dem Augenblick an, wo er die Nachricht ihres Todes erhielt, war sein Leben nur noch ein langsamer, schmerzlicher Todeskampf bis zu der Stunde, die seinen edlen Geist von den Fesseln dieses Erdenlebens erlöste und er vor dem mildern Richter erschien, der Verzeihung für menschliche Schwäche und einen höhern Lohn für sein reines Wollen und Streben zu ertheilen weiß.

II.

Alexander und Jung-Stilling.

1.

Veranlassung zu Stilling's Bekanntschaft mit dem Kaiser.

Das merkwürdige Verhältniß des Kaisers Alexander und des geheimen Hofrath Jung-Stilling lernen wir am besten aus einem Schreiben desselben an einen Freund kennen. Dieser Brief gibt zugleich Kunde von der pietistischen Richtung des Mannes, der zuerst in dieser Beziehung auf Alexander einwirkte.

Er schrieb von Karlsruhe am 27. April 1815 Folgendes:

„Seit dem Tode des Großherzogs von Baden, im Jahre 1811, hörte meine Wohnung im Schlosse und auch der Genuß der fürstlichen Tafel auf. Ich erhielt zwar meine Besoldung, aber Ersatz für Wohnung und Tafel bekam ich nicht. Es war mir nun nicht mehr möglich, durchzukommen; allein meine vielen Erfahrungen

göttlicher Hülfe und mein festes Vertrauen ließen mich nie ganz sinken. Wenn die Noth auch dringend wurde, so fehlte mir doch die Nothdurft nie; doch entstanden neue Schulden; diese wuchsen allmählich und ich wußte keinen Ausweg, wie ich sie anders als durch des Herrn segnende Wunderhand bezahlen könne. Indeß leitete doch die Vorsehung Alles so, daß ich im verflossenen Herbste diese Schulden durchaus bezahlen mußte.

„Ich machte es wie immer — ich überließ dem Herrn die Sorge und flehte um Hülfe.

„Nun lebt seit einigen Jahren eine gottselige Dame mit ihrer Tochter aus Liefland hier. Diese Beiden stehen mit mir und meiner Familie auf dem vertrautesten Fuße; allein ich verfuhr auch hier wie immer: ich entdeckte ihr von meinen häuslichen Umständen ganz und gar nichts.

„Am Schlusse des Jahres 13 oder Anfang des Jahres 14 zog ein Theil der russischen Armee hier durch, die der Kaiser Alexander selbst anführte, und bei dieser Gelegenheit besuchte er seine Schwiegermutter, die Frau Markgräfin. Weil ich nun bei dieser trefflichen Fürstin oft zur Tafel gezogen wurde, so fragte sie mich bei einer solchen Gelegenheit, ob ich den Kaiser Alexander einmal sprechen möchte. Ich antwortete: Das wünschte ich wohl, wenn es bei einer schicklichen Gelegenheit geschehen könnte.

„Hierauf trug sie das dem Kaiser vor; sie bat ihn oft, er möchte doch dem Hofrath Jung Audienz geben.

Der Kaiser schlug das immer aus und sagte: Ich habe zu viel zu thun, um neue Bekanntschaften zu machen. Demungeachtet bat ihn die Markgräfin am letzten Abend vor seiner Abreise noch einmal dringend, er möchte doch ihr den Gefallen erzeigen und dem geheimen Hofrath Jung eine Audienz geben; allein er blieb unerbittlich.

„Auf einmal wurde der Kaiser aufmerksam und fragte lebhaft: Wohnt nicht Stilling hier? Nun antwortete die Markgräfin und ihre Tochter, die Königin von Schweden, eben so lebhaft: Ei, das ist ja eben der geheime Hofrath Jung! Wir wollen ihn rufen lassen.

„Nein! versetzte Alexander, mit dem habe ich viel zu sprechen; das verspare ich, bis ich wiederkomme." Dieses ließ mir nun die Markgräfin sagen.

„Von nun an begannen sich deutliche Ahnungen in mir zu entwickeln, die aber mehr auf meinen künftigen Wirkungskreis, als auf meine ökonomische Lage Bezug hatten; doch wurde ich auch wegen dieser noch ruhiger."

2.

Aus Jung-Stilling's Leben.

Um sich erklären zu können, wie schon der Name „Stilling" einen solchen Zauber auf Alexander gewinnen konnte, haben wir — den Inhalt des Briefes unter-

suchen — einige Mittheilungen aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes zu machen.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, badenscher geheimer Hofrath und Professor an der Cameralschule zu Heidelberg, war geboren zu Gründ im Nassauischen im Jahre 1740. Er starb 1817 zu Karlsruhe an Altersschwäche, an derselben Cameralschule, auf welcher er (seit 1778) in Lautern, wo dieses für Forst- und Landwirthschaft, Fabriken, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde sehr nützliche Institut sich früher befand, den Realunterricht leitete.

In seiner Jugend war er auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden; dann ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenbei in höheren Dingen selbst belehrt hatte, trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einem Schullehreramt. Dieser Versuch mißlang und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch mehrmals abgerufen wurde, weil Jeder leicht Zuneigung und Vertrauen zu seinem frommen Sinn gewann. Dieses geschah, um ihn zu bewegen, Hauslehrerstellen anzunehmen, was er auch that.

Darauf studirte er Medicin in Straßburg und wurde dann ausübender Arzt zu Elberfeld. In dieser Stellung erwarb sich Jung einen großen Ruf als geschickter Operateur. Allein über 2000 Staarblinde, größtentheils Arme, verdankten seiner Geschicklichkeit ihr Augenlicht

wieder. Er heilte sie unentgeltlich und bezahlte oft während der Kur Logis und Kost für sie.

Damit stellte sich seine unbeschreibliche Gutmüthigkeit als der Hauptgrund heraus, weshalb er, trotz seiner genügsamen Lebensweise sich stets in der Bedrängniß von Schulden befand, worüber er in seinem Briefe klagte.

Den merkwürdigsten Theil seines Lebens hat er selbst, ohne dichterische Ausschmückung, in seinem berühmten Buche: „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" (Berlin 1777, 3 Thle.) und in einer neuen Gestalt unter dem Titel: „Lebensbeschreibung" (Berlin 1806, 5 Thle.) beschrieben. In diesem schönen Werke hat er manches Volkslied bewahrt, so wie er überhaupt dadurch eine bedeutende Bestimmung zum Volksschriftsteller zu erkennen gab.

Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein vorherrschendes religiöses Gefühl ihn stets hinleitete, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publicum sehr beschränkt. Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt sind sein „Theobald, der Schwärmer", „das Heimweh", „der Volkslehrer", „der geistliche Menschenfreund" (in welchem er die sichtbare Zurückkunft Christi zwischen damals und 1836 setzt); ferner: „Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben", „der graue Mann" (eine nach seinem Tode noch fort erschienene Wochenschrift).

Gibt schon dieses Verzeichniß seiner pietistischen Schriften die Erklärung, welche Eigenschaft es eigentlich war, die Alexander auf seine Bekanntschaft begierig gemacht hatte, so mögen noch mehr seine zahlreichen Schriften aus dem Gebiete der Geisterkunde dahin gewirkt haben, als: „Die Theorie der Geisterkunde" (Nürnberg 1808) und „die Apologie derselben" (1809), welche sich an seine (schon 1803 in Frankfurt erschienenen) „Scenen aus dem Geisterreiche" anschließen.

Hier hatte er seine Meinung und Hypothesen von dem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich erwiesenen Thatsachen, in systematischer Form vorgetragen. Uebrigens sind seine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden.

Damit haben wir den Schlüssel dazu, wie der Kaiser Alexander in seiner früher geschilderten unglücklichen Seelenstimmung sich zu ihm hingezogen fühlen konnte*).

Wenden wir uns nun zurück zu den Mittheilungen seines Briefes, die durch diese Notizen aus seinem Leben und Charakter nunmehr an Verständniß gewonnen haben werden.

---

*) Eine schöne Charakteristik Jung's gibt Göthe in „Aus meinem Leben" 2. Thl. S. 378 und 489.

3.

Die Kaiserin. — Die Prinzessin Stourdza.

„Nun kam auch — lautete es weiter in Jung's Briefe — die Gemahlin Alexander's, die Kaiserin Elisabeth, diese liebenswürdige Engelsseele, hierher zu ihrer Mutter. Ich wurde bald mit ihr und ihren drei Hofdamen bekannt, welche alle Drei wahre Jüngerinnen des Herrn sind. Eine unter ihnen, Prinzessin Roxandra von Stourdza, Tochter eines Fürsten aus der Wallachei, schloß sich enger an mich an. Ich fand in diesem Mädchen von 28 Jahren eine weit geförderte, mit dem verborgenen Leben mit Christo in Gott innig bekannte Christin. Wir schlossen einen Bund mit einander, dem Herrn zu bleiben bis in den Tod und lebenslänglich zu correspondiren.

„Da die Aerzte mir, meiner Frau und unserer Karoline die Bäder zu Baden-Baden auf das Dringendste empfohlen hatten — mir, weil ich an Magenkrämpfen litt, und den beiden Andern das Bad noch nöthiger war als mir — so gerieth ich in große Verlegenheit, denn es fehlte mir an Geld, die Kosten zu bestreiten. Meine Liefländer Freundin merkte das. Sie ging und brachte mir 200 Gulden, welche, wie ich nachher erfuhr, von Fräulein Stourdza waren.

„Wir gingen also nach Baden; die Kaiserin aber mit ihrer Mutter, die Markgräfin, und ihrer Schwester, die Königin von Schweden, nach Bruchsal.“

4.

Zusammenkunft Jung-Stilling's mit Alexander.

„Nach ein paar Wochen erhielt ich Briefe aus Bruchsal, mit der Aufforderung: ich möge dahin kommen, der Kaiser sei dort.

„Ich fuhr also Samstag den 9. Juli nach Bruchsal und ging in's Schloß zu der Markgräfin, wo auch die Kaiserin schon war und der Kaiser bald darauf ankam. — Ich sagte ihm, daß ich mich glücklich schätze, den Befreier Deutschlands zu sehen. Dieses lehnte er sehr bescheiden ab und sagte: Was Gutes geschehen ist, kommt vom Herrn, und alle Fehler gehören uns zu. Dann sagte er mir viel Verbindliches und ich bat ihn, mir eine Audienz unter vier Augen zu verwilligen, weil ich ihm Dinge von Wichtigkeit zu eröffnen hätte. Er that dieses mit Vergnügen und befahl mir, den andern Tag Morgens um 9 Uhr zu ihm zu kommen.

„Ich bereitete mich mit Gebet in der Gegenwart Gottes zu dieser wichtigen Stunde vor und ging dann zur gesetzten Zeit zu ihm hin und wurde auch gleich in sein Cabinet geführt.

„Er empfing mich, wie man einen sehr lieben Freund empfängt, nahm mich bei der Hand und führte mich an einen Stuhl, wo ich mich setzen mußte. Nun setzte er sich nahe vor mich, weil er etwas schwer hört und faßte mich bei beiden Händen.

„Nun trug ich ihm die Angelegenheit der Kirche Gottes vor. Ich sagte: Der Frieden, den sie gemacht hätten, würde nicht lange dauern; die göttlichen Gerichte würden streng und unaufhaltsam fortschreiten, bis Alles geweckt wäre, was sich wecken ließe. Dann würde es zur allgemeinen Scheidung zwischen Christen und Antichristen kommen. Diese würden dann von der Erde vertilgt und jene die Bürger des Reichs des Friedens werden. Der Kaiser hörte aufmerksam zu, dann sagte er: Es ist aber doch nicht zu leugnen, daß ganze Schaaren Menschen durch die götlichen Gerichte erweckt worden sind! — Ich antwortete: Ja wohl, Eure Majestät! einzeln in der Zerstreuung; aber die Masse der Nationen ist wahrlich schlimmer geworden! — Dieses gestand der Kaiser ein.

„Dann erzählte er mir viel von der englischen Bibel-, Missions- und Tractat-Gesellschaft, die er alle und auch die Quäkergesellschaft besucht habe u. s. w. Er versicherte dabei, daß er Alles anwenden wolle, um in seinem Reiche die wahrhaft praktische Religion in Aufnahme zu bringen.

„Der Kaiser sprach ganz offen und ohne Rückhalt mit mir; daher erforderte nun auch meine Pflicht, seine Worte zu respectiren. Ich erfuhr indeß Vieles, worüber das Publicum ganz anders urtheilt, als es sich in der That verhält.

„Hierauf stellte ich ihm weiter vor: Es würden noch schwere Zeiten über die abendländische Christenheit kommen und die Menschen der Sünde würden bald offenbar werden, und dann sei ein Bergungsort nöthig, wohin die bedrängte Heerde des Herrn fliehen könne, und dazu finde sich in den Staaten Sr. Majestät eine Vorbereitung im kaukasischen Gouvernement, wo schottische Missionäre eine Colonie angelegt hätten. — Der Kaiser erinnerte sich dieser Anstalt und äußerte sich sehr gnädig über diesen Punkt.

„Nun wurde wieder von andern Angelegenheiten gesprochen, doch bald kam der Kaiser auf religiöse Materien zurück. Er legte von seinem Innern ein sehr demüthiges Bekenntniß ab und fragte mich, welches ich denn für die eigentliche wahre und praktische Uebung des Christen hielte. — Ich antwortete: Die eigentliche wahre Praxis eines Christen besteht in drei Stücken: 1) in gänzlicher Uebergabe alles eigenen Willens; 2) in beständiger Einkehr und im Bleiben in der Gegenwart des Herrn; 3) in dem beständigen innern Herzensgebete.

„Dieses frappirte den Kaiser so, daß er mir beide

Hände drückte und mit funkelnd nassen Augen sagte: Das ist auch meine innigste Ueberzeugung! Hierauf fragte er mich, welche unter allen christlichen Confessionen mir die beste deuche? — Ich antwortete: der Herr habe unter Allen die Seinigen. — Dieses bejahete Alexander und äußerte sich dann dahin, daß ihm die Brüdergemeine besonders gut gefiele, welches ich denn auch bekräftigte.

„Nachdem dann noch Eins und das Andere war gesprochen worden, was aber hierher nicht gehört; so wünschte ich ihm Glück, daß er so viele fromme erweckte Seelen an seinem Hofe hätte; auf seine Frage: wen ich meine, nannte ich ihm verschiedene Personen, vorzüglich die Stourdza und fügte hinzu, daß ich mit dieser einen Bund gemacht hätte, auf die Ewigkeit, dem Herrn zu dienen bis in den Tod. — Jetzt stand der Kaiser auf, drückte mir beide Hände und sagte: Nun und diesen wollen wir Beide auch schließen, bis in den Tod!

„Dann schloß er mich in die Arme, küßte mich und ich ihn, worauf er wegging."

5.

Was weiter erfolgte.

„Eine Stunde nachher wohnte ich mit meinen beiden Töchtern einem feierlichen griechischen Hochamt

bei, das aber nur dem Kaiserpaar und den ersten Hofbedienten gehalten wurde.

„Der Choralgesang der Russen ist vierstimmig; über Alles schön und feierlich. — Musikalische Instrumente brauchen sie nie bei dem Gottesdienste; auch singt nicht die Gemeinde, sondern ein Sängerchor.

„Des Mittags speisete ich (so wie des vorigen Tages geschehen war) an der kaiserlichen Tafel von 50—60 Gedecken, wo ich eine Menge einflußreicher Personen kennen lernte.

„Nach der Tafel kam ein Cavalier zu mir, der mir ankündigte, daß mir die Kaiserin eine jährliche Pension von 300 Fl. bestimmt habe. Ich wußte nicht, wie mir geschah, so unerwartet war mir das. Ich ging also zu der Kaiserin, ihr meinen Dank abzustatten; allein sie benahm sich dabei so, als sei sie mir noch Dank schuldig, daß ich es annehme.

„Nun fuhr ich mit meinen Töchtern wieder ab, und des anderen Tages nach Baden. Der Kaiser ging wieder nach Petersburg, wo er die merkwürdige Verordnung ergehen ließ, daß man in den südlichen Provinzen Rußlands Anstalten zu Colonieen-Anlagen treffen möchte, wonach er nach Wien reisete. Die Kaiserin mit ihrem Hofe kam aber nach Baden. Hier wurde mir nun das Decret wegen einer Pension von 300 Fl.

ausgefertigt und mir zugleich für das laufende Jahr 150 Dukaten in mein Logis gesandt.

„Das war aber noch nicht genug; denn meine Schulden mußten auch bezahlt werden. Dazu hatte mein himmlischer Führer auch Rath geschafft, ohne daß ich das Geringste dazu beigetragen hätte. Denn ganz unerwartet kam ein Brief vom russischen Cultus-Minister, Fürsten Alexander Gallizin, mit dem Auftrage mir den einliegenden Wechsel von 2000 Fl. einzuhändigen. Jetzt wurden meine Schulden bezahlt. Woher die 2000 Fl. kamen, das weiß ich nicht; vom Kaiser waren sie nicht.

„Nicht genug, was ich damals (1814) nicht wußte, und was Niemand wußte, daß nämlich wieder Krieg werden würde und daß mir die Besoldung nicht würde ausgezahlt werden können, das wußte der Herr, und nun höre:

„Im verwichenen Monat November kam Frau von Krüdener mit ihrer Fräul. Tochter des Abends zu mir, forderte mich, meine Frau und Töchter in's Nebenzimmer und überreichte mir einen Brief vom Fürsten von Gallizin; dieser enthielt einen Wechsel von 990 Dukaten holländisch (nach jetzigem Werthe, 3900 Thlr. Courant.) Wir fielen Alle auf die Knie und dankten dem Herrn mit Thränen.

„Gallizin schrieb nichts, von wem das Geld herkäme; sondern nur, daß es eine Liebesgabe für mich

sei. Uebrigens enthielt der Brief nur brüderliche Liebesgrüße und interessante Nachrichten vom Reiche Gottes in Rußland, der dortigen Bibelgesellschaft u. dergl. m.

„Da ich nun nicht anders vermuthen konnte, als daß das Geschenk vom Kaiser sei, schrieb ich an meine Freundin, die Fürstin Stourdza, nach Wien, und bat sie, dem Kaiser in meinem Namen zu danken. — Diesen Dank hat er lange nicht annehmen wollen; endlich hat er es denn doch anerkannt.“

Damit schließt der Brief Jung-Stilling's, soweit er sein Verhältniß zum Kaiser Alexander betraf.

Wir fügen aus anderen Quellen noch hinzu:

Alexander hat das so warm begonnene Verhältniß mit Jung-Stilling nicht fortgesetzt. Er hat ihn später nie wieder gesprochen. Wahrscheinlich aber hat ihn diese Unterredung mit dem frommen Mann nicht vollständig befriedigt.

Jung hatte keine einfachen und klaren Ansichten vom Evangelium. Er sprach mit dem Kaiser nur von der Alleinherrschaft Gottes und seinen Rechten über alle Menschen, von ihrer, von Gott gegebenen Pflicht, allen göttlichen Befehlen nachzukommen und deßhalb mit aller Anstrengung an der Zerstörung des Uebels und an der Uebung des Guten zu arbeiten. Aber er sagte Alexander kein Wort von dem ewigen Heil, das von Jesus ausgegangen, und von der Vergebung der Sünden, die dem,

der glaubt, umsonst gegeben wird. Daher brachte auch diese Unterredung mit Jung-Stilling keinen Trost in Alexander's Herz, und wie hätte er ihn auch anders trösten können, da im Menschen kein anderer Friede walten kann, als das Gefühl seiner gewissen Versöhnung mit Gott.

Mehr befriedigte ihn das Verhältniß mit der Frau von Krüdener, das später begann. Es steht dieses Verhältniß einzig da in der Weltgeschichte und hatte auch Einfluß darauf; denn es ging daraus der berühmte und vielfach gemißbrauchte Vertrag hervor, der, zwischen den drei Monarchen von Rußland, Oestreich und Preußen geschlossen, die „heilige Allianz" genannt wurde.

Bezeichnend genug für die Geistes- und Gemüthsrichtung Alexander's war sein kurzes Verhältniß mit Jung-Stilling; dieses aber, von dessen Seite mit der Misère ewiger Geldverlegenheiten begonnen, war fortgesetzt in unklarer, pietistischer Schwärmerei und endigte trotz allem Nimbus der Heiligkeit, welche Alexander zu verbreiten dachte, in trivialer Weise mit einem Gnadengeschenk, welches jener Misère des Propheten ein Ende machte. Ein unerfreuliches Lebensbild! —

III.

Frau von Krüdener und die heilige Allianz.

1.

Empeytas' Mittheilungen.

Das Verhältniß Alexander's zu Frau von Krüdener läßt noch tiefere Blicke in seinen Seelenzustand werfen, als das mit Jung-Stilling.

Ein Genfer evangelischer Geistlicher, Namens Empeytas, schrieb eine französische Broschüre unter dem Titel: Notice sur Alexandre, Empereur de Russie, par H. J. E. (Empeytas), Ministre du St. Evangile.

Diese Schrift trägt das Motto: Le coeur du Roi est en la main de l'éternel!

Der Verfasser dieser Schrift lebte seit mehreren Jahren in den frommen Umgebungen der Frau von Krüdener, die er auf ihren Zügen begleitete, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte und sich daselbst einer Momier-Gemeinde anschloß, die er später wieder verließ, um eine

eigene zu begründen. So tragen seine Mittheilungen über Frau von Krüdener und deren Verhältniß zum Kaiser Alexander jedenfalls den Charakter der Aechtheit und Wahrheit. Er hatte diese Mittheilungen ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sondern theilte nur seine Handschrift einem Sinnesverwandten mit. So kam sie in die Hände eines englischen Geistlichen, der den Kaiser in Moskau, Aachen und zuletzt in der Krim gesprochen hatte. Er bemerkte dem Verfasser, daß ihm der Kaiser seine Bekehrung und die Entstehung der heiligen Allianz ganz auf dieselbe Art erzählt habe, was ein wichtiges Zeugniß für die Wahrheit jener Angaben liefert. Auch zu ihm hatte der Kaiser gesagt: „Sprechen Sie mit aller möglichen Freimüthigkeit mit mir. Zwei Christen, die zusammenkommen, müssen sich wie Gleiche unterhalten.“ — Auch zu ihm hatte Alexander von politischen Dingen nie gesprochen, ihm aber ein Blatt gezeigt, worauf er bemerkt, was er jeden Tag in der Bibel, die er stets bei sich führte, lesen wolle.

So werden wir denn auch diese Quelle zu nachstehenden Mittheilungen über sein Verhältniß zu Frau von Krüdener, jedoch mit Hinweglassung einiger pietistischen Phrasen und Expectorationen benutzen, um ein richtiges und wahres Lebensbild damit zu geben.

2.

Alexander's fromme Gemüthsstimmung.

Alexander's Gemüthszustand ist uns aus den vorigen Abschnitten hinreichend bekannt geworden.

Man muß danach dem Kaiser Alexander die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man unmöglich von einer Alles vermögenden Macht einen mäßigeren Gebrauch machen kann. Der Philosophie huldigte Alexander freilich nicht mehr, weil er sich einer Partei zugewendet hatte, welche gegen die Philosophie ankämpft. Bei alledem muß anerkannt werden, daß er mit bewunderungswürdiger Weisheit von einer Allmacht Gebrauch machte, die manche andere Herrscher mißbrauchen würden — wozu seine Vorgänger in der Regierung die verabscheuungswürdigsten Belege geliefert hatten. Das ist das wahre Zeichen von Großherzigkeit.

Wenn Alexander sich mehr friedliebend als erobernd gezeigt hat und wenn seine edlen Gesinnungen aus einer sehr dauernden Verläugnung eigenen Interesses bei dem Glück von Europa hervorgeleuchtet haben, so geschah es nur, weil in seiner Seele Höheres als Philosophie lebte, nämlich die ihm über Alles schätzbaren Gebote des Christenthums. Er liebte sie nicht nur, er hatte sie auch zur bleibenden Richtschnur seiner Handlungen gewählt. Die Züge, die wir im Nachstehenden von Alexander mit-

theilen wollen, werden Allen ein hinlänglicher Beweis sein, die nicht von Vorurtheil und Parteigeist befangen sind.

In der ersten Hälfte seines Lebens war Alexander ein Weltmensch. Mit der Muttermilch hatte er den Sinn für Vergnügungen und Genüsse eingesogen. Dessenungeachtet fand er darin, nach seinem eigenen Geständniß, keine Befriedigung. Alle Genüsse, die er sich so leicht verschaffen konnte, machten ihm keine wahre Freude. Umsonst suchte er sich zu betäuben; sein Bewußtsein und sein Gewissen sprachen stärker als die Welt und ließen ihm keine Ruhe.

Er war überzeugt, daß endlich die Stunde kommen werde, wo er dem Könige der Könige Rechenschaft von seinem Leben und Handeln werde ablegen müssen. Er zitterte bei dem Gedanken, vor diesem Richter zu erscheinen. Darum entschloß er sich, sein Leben zu ändern. Aber dergleichen Entschlüsse vergingen gewöhnlich so schnell als sie gefaßt waren.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, wie Alexander von der Frömmigkeit des großherzoglich badenschen Hofraths Jung-Stilling hatte sprechen gehört und ihn deshalb im Jahre 1814 näher kennen lernen wollte. Wir wissen, wie wenig dessen pietistische Reden seinem Bedürfniß einer Versöhnung mit Gott genügt haben; wie sehr er sich nach einer trostreicheren religiösen Unter-

rung sehnte, und so war das Feld vorbereitet, welches Frau von Krüdener nach ihrer religiösen Ansicht als fleißige Arbeiterin im Weinberge des Herrn zu bearbeiten übernehmen wollte.

Alexander wurde indessen immer ernster. Man sah deutlich, daß er mit Eifer daran dachte, seine Leidenschaften zu zähmen, in bewegten Momenten Herr über sich zu bleiben und sich nicht aufbringen zu lassen, wenn er innerlich unwillig werden wollte gegen die, welche sich seinem Willen widersetzten. Man sah ihn oft täglich in der Bibel lesen, die er immer bei sich führte und wie er sich bemühte, ihren Geboten immer nachzukommen; aber alle seine Bemühungen waren umsonst, und wie St. Paulus (Röm. 7, 18) sagt, fand er in sich die Mittel zum Guten nicht.

So war Alexander's innerlicher Zustand, als er 1813 Petersburg verließ und in's Feld zog.

Eine Hofdame, die seine inneren Kämpfe kannte, gab ihm im Augenblicke seiner Abreise von Riga eine Abschrift des 91. Psalmes: Qui habitat in adjutorio Altissimi etc., und bat ihn, denselben oft zu lesen, weil er darin Trost finden würde, den er sehr bedürfe. Schnell ergriff der Kaiser das Papier, steckte es in die Tasche und reiste ab. Da er hierauf drei Tage in Reisekleidern blieb, so vergaß er ganz, was ihm die Dame gegeben hatte. An der Gränze des Reichs hörte er die Predigt

eines Bischofs mit an, der den 13. Vers des 91. Psalmes zum Text genommen. Dieser lautete: „Du wirst auf Löwen und Nattern wandeln, den jungen Löwen und Drachen wirst du unter deine Füße treten.“ Diese Predigt, die etwas Prophetisches hatte, erregte seine Aufmerksamkeit. Wie groß war sein Erstaunen, als er am Abend dieses Tages seine Papiere durchsah und dabei die Abschrift desselben Psalmes vorfand. Er las ihn mit Rührung und glaubte in diesem Umstande eine Fügung Gottes zu erkennen, daß er ernstlicher über sein wahres Heil nachdenken möge.

3.

Erste Zusammenkunft Alexander's mit Frau von Krüdener.

Einige Zeit nachher las er einen Brief, den Frau von Krüdener an Fräulein von Stourdza geschrieben hatte, den diese fromme junge Dame absichtlich in die Hände des Kaisers zu bringen gewußt hatte. In diesem Briefe sprach Frau von Krüdener von der Barmherzigkeit Gottes, die den Sündern durch Jesus Christus offenbart worden sei.

„Diese Frau,“ so sagte sich Alexander im Stillen, „könnte mir wohl erklären, was in meiner Seele vorgeht.“

Es begann der Feldzug von 1815. Sonntags am

4. Juni kam Alexander in Heilbronn an, um in das Hauptquartier in Heidelberg zu eilen. Als er sich Heidelberg näherte, traten ihm die Wahrheiten jenes Briefes lebhaft vor die Seele und er wünschte die berühmte Frau zu sehen. Er wußte nicht, daß sie seit drei Monaten ganz nahe bei der Stadt wohnte. Aber auch Frau von Krüdener wünschte sehr eine Unterredung mit Alexander, und war deshalb nach Heilbronn gekommen.

So wie der Kaiser anlangte, trat sie in's Vorzimmer und übergab dort dem Fürsten Wolkonsky einen Brief, worin sie um Audienz bat.

Als der Kaiser diesen Brief empfing, fragte er, von wem er sei. „Von Frau von Krüdener," war die Antwort. — „Von Frau von Krüdener!" rief er nun dreimal. „Welcher Fingerzeig der Vorsehung! Wo ist sie? Lassen Sie sie gleich hereinkommen."

In dieser ersten Zusammenkunft bemühte sich Frau von Krüdener, den Kaiser in sich selbst eingehen zu lassen, indem sie ihm seinen sündigen Zustand, die Unordnungen seines vergangenen Lebens und den Stolz zeigte, der dem Regenerationsplane seines Reichs zum Grunde gelegen habe.

„Nein, Sire," sagte sie ihm mit Heftigkeit, „Sie haben sich dem Gottmenschen noch nicht wie ein Verbrecher genähert, der um Gnade bittet. Sie haben noch keine Gnade von dem erhalten, der allein auf Erden

Macht hat, Sünden zu vergeben. Noch sind Sie in diesen Sünden befangen, denn Sie haben sich noch nicht vor Jesus gedemüthigt. Noch haben Sie nicht wie die Zöllner aus Herzensgrunde gesagt: O Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Darum haben Sie keinen Frieden. Hören Sie die Stimme einer Frau, die auch einst eine große Sünderin war, nun aber Vergebung all' ihrer Sünden am Fuße des Kreuzes Christi gefunden hat."

In diesem Sinne sprach Frau von Krüdener mit dem Kaiser fast drei Stunden lang. Der Kaiser vermochte nur einige abgebrochene Worte hervorzubringen. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und vergoß einen Strom von Thränen. Alle Worte, die er hörte, waren, wie die Schrift sagt, ein zweischneidiges Schwert, das ihm tief in Seele und Geist drang und über die Gedanken seines Herzens Gericht hielt.

Alexander war durch die Worte der Rednerin in einen sehr bewegten Zustand gekommen. Darum bat ihn diese um Verzeihung wegen des Tons, worin sie zu ihm gesprochen. „Verzeihen Sie, Sire," sprach sie zu ihm, „und glauben Sie, daß ich in der vollen Aufrichtigkeit meines Herzens und vor Gott gesprochen, und daß ich Ihnen Wahrheiten gesagt habe, wie dieses noch kein anderer Mensch gethan. Ich habe nichts als eine heilige Pflicht an Ihnen geübt."

„Seien Sie ohne Furcht," erwiderte Alexander, „Ihre

Rede steht in meinem Herzen gerechtfertigt. Sie haben mir beigestanden, Dinge in meinem Innern zu entdecken, die ich nie gesehen. Ich danke Gott dafür und ich bitte Sie daher, sich nicht weit von mir zu entfernen."

4.

Weitere Zusammenkunft Alexander's mit Frau von Krüdener in Heidelberg.

Am folgenden Morgen reiste Alexander ab in's Hauptquartier. Kaum war er dort angekommen, so lud er Frau von Krüdener zu sich ein, da er ein dringendes Bedürfniß habe, sich im Einzelnen genau über das auszusprechen, was ihm so lange auf dem Herzen gelegen und alle seine Gedanken beschäftigt habe. „Sie werden finden," schrieb er, „daß ich ein kleines Haus vor der Stadt bewohne. Ich habe es vor Allem gewählt, weil ich da mein Panier, ein Kreuz, in einem Garten gefunden habe."

Frau von Krüdener folgte sogleich dieser Einladung. Sie reiste mit den Ihrigen am 8. Juni von Heilbronn ab und kam am andern Morgen in Heidelberg an.

Ihre Wohnung nahm sie in einem Bauernhause am linken Neckarufer, am Fuße einer Anhöhe, zehn Minuten von Alexander's Wohnung entfernt. Unter dieses niedrige Dach kam der Kaiser Alexander, wenn er sich

seinen vielen Geschäften entzogen, gewöhnlich einen Tag um den andern, und blieb bei ihr von Abends zehn bis Morgens zwei Uhr, wo er mit ihr und ihren frommen Umgebungen Gottes Wort las und sich vertraut mit ihnen über die Wahrheiten des Heils unterhielt.

Diese Zusammenkünfte dauerten die ganze Zeit, wo sich Alexander in Heidelberg aufhielt. Mehrere Zeitungen behaupteten damals, sie hätten einen politischen Zweck gehabt. Dem ist nicht so. Eine wunderbare Schickung brachte uns*) zu dem großen Fürsten, der, um sein Gewissen zu beruhigen, die Mitwirkung unserer Frömmigkeit verlangte.

Wir hätten schwer an Gott zu sündigen und die heiligen Rechte des Vertrauens zu verletzen geglaubt, welches der Kaiser in uns setzte, wenn wir mit ihm nur einen Augenblick von den vergänglichen Dingen dieser Welt gesprochen hätten. Wohl sind Leute von allen Parteien in uns gedrungen, für ihr Vorhaben und ihre Absichten beim Kaiser einzuwirken; aber wir haben dieses nie gethan.

Alexander wünschte so lebhaft, schnell in Erkenntniß der Wahrheiten fortzufahren, daß er uns immer einige Stellen der heiligen Schrift anführte, um darüber zu

*) Der Verfasser dieser Mittheilungen, Abbé Empeytas, befand sich damals in den frommen Umgebungen der Frau von Krüdener.



sprechen, und was er darüber sagte, bewies, daß er vom Licht des heiligen Geistes erleuchtet war.

Als ich ihm das erste Mal vorgestellt wurde, sprach er einige Augenblicke mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes über Unordnungen seines früheren Lebens. Hierauf nahm ich mir die Freiheit, ihm zu sagen: „Sire, haben Sie jetzt den Frieden Gottes? Sind Sie gewiß, daß Ihnen Ihre Sünden verziehen?"

Hierauf schwieg er einen Augenblick. Es war, als frage er sich selbst und als fürchte er sich zu irren. Aber plötzlich schien ein Schleier von seinem Antlitz gezogen. Er richtete es mit lebhaftem, reinem Blick gen Himmel und antwortete mit fester, voller und zuversichtlicher Stimme:

„Ich bin glücklich! ... Ja, ich bin glücklich! ... ich habe den Frieden ... den Gottesfrieden ... Freilich bin ich ein großer Sünder ... aber seit mir Madame — auf Frau von Krüdener deutend — gezeigt hat, daß Jesus gekommen ist, zu suchen und zu erretten, was uns verloren war, seit dieser Zeit weiß ich ... glaube ich, daß mir meine Sünden vergeben sind. Das Wort Gottes sagt: Wer an den Heiland glaubt, geht vom Tode zum Leben über ohne Gericht ... Ich glaube, ja ich habe den Glauben ... Johannes der Täufer sagt: Wer an den Sohn und das ewige Leben glaubt ... Aber ich bedarf frommer Gespräche; ich muß sagen und

aussprechen können, was in mir vorgeht; ich muß guten Rath hören, es müssen mich Menschen umgeben, die mir helfen auf dem Pfad der Christen zu wandeln und mich über das zu erheben, was irdisch ist, und die mein Herz mit himmlischen Dingen erfüllen."

Aus diesem Gespräche, von dem ich nichts Genaueres sagen kann, ersah ich, daß Alexander das schätzbare Geschenk des Glaubens empfangen habe, des einfachen und festen Glaubens, der sich nur auf Gottes Wort stützt, und der, eben weil er von Gott kommt, über alles Denken und Reden der Menschen sich erhebt.

Im Gespräch kam er oft auf den Nutzen der heiligen Schrift, wenn man sie mit Unterwerfung liest.

Eines Abends sagte er zu uns, daß er seit langer Zeit von Gott die Lust erhalten habe, in der Bibel zu lesen und zu beten; daß er alle Tage, so viel er auch Geschäfte habe, drei Kapitel darin lese: eins aus den Propheten, eins aus den Evangelien und eins aus den Episteln. Selbst im Kriege, und wenn die Kanonen um sein Zelt donnerten, lasse er sich nicht in seiner Andacht stören. In der Zeit, wo er sich zu Gott und göttlichen Dingen hingezogen fühle, bemühe er sich, sein Leben so einzurichten, wie es die heilige Schrift befehle und Alles zu vermeiden, was sie verbietet; aber er habe nie eine Sünde aus seinem Herzen reißen können; jetzt

fühle er die Macht der Gnade und des Geistes Jesu, der uns allein die Kraft verleihen kann, das zu üben, was er uns befiehlt; daß er endlich eine Ruhe und einen Frieden fühle, der ihn in allen Lagen und Umständen seines Lebens begleite.

Einst sprach ich zu ihm von der Wirksamkeit des Gebetes der Getreuen, die sich ihrem Vater mit der Zuversicht nähern, daß sie erhört werden. Ich führte bei dieser Gelegenheit mehrere Beispiele an, wo Gebete auf eine wunderbare Weise erhört worden sind. Darauf erwiderte der Kaiser:

„Ich kann versichern, ich habe mich oft in mißlichen Lagen (Situations sabreuses sagte er) befunden, mit Hülfe des Gebets habe ich sie aber immer überstanden. Ich will Ihnen hier etwas sagen, was Weltmenschen sehr in Erstaunen setzen würde, wenn es bekannt wäre. Wenn ich meine Minister bei mir habe, die doch im Herzen nicht gleichen Sinnes mit mir sind, und wenn sie andere Meinungen und Ansichten von etwas haben, so streite ich nicht mit ihnen, sondern bete im Stillen. Dann sehe ich, wie sie sich nach und nach den Grundsätzen der Milde, der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit nähern."

Ein anderes Mal sprach ich mit ihm von der Nothwendigkeit des festen Glaubens und bemerkte dabei, daß derselbe auf Gottes Wort, als einer festen, unerschütter-

lichen Grundlage, fußen müsse; so habe Abraham an Gott geglaubt, und darum wurde er gerecht erkannt.

„Ach ja," entgegnete Alexander, „man muß den einfältigen und lebendigen Glauben haben, der nichts kennt, als den Herrn, der da hofft, wo gar nichts zu hoffen ist; aber es gehörte Muth dazu, Isaak zu opfern. Sehen Sie, der fehlt mir. Bitten Sie Gott, daß er mir die Kraft verleiht, Alles für die Nachfolge Jesu Christi aufzuopfern und dies noch vor den Menschen zu bekennen."

Auf meine Aufforderung beteten wir Alle, um Gott um diese Gnade für Alexander zu bitten. Da wir knieend beteten, so erhob er sich nach einigen Augenblicken, die Augen voll Thränen, das Gesicht aber strahlend von der süßen, sanften Freude, die nur das Gefühl des Gottesfriedens gibt. Er nahm mich bei der Hand, drückte sie und sagte zu mir: „Ach, wie stark fühle ich die Bruderliebe, welche die Jünger Christi mit einander verbindet! Ja, Ihre Liebe wird erhört, es wird mir, wie von oben gegeben, öffentlich meinen Heiland zu bekennen!"

Während er in Heidelberg war, las er die Psalmen. Am 19. Juni hat er den 35. Psalm gelesen (Judica Domine nocentes me). Abends sagte er uns, derselbe habe ihm alle Unruhe genommen, die er noch über den Ausgang des Krieges gehabt, und er sei überzeugt, er handle ganz nach Gottes Willen.

Er gab mir die Bibel und bat mich, diesen Psalm

vorzulesen. Zwischen den Abschnitten theilte er mir die Umstände aus seinem Leben mit, welche Bezug darauf hatten. Als ich an die Stelle kam: „Sie haben mir Gutes mit Bösem vergolten, denn sie haben mir nach dem Leben gestrebt; ich aber habe mich in einen Sack gekleidet, wenn sie krank waren; ich kasteiete meine Seele mit Fasten und habe gehandelt, als ob es mein genauer Freund wäre!" sagte er zu mir: „Ich bete Tag und Nacht für meine Feinde und fühle, daß ich sie lieben kann, wie es das Evangelium befiehlt." Und bei den Worten: „Erwache, erwache, o mein Gott und Herr, um mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und meine Sache zu vertheidigen!" setzte er hinzu: „Gott wird dieses thun, davon bin ich überzeugt; die Sache, um die wir kämpfen, ist seine Sache, denn es handelt sich dabei nur um das Glück der Völker. Ach! möchte mir Gott die Gnade erweisen, daß ich Europa den Frieden schaffen kann; gern will ich mein Leben dafür hingeben."

Zwei Tage darauf wurden die von den Franzosen errungenen Vortheile bekannt. Alle, die Alexander umgaben, waren voll Furcht und fast muthlos; er selbst aber hatte volles Vertrauen in den göttlichen Schutz, rief seinen Heiland an und bat ihn um Rath und Stärke. Nach einem inbrünstigen Gebet griff er zur Bibel, um darin wie gewöhnlich zu lesen. Er schlug den 37. Psalm auf und las ihn. Mächtig stärkte ihn

die göttliche Vorsehung. So erhoben durch sein religiöses Gefühl, eilte er zu seinen Verbündeten und suchte ihnen sein Vertrauen und seinen Muth einzuflößen.

Nachdem er uns dieses erzählt hatte, fuhr er fort: „Ich hätte gewünscht, Sie hätten damals den Ausdruck meines Gesichts gesehen; Sie hätten gleich die Ueberzeugung gehabt, daß ich von oben unterstützt wurde und daß meine Seele mitten unter Beunruhigten und Beängstigten im tiefsten Frieden war."

Als ich an dem Tage in's Zimmer trat, wo die Nachrichten vom Siege der verbündeten Armeen eingegangen waren, kam er mir mit herzlicher Freude entgegen, ergriff mich bei der Hand und sprach: „Ach, heute, mein lieber Freund, müssen wir dem Herrn für seine Wohlthaten und seinen Schutz danken." Nun sank er zuerst auf seine Knie und vergoß heiße Thränen des Dankes zu den Füßen seines schützenden, befreienden Gottes. Gestärkt vom Gebet, stand er wieder auf und sagte: „Ach, wie glücklich bin ich! Mein Heiland ist mit mir; er will sich meiner bedienen, um den Völkern den Frieden zu geben. Ach, wenn alle diese Völker die Wege der Vorsehung begreifen und dem Evangelium gehorchen wollten — wie glücklich wären sie!" Dieses letzte Wort sprach er mit dem Ausdrucke wahrer Bruderliebe, die nur aus einem vom heiligen Geist wiedergeborenen Herzen hervorgehen kann.

Kurz darauf sprach er: „Ach, wie glücklich würde es mich machen, wenn mein Bruder Constantin sich bekehren wollte; ich liebe ihn so sehr!*) und es thut mir sehr wehe, daß er noch in der Finsterniß der Sünde wandelt. Ich trage ihn in meinem Herzen und ich werde nicht mit Gebet zum Allmächtigen aufhören, bis er ihm die Augen eröffnet."

5.

Alexander und Frau von Krüdener in Paris.

Als Alexander nach Frankreich zog, bat er uns, ihm zu folgen. Deshalb gab er uns Pässe dorthin und verließ Heidelberg am 25. Juli. Wir folgten in entgegengesetzter Richtung auf der Courierstraße, um die Orte zu vermeiden, die Napoleon noch besetzt hielt. Unsere Reise war sehr mühsam und peinlich mitten durch verwüstete Provinzen und verbrannte, rauchende Dörfer.

Am 14. August kamen wir endlich in Paris an.

Am folgenden Morgen eilte Frau von Krüdener, ihrem Kaiser die Aufwartung zu machen. Sie hatte den Trost, ihn immer fester auf dem Wege des Heils wandeln zu sehen. Er bat sie, ihre Wohnung nahe bei ihm zu wählen, „weil ich," sagte er, „hier mitten in der

---

*) Wie wenig der Großfürst Constantin diese Liebe verdiente, wird der folgende, ihn betreffende Hauptabschnitt beweisen.

großen Welt meine Besprechungen von Heidelberg fortsetzen will."

Alexander hatte eine Wohnung im Café Bourbon bezogen, dessen Garten an die Champs élysées stieß. Frau von Krüdener nahm, nach Alexander's Wunsch, ihre Wohnung in dem Hôtel Montchenu, dessen Gärten auch an diese Promenade der Pariser führten. Alexander ging, so lange er in Paris war, immer durch die Champs élysées zu Frau von Krüdener, und zwar einen Tag um den andern.

Seine Lage war mißlich und hart; denn Aller Augen waren auf ihn gerichtet und jeder seiner Schritte wurde beobachtet.

Alexander fühlte, daß er sich offen zu Jesus, seinem Heiland, bekennen müsse und daß dies auf keine feierlichere Weise geschehen könne, als wenn er mitten in der Hauptstadt der Willkürlichkeit zu den Jüngern Christi sich bekenne und dann kein irdischer Grund ihn auf seinem Wege aufzuhalten vermöge. Bei dem Allen hatte er kein großes Selbstvertrauen; denn er kannte sein Herz und deswegen verließ er sich nicht auf seine eigene Kraft.

„Bitten Sie für mich," sprach er einst zu uns, „aber nicht, daß das Uebel abgewendet werde, das mir die Menschen thun können, das fürchte ich nicht, denn ich bin in den Händen Gottes; bitten Sie vielmehr den Allmächtigen, auf daß er mich stärke gegen den nach-

theiligen Einfluß meines Aufenthalts in Paris. Bisher widerstand ich durch Gottes Schutz der Verführung. Aber der Mensch ist so schwach, daß er der Verführung unterliegt, die ihn überall umringt, wenn ihn Gottes Gnade nicht aufrecht erhält. Ich fühle, wie nothwendig es ist, die Welt zu fliehen, und deshalb habe ich eine entlegene Wohnung verlangt. In meinem Hause herrscht Ruhe; ich arbeite, ich lese Gottes Wort, ich unterhalte mich durch Gebet mit Gott, und ich sehe seinen gnädigen und barmherzigen Schutz in Allem, was mir begegnet, und in Allem, was ich durch ihn vermeide."

Besonders in seinem zweiten Einzug in Paris fühlte er Gottes besondern Schutz, weil — dabei wenig Blut vergossen wurde. Sein Vertrauen auf Gott war so groß, daß er sorgfältig von seiner Wohnung den pomphaften Schutz entfernte, den andere Monarchen gern um sich haben. Er sagte zu Frau von Krüdener: „Auf menschliche Weise zu reden, konnte ich erst nach sechs Monaten auf den Sieg hoffen; ich bin aber schon am achtzehnten Tage meiner Abreise von Heidelberg in Paris eingezogen und habe dabei nur vierzig Mann verloren. Das ist freilich viel, wenn man an den Werth eines Menschen denkt; aber ohne Gottes Schutz hätte ich eine große Menge Leute verloren und hätte wohl unter den Schlägen und Künsten meines Feindes erliegen können.

Wer sein Vertrauen auf Gott setzt, wird nie zu Schanden werden."

Alle, die um Alexander's Leben in Paris wußten, haben die mächtige Hand Gottes erkannt, die ihn vor großen Gefahren behütete. Man erzählt sich in dieser Beziehung Verschiedenes. Einen dieser Züge wollen wir mittheilen, der weniger bekannt ist.

Einst trat Alexander bei Frau von Krüdener ein und sprach: „Nun, heute hat man mich vergiften wollen!" — „Wie, Sire, erklären Sie sich! Was sagen Sie? Ich bitte Sie." — „Ja, man fand in meiner Vorrathskammer unter den Weinflaschen, die gewöhnlich auf meine Tafel kommen, eine Flasche vergifteten Weins, die auf unbegreifliche, unerklärliche Weise dorthin gesetzt worden. Der Koch wollte sehen, ob es auch der rechte Wein sei, den ich gewöhnlich trinke, öffnete die Flasche und trank davon. Er wäre gestorben, wenn man nicht gleich die rechten Mittel angewendet hätte... Ueberdies habe ich eben einen Brief erhalten." Wir lasen eine fürchterliche Todesdrohung, weil Alexander nicht gewollt, daß der König von Rom auf den französischen Thron komme. Der Brief war unterzeichnet: „Der Hauptmann der Königsmörder." Wir waren ganz erschrocken; aber Alexander sagte: „Seien Sie ruhig, Gott wacht, er behütet mich. Ich bin ohne Furcht. Der Ewige ist mit mir; ich brauche also die Menschen nicht zu fürchten."

Diese Worte brachten eine solche Wirkung auf die Officiere hervor, daß Alexander die große Freude hatte, sie in der feierlichsten Stimmung vor sich zu sehen.

Ein anderes Mal sprach es Frau von Krüdener gegen ihn aus, wie sehr er sich darüber freue, daß er Jemanden mit Großmuth behandelt habe, ohne im Mindesten an eigenes Interesse zu denken, wiewohl derselbe ihm sehr wehe und unrecht gethan habe.

„Madame,“ sagte Alexander, „ich bin Christi Jünger. Ich habe das Evangelium dabei vor Augen gehabt, und daran denke ich auch nur und meine: wenn man mich zwingen will eine Meile zu machen, daß ich deren zwei zurücklegen muß, und daß ich dem auch meinen Mantel geben muß, der mir mein Kleid nimmt.“

Milde seines Herzens war die Folge seines lebendigen Glaubens; daher verzieh er nicht nur denen, die ihn beleidigt hatten; er demüthigte sich auch vor denen, die er gekränkt zu haben glaubte. Ich werde hier ein Beispiel erwähnen, wie Alexander selbst sich durch die Verschiedenheit der Stände nicht irre machen ließ, wenn es galt, einer Vorschrift des Evangeliums zu folgen.

Wenn er zu Frau von Krüdener ging, nahm er gewöhnlich den Kammerdiener des Grafen Wolkonsky mit. Dieser hieß Joseph, und der Kaiser schenkte ihm sein besonderes Vertrauen. — Im Vorzimmer der Frau von Krüdener fragte ihn der Kaiser: „Joseph, hast Du

meinen Auftrag ausgerichtet?“ — „Ach, Sire,“ antwortete Joseph ganz beschämt, „ich habe es vergessen!“ — „Künftig aber,“ erwiderte der Souverain in rauhem Tone, „wenn ich Dir etwas befehle, verlange ich, daß es pünktlich ausgeführt werde.“

Mit diesen Worten trat er in den Salon der Frau von Krüdener. Diese ging ihm entgegen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Alexander aber fühlte im Geiste Gottes schon einen Vorwurf für sein rauhes Wesen und antwortete daher der Frau von Krüdener in abgebrochenen Worten: „Wohl, Madame ... wohl ... ja, so ziemlich wohl! ...“ Frau von Krüdener bemerkte des Kaisers Unruhe und sagte zu ihm: „Sire, was ist Ihnen? Sie sind bewegt!“ — „Madame, es ist nichts. ... Um Vergebung ... ich komme den Augenblick wieder.“

Nun ging Alexander und sagte zu Joseph, der im Vorzimmer stand: „Vergieb mir, Joseph, ich war zu hart, zu rauh gegen Dich.“ — „Aber, Sire,“ antwortete der Diener voll Erstaunen. — „Ich bitte Dich, verzeih' mir.“ Joseph wagte nicht zu antworten. Da ergriff ihn Alexander bei der Hand. „Sage mir, Joseph, daß Du mir vergiebst.“ — „Ja, Sire!“ — „Nun, ich danke Dir.“

So hatte Alexander gleich der Stimme seines Herzens gefolgt, und fand darum seinen Frieden wieder.

Er trat hierauf mit einem Ausdruck inniger Freude und reinen Gewissens in's Zimmer und begann sogleich sein frommes Gespräch mit uns.

Am 10. September hielt Alexander Musterung über seine Armee bei Vertus in der Champagne, und am folgenden Tage wurde ein religiöses Fest gefeiert, dem wir auf seine Einladung beiwohnten. Es waren sieben Capellen für die griechische Kirche errichtet. Einhundertundfünfzigtausend Mann ohne Waffen standen um diese Gezelte herum und sandten ihre Gebete zu Gott, dem Gott der Christen. Als Alexander von dieser Feier zurückkehrte, kam er sogleich zu Fuß zu Frau von Krüdener. Kaum konnte er seine Freude mäßigen. „Dieser Tag," sagte er, „war der schönste meines Lebens. Ich werde ihn nie vergessen. Mein Herz war voll Liebe für meine Feinde; ich konnte mit Innigkeit für Alle beten, und am Fuße des Kreuzes Christi habe ich das Heil Frankreichs von Gott erfleht."

6.

Entstehung der heiligen Allianz.

Einige Tage vor der Abreise des Kaisers Alexander aus Frankreich sprach er: „Ich bin im Begriff, Frankreich zu verlassen. Zuvor aber will ich durch einen öffentlichen Act dem Gott Vater, Gott Sohn und Gott

heiligen Geist die Huldigung und den Dank darbringen, die wir ihm schuldig sind. Darum will ich die Völker einladen, dem Evangelium gehorsam zu folgen. Hier ist der Entwurf dieses Acts. Ich bitte Sie, ihn mit Aufmerksamkeit durchzugehen und es mir zu sagen, wenn Sie darin einen Ausdruck finden, den Sie nicht billigen. Ich wünsche sehr, daß der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen sich für diesen frommen Act der Anbetung verbänden, und daß wir wie die Könige des Morgenlandes wären, welche die Hoheit des Heilandes anerkannten. Beten Sie mit mir zu Gott, daß auch meine Verbündeten geneigt werden, den Act zu unterzeichnen."

Am folgenden Morgen kam Alexander, den Entwurf wieder zu holen. Er hörte mit der größten Bescheidenheit unsere Bemerkungen an. Schon am folgenden Tage trug er den Bundesvertrag der „heiligen Allianz" selbst zu den Verbündeten. Sehr erfreut war er, daß sie sogleich auf die Ansicht eingingen. Am Abend kam er zu uns und erzählte, wie Alles gegangen, und wir dankten Alle Gott für den glücklichen Erfolg.

So entstand die heilige Allianz, die Jedermann beschäftigt hat und über die so entgegengesetzte Urtheile gefällt worden sind.

Wenn in der Folge andere Fürsten den in seinem Ursprunge so einfachen und reinen Act dazu mißbrauchten,

um darauf ihr eigenes politisches System zu gründen, so kann der daraus entstandene Mißbrauch der Gradheit und frommen Absicht Alexander's keinen Abbruch thun.

7.

Der Act der heiligen Allianz und Alexander's Ukase.

Der Act der heiligen Allianz lautete wörtlich wie folgt:

„Im Namen der heiligen untheilbaren Dreieinigkeit!

„Ihre Majestäten der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland sind durch die Reihe großer Ereignisse in Europa seit den drei letzten Jahren, besonders aber durch die von der göttlichen Vorsehung auf ihre Staaten ausgegossenen Wohlthaten zu der innigen Ueberzeugung gelangt, daß sie künftig in ihren gegenseitigen Verhältnissen die erhabenen Wahrheiten zum Grunde legen müssen, welche die ewige Religion unseres göttlichen Heilandes lehrt. Sie erklären daher feierlich, daß dieser Act keinen anderen Zweck hat, als vor der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß zu erklären, sie wollen in den Regierungsangelegenheiten ihrer Staaten sowohl, als in den politischen Verhältnissen mit allen andern Regierungen nur die Vorschriften unserer heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, der Menschenliebe und des Friedens zu Grunde legen, die ihre An-

wendung nicht nur im Privatleben finden, sondern auch direct auf die Entschlüsse der Fürsten einwirken und alle ihre Maßregeln leiten müssen, da sie das einzige Mittel sind, menschliche Einrichtungen zu befestigen und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen.

„Danach sind ihre Majestäten über folgende Punkte übereingekommen:

„Art. I. Im Einklange mit den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu betrachten, wollen wir, die drei contrahirenden Monarchen, einig und vereint bleiben durch die Bande wahrer und unauflöslicher Bruderliebe; sie wollen sich als Bürger eines Vaterlandes betrachten, sich bei jeder Gelegenheit und überall Beistand, Hülfe und Unterstützung angedeihen lassen; und da sie sich in Beziehung auf ihre Unterthanen und Heere wie Familienväter betrachten, so wollen sie solche in dem Geist der Brüderlichkeit leiten und führen, von dem sie zum Schutz der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit durchdrungen sind.

„Art. II. Hiernach soll künftig als einziger Grundsatz sowohl zwischen den besagten Regierungen als zwischen ihnen und ihren Unterthanen gelten, daß sie sich wechselseitige Dienste leisten, daß sie unwandelbares Wohlwollen zu einander hegen und sich dabei nur als Glieder einer einzigen christlichen Nation betrachten. Die drei Fürsten betrachten sich selbst nur als Abgeordnete der

Vorsehung, um die Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oestreich, Preußen und Rußland. Sie erkennen dadurch an, daß das christliche Gesammtvolk, zu dem sie und ihre Nationen gehören, wirklich keinen anderen Souverain und Oberherrn haben, als den, welchem alle Macht gehört, weil sich in ihm alle Schätze der Liebe, des Wissens und der unendlichen Weisheit vereinigt finden, nämlich Gott, unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens.

„Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt, daß sie sich täglich mehr in den Grundsätzen und in der Uebung der Pflichten stärken, die der himmlische Heiland den Menschen gelehrt hat; dies ist das einzige Mittel, den innern Frieden zu genießen, der von dem guten Gewissen kommt und der allein dauerhaft ist.

„Art. III. Alle Mächte, die sich feierlich zu den heiligen Grundsätzen bekennen wollen, aus denen gegenwärtiger Act entstanden ist, und die gleichfalls erkennen, es sei für das Glück der allzu lang bewegten Völker sehr wichtig, daß diese Wahrheiten künftig auf das menschliche Geschick allen möglichen Einfluß haben, alle diese Mächte sollen mit Freude, Liebe und Eifer in diesen Bund aufgenommen werden.

(gez.) Franz. Friedrich Wilhelm. Alexander."

So lautete diese in die europäische Politik tief eingreifende Urkunde, welche nicht selten Vorwand und Motiv abgegeben hat, jede Freiheit des geistigen Aufstrebens, jeden Fortschritt in der Entwickelung des Staatenlebens zu unterdrücken und damit am Ende die Farbe einer obscuren Verschwörung der Monarchen gegen Aufklärung und Fortschritt anzunehmen schien. Und diese Acte der heiligen Allianz, welche erst neuerlich durch die Anmaßungen Rußlands, wodurch der große europäische Krieg hervorgerufen wurde, zerrissen ist, — dieses Zeugniß des ausgeprägtesten frommgläubigen Pietismus ist um so merkwürdiger, als es, aus dem innersten frommen Gemüthe Alexander's und dessen menschenfreundlichem, wohlwollendem und edlem Herzen hervorgegangen, einen Beitrag für die psychologische Anschauung des Seelenzustandes dieses edlen, in seiner wohlwollenden Richtung dennoch so verirrten Monarchen liefert.

In gleichem Sinne war auch der im Jahre 1817 von ihm erlassene Ukas abgefaßt.

Er lautete:

„Auf meiner Reise durch die russischen Provinzen habe ich zu meinem großen Leidwesen hören müssen, wie viele Geistliche ganz unpassendes Lob auf mich in ihren Predigten bringen; denn nicht mir gehört das Lob, sondern allein Gott. Wollte ich mir den Ruhm der Ereignisse zuschreiben, in denen sich schließlich die

Hand Gottes zeigte, so hieße dieses den Menschen den Ruhm zuschreiben, der dem Allmächtigen gehört. Ich halte es also für meine Pflicht, dergleichen unpassende Lobeserhebungen zu verbieten und empfehle dem Senat, die nöthigen Verordnungen ergehen zu lassen, auf daß man solches, meinen Ohren so unangenehme Lob künftig unterlasse.

Alexander."

8.

Kurzer Lebenslauf der Frau von Krüdener.

Diese höchst merkwürdige Frau, die in ihren großartigen frommen Verirrungen eine Rolle gespielt hat, wie wenig Frauen, war im Jahre 1766 in Riga geboren.

Juliane Freifrau von Krüdener erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eine sorgfältige Erziehung. Ihr Vater war einer der reichsten Gutsbesitzer in Kurland. Er stammte aus einem alten deutschen Rittergeschlecht.

Neun Jahre war sie alt, als ihre Aeltern sie mit nach Paris nahmen. Dort wurde bald das Haus ihres ebenfalls hochgebildeten Vaters der Sammelplatz der hervorragendsten Dichter, Philosophen und Schriftsteller Frankreichs.

Bald hatte man Veranlassung, den Witz und die

Kenntnisse der schnell sich entwickelnden Jungfrau zu bewundern. Sie gefiel weniger durch Schönheit, als durch ihren feinen Wuchs, ihre zarten Züge und kindliche Heiterkeit. Sie besaß alle Reize, die Anmuth und Bildung bei jugendlicher Unschuld gewähren, dabei ein weiches Herz und eine dem Himmel der Unschuld und des Glaubens offene Phantasie; aber es war ihr auch eine unwiderstehliche Hinneigung zu schwärmerischen Träumereien eigen.

Sie wurde, ohne um ihren Willen gefragt zu werden, schon in ihrem vierzehnten Jahre mit einem durch edles Wesen und seltene Bildung ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, vermählt. Dieser war damals schon 36 Jahre alt.

Diesen ihren Gemahl, der ein bedeutendes Vermögen hatte, begleitete sie nach Venedig. Hier lebte er mehrere Jahre als russischer Gesandter und zog ebenfalls wie in Petersburg durch seinen Rang, Bildung und Reichthum die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seine damals noch so jugendliche Gemahlin glänzte in den ersten Cirkeln durch Geist und Liebenswürdigkeit. Sie sah sich stets von zahlreichen Verehrern umringt, und dennoch war sie, von ihren schwärmerischen Gefühlen und ihrer lebhaften Einbildungskraft stets aufgeregt, nicht glücklich.

Sie wurde Mutter eines Sohnes und einer Tochter. Jener wurde später kaiserlich russischer Geschäftsträger

in der Schweiz. In der vornehmen Welt hatte er sich einen gewissen Ruf erworben, indem er in Berlin den jungen Mursinna im Duell erschoß. Ihre Tochter wurde die Gemahlin eines Barons von Berkheim, eines Bruders des damaligen badenschen Ministers. Diese ihre Ehe war aber unglücklich und wurde getrennt.

Frau von Krüdener trennte sich alsdann von ihrem Gemahl und wie sie selbst in einem Briefe an ihren Schwiegersohn andeutete, trug sie die Verschuldung dieser Trennung durch ihre natürliche Lebhaftigkeit, und die Lockungen der großen Welt hatten sie zu einer Verirrung hinreißen lassen, welche ihr eheliches Verhältniß zerrüttete. Im Jahre 1791 kehrte sie in das Haus ihrer Aeltern zurück.

Dort in Riga galt sie allgemein für eine der liebenswürdigsten Frauen, die Lebhaftigkeit des Geistes mit Anmuth zu verbinden wissen.

Indeß fühlte sie sich dort unbefriedigt durch ihre weniger geistvolle und gebildete Umgebung. Sie ging daher 1794 wieder nach Paris. Hier suchte sie in den ersten Kreisen dieser reichen und glänzenden Weltstadt das Glück außer sich in Vergnügungen und Zerstreuungen. Aber ihr Inneres blieb dadurch unbefriedigt und sie ging nach Leipzig, um künftig ihr Leben in frommer Einkehr in ihr Gemüth mit Buße und Gebet hinzubringen.

Hierher folgte ihr der junge Abbé Empeytas, dessen

frommen Verkehr mit dem Kaiser Alexander wir bereits geschildert haben; und dieser lebte von da an mehrere Jahre in ihrer intimen Gesellschaft, wo er die Leitung ihrer frommen Conventikel übernahm.

Von Leipzig, wo sie einige Zeit eingezogen lebte, ging sie nach Rußland und von dort 1801 abermals nach Paris. Auch jetzt wieder lebte sie in dieser sybaritischen Weltstadt ganz den geselligen Vergnügungen und ihren prunkenden Freuden. Sie hatte einen Kreis von Schöngeistern und Gelehrten um sich versammelt, die damals alle ihre Gedanken beherrschten. Doch arbeitete sie fleißig mitten im Flitterglanz des eiteln Weltlebens an ihrem schon früher begonnenen Roman: „Valérie, ou lettres de Gustave Linar à Erneste de G.", worin sie ein Verhältniß schilderte, das ihr selbst einst theuer gewesen war. Es war ihr Ehrgeiz, diesem Roman, in welchem sich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausspricht, eine klassische Vollendung zu geben und dadurch sich einen Ruf als schöngeistige Schriftstellerin zu begründen.

Bald nachher erweckte der Sturz der preußischen Monarchie den nordischen Ernst wieder in ihrem Gemüth, der bisher im Leichtsinn des Weltlebens fast untergegangen war. Sie begab sich damals zu der Königin Louise, und das klare, reine Gemüth dieser hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Natur der Frau

von Krüdener eingewirkt, als diese auf die Königin von Preußen.

Damals fühlte sich Frau von Krüdener durch den Pietismus der Brüdergemeinde zuerst angezogen.

Auf's Neue begab sie sich nach Paris, wo viele der Empfänglichen sich ihr anschlossen. Als bald darauf der große nordische Krieg ausbrach, ging die rast- und ruhelose Frau nach Genf und 1813 nach Deutschland. Ueberall beschäftigte sie sich mit dem Enthüllen einer unsichtbaren Welt in ihrem eigenen Innern, indem sie von der äußern Welt sich immer mehr abgestoßen fühlte. In Karlsruhe machte sie die Bekanntschaft des frommen Schwärmers Jung-Stilling und hatte viel Verkehr mit ihm.

Schon jetzt glaubte sie berufen zu sein, den Armen das Evangelium zu predigen. Sie begab sich nach Heidelberg, um einen zum Tode verurtheilten Verbrecher durch den Trost des göttlichen Wortes zu erquicken. Als sie darauf im Herbst 1814 wieder nach Paris kam, hielt sie in ihrem Hause religiöse Versammlungen. Die bedeutendsten Personen füllten eine Reihe dunkler Gemächer. Durch die offenen Thüren sah man sie im Hintergrunde eines schwach erleuchteten Zimmers, im faltigen weißen Gewande einer Priesterin auf ihre Kniee niedergesunken, mit gefalteten Händen laut beten.

In jener Zeit begann bei ihrer Anwesenheit in Heidelberg der merkwürdige Verkehr mit dem Kaiser

Alexander, den wir erzählt haben und der in Paris bei einer zweimaligen Anwesenheit des Kaisers fortgesetzt wurde.

Dort in ihrem Betsaal war es, wo die erste Idee der heiligen Allianz auftauchte. Von dem großartigen religiösen Feste, welches die russischen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab sie eine Beschreibung heraus (Le Champ de Vertus, Paris chez Normand), worin sie ihre religiösen schwärmerischen Ansichten von der Zeitgeschichte darlegte.

Das dritte Zusammentreffen mit Alexander bei seinem zweiten Aufenthalte in Paris war auch das letzte. Alexander hatte noch Geist genug, um bei reiferem Nachdenken das Leere und Unbefriedigende der Frömmelei der Frau von Krüdener und ihres Anhanges zu erkennen und sich dessen zu schämen. Es war nicht der geringste seiner Seelenschmerzen, sich so furchtbar enttäuscht zu sehen in einer Angelegenheit, die sein ganzes Seelenleben ausgefüllt hatte. Er ließ sie fallen und nicht nach Petersburg kommen.

Dieses führte denn Frau von Krüdener zu einem pietistischen Wanderleben.

Sie begab sich nach Basel, wo der Pietismus bereits eine stille Gemeinde versammelt hatte. Dort spielte auch der junge Geistliche Empeytas eine hervorragende Rolle, indem er ihre Betstunden leitete und fanatische

frömmelnde Vorträge hielt. Diese Betstunden wurden vor einer großen Menge erbaueter Zuhörer von Frau von Krüdener jeden Abend in dem Gasthofe, worin sie logirte, gehalten. Jedermann hatte dabei Zutritt. Frauen und Mädchen, meistens aus den gebildeten Ständen, hörten mit gläubigem Gemüth zu. Sie wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen wohlthätigen Zwecken zu opfern, tiefer ergriffen, als es die Ordnung ihres Hauswesens zuließ. Bald entstanden Unordnungen, Zwistigkeiten und Zerrüttungen im Innern der Familien. Da fühlte sich ein verständiger Geistlicher, der Pfarrer Fäsch, berufen, gegen dieses Unwesen einer unberufenen Lehrerin öffentlich zu eifern, und nun legte sich sogar die Obrigkeit in's Mittel und erließ an sie den Befehl, sofort Basel zu verlassen. Eben so erging es ihr an andern Orten, als in Lörrach, Aarau u. s. w.

Ueberall aber, wohin sie mit ihrer frommen Gesellschaft ihren Wanderstab gesetzt hatte, schaarte sich eine stets anwachsende Zahl ihrer Anhänger und Verehrer um sie her. Besonders fand sie unter der weiblichen Jugend viel Anhängerinnen. Dabei führte sie einen ausgebreiteten Briefwechsel. Von weit her brachten ihr Boten Briefe und Geld.

In der Mitte des Juni 1816 nahm sie nebst ihrer Tochter, die sie auf ihren frommen Pilgerfahrten begleitete, ihren Aufenthalt im Badenschen, auf dem Grenzacher

Horn. Ihre steten Begleiter hatten sich vermehrt und bildeten eine fromme Gesellschaft. Die bedeutendsten Personen derselben waren außer dem schon erwähnten Abbé Empeytas noch der Professor Lachenal und ein geborener Braunschweiger, der die Stelle eines Secretärs bei ihr bekleidete, Namens Kellner. Dieser war früher unter der westphälischen Regierung Postbeamter gewesen, dann als politisch verdächtig in's Gefängniß gekommen. In dieser Gefangenschaft war er durch das Lesen der Bibel, des einzigen Buches, welches man ihm gestattete, von der materialistischen Richtung auf die pietistische übergegangen und seitdem einer der eifrigsten Anhänger der Frau von Krüdener.

Auf dem Grenzacher Horn versammelten sich um diese fromme Dame eine Menge Arme und Elende, aber noch mehr Landstreicher, welche bei ihr Obdach und Speise fanden. Mit gedankenloser Begierde griffen die Armen nach der neuen Lehre und den Wohlthaten, welche „die gute gnädige Frau“ ihnen spendete. Aber sie wurden dadurch in ihrer Arbeitsscheu und ihrem vagabondirenden Leben nur bestärkt. Sie hörten mit scheinbarer Andacht den Buß- und Strafpredigten der Frömmler zu, aber in ihr Herz kam kein Gedanke von Besserung ihres Wandels; im Gegentheil lernten sie es als ein gutes Geschäft kennen, durch Beten, Händefalten und Augenverdrehen ihre gewohnte Bettelei einträglicher zu

machen. Solche Gedanken fanden um so mehr Eingang, als Frau von Krüdener in ihrem frommen Bekehrungseifer der hartherzigen Lieblosigkeit des Reichthums alle Schuld der Uebel der Welt zuschrieb.

So störten denn die schwärmerischen Umtriebe der Frau von Krüdener, ohne daß sie es wollte, die Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse. Und ein solches Treiben, das unter Umständen gefährlich werden konnte, indem es die Proletarier gegen die Besitzenden aufregte, konnte am Ende keine Obrigkeit mehr dulden. So ließ denn auch die Behörde im Jahre 1817 das Hörnlein eines Abends mit Jägern umringen und die Bettler, die dort Aufnahme gefunden hatten, aufgreifen und nach Lörrach transportiren. Frau von Krüdener schrieb deshalb einen merkwürdigen Brief an den Minister von Berkheim in Karlsruhe, worin sie den Befehlen der Obrigkeit das Wort Gottes, sich der Hülflosen anzunehmen, entgegensetzte, und so zuerst den neuerlich von den Uebergriffen der Hierarchie so vielfach gemißbrauchten Satz aufstellte: „Wir sollen Gott mehr gehorchen, als menschlichen Gesetzen". „Sie wenigstens," fügte sie hinzu, „müsse, durch die Wüste wandernd, jederzeit bereit sein, ihr Leben den Geboten Gottes zu opfern."

Die Folge davon war, da man sie nicht geradezu vertreiben wollte, daß sie sich in ihrer frömmelnden Wirk-

samkeit gestört fühlte und deshalb im März 1817 das Grenzacher Hörnlein verließ.

Vor ihrer Abreise theilte sie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung „an die Armen", wovon indeß nur eine Nummer erschien, aus, worin sie zwar wenig Gutes im Allgemeinen, aber noch weniger Klargedachtes sagte. Statt die einfachen Gedanken: „Bete und arbeite", „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" in allgemein verständlichen Worten klar auszusprechen, erging sie sich in mystischen Phrasen voll Schwülstigkeit und frömmelnden Unsinns, und trug mehr dazu bei, die Gemüther zu verwirren, als aufzuklären.

Da sie es verstand, mit großer Beredtsamkeit die Phantasie der Menge aufzuregen, so sah sich Frau von Krüdener überall, wohin sie kam, von einer zahllosen Menschenmenge, die sich oft an 3000 belief, umgeben. Durch die reichen Almosen, welche sie mit freigebiger Hand nach allen Seiten hin ausspendete und dadurch die Menge anlockte, erregte sie mehr Aufsehen, als sie Nutzen stiftete. Deshalb konnten ihr die Obrigkeiten nirgends einen bleibenden Aufenthalt gestatten. Einen seltsamen Contrast mit ihrem frommen Treiben bildeten daher überall die Gensd'armen und Polizeibeamten, welche sie umgaben und begleiteten.

Auch aus der Schweiz wurde sie von Luzern von der Polizei abgeführt. Da man ihr weder in Oestreich

noch im Elsaß einen Aufenthalt gestatten wollte, so begab sie sich Ende August nach Deutschland. Dort mußten der Abbé Empeytas und der Professor Lachenal sie verlassen. Polizeibeamte geleiteten sie darauf aus dem Badenschen durch Würtemberg, Baiern und Franken, überall mit Zwangspässen versehen, nach Sachsen.

So kam sie denn in der Mitte des December in Leipzig an. Hier wurde sie mit Achtung behandelt. Man gestattete ihr einen längern Aufenthalt. Nach den Aeußerungen des Professor Krug über seine Besprechungen mit ihr unter vier Augen in seiner darüber veröffentlichten Schrift, zeigte sich Frau von Krüdener selbst in ihrer schwärmerischen Befangenheit von einer höchst achtungswerthen Seite.

In Leipzig hatte anfangs jeder Gebildete bei ihr Zutritt; doch fand die Polizei sich bald veranlaßt, Wachen vor ihre Thür zu stellen und den Umgang mit ihr zu beschränken. Die Wenigen, die bei ihr Zutritt hatten, fanden sie als eine hochgebildete und liebenswürdige Frau, deren Charakter die höchste Achtung einflößte; so auch Krug in seiner gedachten Schrift. Indeß unter wahrhaft frommen Anstrengungen ihres religiösen Gemüths äußerte sie im prophetischen Aufschwung wunderliche Gedanken. Oft sprach sie mit einem Feuer, einer Zuversicht, welche ihr zum Himmel gewendetes Antlitz wie das einer Heiligen verklärte.

Ihr Wunsch, nach Dessau oder Berlin zu gehen, wurde nicht erfüllt. Die Polizei führte sie im Januar 1818 nach Eilenburg, wo sie ein preußischer Polizeicommissair übernahm und dann über Frankfurt a. O. nach Königsberg begleitete.

Ihre einzige und letzte Hoffnung war auf die Wiederkehr der Gunst Alexander's gerichtet. Sie schrieb an ihn, erhielt aber keine Antwort. Auf der russischen Gränze wurde ihr der Befehl gegeben, nicht nach Petersburg zu kommen. Alexander war enttäuscht. Noch immer einer religiösen Schwermuth hingegeben, war es ihm doch klar geworden, daß die pietistische Schwärmerei der Frau von Krüdener nicht der Weg des Heils war. Er ließ ihr, da ihre verschwenderische Wohlthätigkeit sie oft in drückende Geldverlegenheit brachte, welche sogar einige Male auf ihrer Reise die Beschlagnahme ihrer Reisewagen zur Folge hatte, von Zeit zu Zeit bedeutende Unterstützungen ungenannt zufließen.

Man trennte auch außer dem Secretär Kellner noch neun Andere ihrer Begleiter und Begleiterinnen von ihr und brachte diese über die preußische Gränze zurück.

In Mitau beschloß Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigeramt. Sie begab sich von dort in das Innere von Rußland, um dort eine Besserungsanstalt für Verirrte zu begründen, wodurch sie in einen beschränktern Kreis ihrer wohlthätigen Wirksamkeit eintrat.

Geist und Charakter ihrer Vorträge war, wie man aus ihrer „Valérie“ mit Uebereinstimmung des öffentlichen Urtheils berühmter Gelehrten ersieht, bei aller Einseitigkeit, Ueberspannung, sich selbst täuschender Eigenliebe unter dem heiligen Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Wesen, nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war kein Zusammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Aeußerungen eines tiefbewegten Gemüths kamen Einfälle des Witzes und absprechende, halb wahre Urtheile eines ascetischen Dünkels vor. Frau von Krüdener bestätigte die Wahrheit, daß guter Wille allein den Menschen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebhafter sie sind, um so leichter auf Abwege führen, wenn sie nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen, die doch eine der köstlichsten Gottesgaben an die Menschen ist.

Jedenfalls ist der Eindruck, den dieses Meteor frommer Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem sie lange sich zu herzlosem Unglauben hingeneigt hat, nicht zu der einfachen Lehre: Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, sondern zu mystischer Schwärmerei und zu verstandlosem Aberglauben hinübertaumelte.

Seitdem war Frau von Krüdener im Innern Rußlands fast verschollen. Endlich erfuhr man, daß sie die

abenteuerlichen frommen Wanderzüge ihres ruhelosen Lebens im Jahre 1824 beendigt hatte.

Alexander's fromme Schwärmerei hatte indeß einen schwermüthigen Charakter angenommen, besonders in Folge des Brandes von Moskau, und bald nach seiner Rückkehr von Paris durch die furchtbaren Ueberschwemmung in Folge einer Sturmfluth, welche die Grundfesten von Petersburg erschütterte.

IV.

Die furchtbare Ueberschwemmung von Petersburg.

Petersburgs bewunderte Schönheit besteht weniger in der imponirenden Größe und Bauart seiner zahllosen prächtigen Paläste und seiner majestätischen Tempel, auch nicht blos in der regelmäßigen Anlage seiner breiten, schnurgraden, meilenlangen Straßen und Granittrottoirs, die einander rechtwinkelig durchschneiden, als vielmehr in dem herrlichen breiten Strom, an dessen Ufern die großartige prächtige Stadt erbaut ist. Die Newa bildete gleichsam die Lebensader nicht blos für Petersburg, sondern auch für das ganze russische Reich.

Deshalb hatte Peter I. die Newa durch meilenweite Kanäle und Schleusen mit der Wolga, diesem Hauptstrom des Landes, verbunden, welcher das Reich bis in das caspische Meer durchzieht.

Diese Ströme und Kanäle sind während der vier Sommermonate mit Barken und Booten, welche Getreide und Handelswaaren aller Art führen, dicht bedeckt.

An ihrem Ausflusse in den finnischen Meerbusen bildet die Newa, nachdem sie den Ladogasee durchströmt hat, eine Menge kleiner Inseln. Auf der äußersten derselben streckt die gewaltige Seefestung Kronstadt auf zahllosen Batterien die Mündungen ihrer gewaltigen Feuerschlünde in's Meer hinaus, um auf den schmalen, leicht zu verschließenden Durchfahrten jeder feindlich nahenden Flotte den Angriff auf Petersburg unmöglich zu machen.

Aber dem Eindringen eines andern Feindes, der die Grundfesten dieser Riesenstadt bedroht, läßt sich mit Kanonen und Batterien nicht wehren. Wir meinen die Stürme, wenn sie in dem finnischen Meerbusen hinaufrasen, die herabrollenden Fluthen der Newa zurückdrängen und, die Granitufer der Quais überfluthend, die niedriger belegenen Straßen der Stadt unter Wasser setzen.

Die Geschichte erzählt mehrere große Ueberschwemmungen, aber keine so gewaltige und furchtbare Sturmfluth, wie die des 19. November 1824. Hatten die vorhergehenden Tage mit ihren Regengüssen und Wolkenbrüchen schon alle die fruchtbaren Niederungen Norddeutschlands und Schwedens vernichtet, und rasete der Sturm mit seinen vor sich hintreibenden Wogen am 18. November an den nördlichen und westlichen Küsten Schwedens, zerstörte die Waldungen, durchbrach Wege

und Chausseen und riß Brücken hinweg, so kam am folgenden Tage, dem 19. November, dieses Unglück über Petersburg.

Der Sturm war zum Orkan geworden und fegte aus Westen und Südwesten mit einer so grausigen Heftigkeit über den finnischen Meerbusen, daß er den Lauf der Newa hemmte und die Wogen des Meeres in ihr Bett drängte, damit aber eine gewaltige Fluth nach Petersburg und dessen Umgebungen trieb, wo sich das Wasser um mehr als fünf Ellen über das gewöhnliche Niveau erhob.

Mit unglaublicher Schnelligkeit war fast ganz Petersburg unter Wasser gesetzt; aber nicht allein die Straßen und öffentlichen Plätze waren überschwemmt, so daß viele Menschen und Thiere in den Fluthen ihren Tod fanden, sondern die Wogen drangen auch in die Magazine, Läden, Buden, Keller, Erdgeschosse und untern Stockwerke, deren reiche Vorräthe zu Grunde gingen, da man sie bei dieser Schnelligkeit der ansteigenden Fluthen nicht retten konnte. Die Wogen, welche vom Meere an bergauf zu steigen schienen, führten Pferde, Wagen und Alles, was ihnen nicht entzogen werden konnte, mit sich und rissen die Brücken und selbst eine Menge kleiner hölzerner Häuser hinweg.

Das Land in der Nachbarschaft der Stadt war gleichsam kahl geschoren; in Kronstadt wurde ein abge-

takeltes Schiff bis mitten auf den Markt geworfen. Nichts vermochte der Wuth des entfesselten Elements zu widerstehen. Seit 8 Uhr Morgens, wo sich der warnende Alarmschuß hatte vernehmen lassen, stieg das Wasser von Minute zu Minute bis gegen 4 Uhr Nachmittags, wo es mit einer Höhe von 13½ Fuß über die gewöhnliche Wasserhöhe seinen Wendepunkt erreichte und langsam wieder zu fallen begann, so daß um 10 Uhr Nachts das Wasser ziemlich von den Straßen abgelaufen war.

Der Kaiser war, als der Sturm begann, so eben von seiner Reise zurückgekehrt, die er auf mehrere tausend Werste bis in die Steppen der Kirgisen unternommen gehabt hatte. Bei der Schnelligkeit des Steigens der Gewässer sah er sich gleichsam in seinem an der Newa belegenen Winterpalast belagert. Mit seiner ganzen Familie trat er auf einen Balcon hinaus, der dem Strome zugewendet lag, und wurde bis zu Thränen gerührt von dem Schauspiel des Jammers, das sich vor seinen Blicken enthüllte.

Ueber alle Beschreibung schrecklich war diese allgemeine Zerstörung bei dem Toben des Orkans und der Fluthen. Und wenn die schwarzen Sturmwolken, die sich über Petersburg dahinrollten, hier und da auf Minuten zerrissen, so brachen Sonnenstrahlen durch den trüben Himmel und beleuchteten mit ihren Streiflichtern das entsetzliche Schauspiel einer wilden Wasserwüste, aus

welcher lange Reihen riesiger Paläste emporragten. Der Angstschrei der Menschen, das Heulen der Hunde und das Brüllen der Rinder war nur geeignet, die Schrecken der Scene noch zu erhöhen.

Mit Schmerz sah der Selbstherrscher während der achtstündigen Dauer dieser Schauderscene immer fortwährend neue Gewässer aus dem finnischen Meerbusen vom heulenden Sturm gegen seinen Kaisersitz herangepeitscht werden; wie die Wogen zu seinen Füßen Hütten vorübertrieben, die zuweilen noch von Menschen belebt waren, welche um Hülfe flehten. Dann wieder sah er von den Kirchhöfen losgerissene Grabkreuze, aus den Gräbern aufgewühlte Särge auf den empörten Wogen dahintreiben. Das Todte wie das Lebende war dem furchtbaren Feinde, der jetzt die Hauptstadt überfluthete, verfallen. Massen von Bau- und Brennholz, Trümmer aller Art, Pferde und andere Hausthiere, schwimmend oder auch in der Todesangst muthig gegen die Strömung kämpfend, Barken und Boote, überladen mit Unglücklichen, die sich retten wollten, in die Tiefe versinkend; Andere wieder, die eben so vergebens einen Landungsplatz suchten, wo sie Rettung fanden, zitternd vor Kälte, denn im rauhen Wintersturm waren sie durchnäßt bis auf die Haut und trieben dem stürmischen Meere zu, ohne Obdach, ohne Kleidung — unaufhaltsam forttreibend, waren sie bald den Blicken des bekümmerten Herrschers entschwunden.

Bei dem Anblick einer so entsetzlichen Verwüstung rang Alexander verzweiflungsvoll die Hände und flehte zum Himmel um Hülfe. Dann aber ermannte er sich, sandte die entschlossensten Männer seiner Umgebung nach allen Richtungen aus, um Hülfe zu schaffen, warf sich selbst in eine Schaluppe und rettete mehrere Menschen unter Lebensgefahren, denen er sich muthig aussetzte. Seine Gegenwart belebte den gesunkenen Muth wieder, stärkte den Eifer bei Einigen und an Andere wendete er sich mit zu den Herzen dringenden tröstenden und ermuthigenden Worten. Wo nur immer möglich, half er den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks ab und versprach mit väterlicher Obhut für sie zu sorgen.

Auch nach dem Unglück erkaltete der Eifer des Kaisers nicht. Er setzte eine Rettungscommission ein, gab die nöthigen Befehle, wies 2 Millionen Silberrubel für die Hülfsbedürftigen an und vertheilte selbst noch eigenhändig bedeutende Summen.

Der patriotische Eifer der Geistlichkeit und der Großen seines Hofes schloß sich helfend der Sorge der Regierung an und mit Eifer rettete man so viel als möglich. Aus der Nähe und Ferne kamen Geldsummen an. Eine Subscription würde eröffnet, an deren Spitze Mitglieder der kaiserlichen Familie mit mehr als einer halben Million Silberrubel Beitrag standen. In wenigen Tagen wurden dadurch 11 Millionen zusammengebracht. Graf

Orloff, Fürst Kurakin, Graf Stroganoff und mehrere Andere hatten Jeder 100,000 Rubel dazu beigetragen. Die reichen Handelshäuser unterzeichneten bedeutende Summen und keine Klasse unterließ es ganz, solchen schönen Beispielen des werkthätigen Wohlthuns zu folgen. So fehlte denn auch das Scherflein der Wittwe nicht, und nicht der Segen Gottes zur Milderung entsetzlicher Noth, so weit es nur immer menschliche Kräfte vermochten.

Aber bei dem Allen waren das nur immer einige Tropfen Oel zur Milderung einer Fluth von Leiden.

Manche Verluste waren wohl auf diese Weise ersetzt, aber 450 Todte, welche die Polizeiberichte als in den Fluthen umgekommen erwähnten und deren Zahl man, um die Wahrheit zu erreichen, noch verdoppeln, ja verdreifachen mußte, konnten nicht ersetzt werden. Es waren eine Menge Unvorbereitete oder krank darnieder Liegende, welche nicht glauben konnten, daß die Fluthen so hoch steigen würden, davon überrascht worden. Zahllose unschuldige Kinder, die in ihren Wiegen schlummerten, wurden ein Raub der hereinbrechenden Gewässer. Schon allein im Galeerenhafen und in den Fabriken kamen über 500 Arbeiter um. Tausende von Pferden, Hunden und Rindern verloren in den Fluthen ihr Leben und, was noch die schlimmsten Folgen verhieß, alle Proviantvorräthe für den Winter, so wie alle Handelswaaren

in den reichen Magazinen waren vom eingedrungenen Salzwasser verdorben. An Wolle, Zucker, Oel, Hanf, Salz und anderen schwer zu ersetzenden Waaren des Handels oder täglichen Lebensbedürfnisses ging der Werth von 150 Millionen verloren.

Einer der schlimmsten Nachtheile entstand aber durch eine Menge von Häusern, die unbewohnbar geworden waren.

Tausende von Unglücklichen, ohne Obdach, ohne Mittel, sich zu erwärmen, nur einmal ihre durchnäßten Kleider zu trocknen, bei einer Kälte, welche schon in den auf die Schreckenszeit folgenden nächsten Tagen von 5 Grad R. unter Null auf 10 Grad sank, wankten obdachlos in den mit Trümmern bedeckten schlammigen Straßen herum. Die solidesten Häuser waren in allen Mauern und Fußböden von dem salzigen Meerwasser, das bis dahin im Flußbette hinaufgestiegen war, durchdrungen. So würden, in ihren Grundfesten erschüttert, mehrere Häuser und Paläste zusammengestürzt sein, wenn sich die Fluth nur noch wenige Stunden auf ihrer höchsten Höhe erhalten hätte. Zudem mußte man die Furcht hegen, daß der Mangel und die Theuerung, die gleichzeitig eintraten, um so mehr auf die große Masse aufregenden Einfluß üben werde, als sie in ihrem Aberglauben und vielleicht auch durch Mißvergnügte angeregt, dieses furchtbare Ereigniß laut als eine Strafe Gottes

bezeichneten, weil — wie man in den untersten Volksschichten hörte — der russische Czar die rechtgläubigen Griechen von den ungläubigen Türken ohne Hülfe und Rettung habe ermorden lassen.

Das war allerdings der Fall gewesen, denn Alexander, der anfangs durch Ypsilanti den griechischen Aufstand gegen ihre Tyrannen und Glaubensfeinde, die Türken, ermuthigt hatte, ließ sie später im Stich, und das geschah in Folge einer, jeder Freiheit der Völker widerstrebenden Deutung, welche Fürst Metternich und die Wiener Politik der heiligen Allianz gegeben hatten, und das war es, was neben dem rein Menschlichen des Unglücks dem Kaiser noch am tiefsten am Herzen nagte; denn auch er war geneigt, diese Ueberschwemmung für eine Strafe Gottes zu halten, weil er die Christen gegen die Ungläubigen nicht vertheidigt hatte.

Dazu kam der trübe Gedanke, der sich von dem unheilvollen Ereigniß nicht trennen ließ, daß diese Zuchtruthe einer Sturmfluth, welche Petersburg schon so oft getroffen hatte, noch am Ende zum Untergange dieser glänzenden Hauptstadt führen würde. Und diese Furcht ist noch heute nicht nur durch ihre den Südweststürmen offene Lage gerechtfertigt, sondern auch durch ihre Bauart. Man weiß, daß Petersburg unter Peter I. in großer Uebereilung gebaut wurde, welches um so verderblicher war, als der Baugrund meistens in sumpfigen Morästen

von großer Tiefe bestand. Wenn auch ganze Wälder, woran Rußland so reich ist, eingerammt wurden, so genügte das noch Alles nicht, um überall sichere Fundamente zu gewinnen. Da es füt diese Masse von Neubauten an Steinen fehlte, so wurde Bauschutt und gebrannte Steine, die leicht verwitterten, in den Grund gemauert. So konnten diese riesigen Paläste leicht von den Fluthen unterwühlt werden, was auch zum Theil geschah.

Die Schwermuth und düstere Melancholie, welche das gefühlvolle Herz Alexander's schon seit der vernichtenden Feuersbrunst seiner einen Hauptstadt ergriffen hatte, war durch die Vernichtung der zweiten Hauptstadt seines Reichs durch das entgegengesetzte Element der Wasserfluthen noch bedeutend erhöht worden. Diese Schwermuth drückte sich in seiner ganzen Persönlichkeit aus und wurde neben seinem von Natur unentschlossenen Charakter die Quelle großer Fehlgriffe in der Regierung und Verwaltung seines Reichs, die er wohl erkannte, aber nicht die Kraft hatte abzustellen.

Die Sturmfluth war überwunden, der Volksaufstand wurde gedämpft; nicht aber der Sturm und Aufruhr in seinem Innern, der ihn beunruhigte bis an das Ende seines edlen Lebens.

V.

Alexander's Regierungsweise. — Allgemeine Corruption der Beamten. — Seine Günstlinge und Freunde.

1.

Corruption der Beamten.

Der Charakter des Kaisers Alexander war, wie wir gesehen haben, ein Gemisch von Liberalität und Schwäche. Indem er sich damit selbst nicht der Last der Regierung gewachsen fühlte, überließ er sich und sein Reich nur allzusehr den Launen und der Willkür einiger seiner Günstlinge, die sein engstes Vertrauen besaßen. Und das geschah, obwohl er auf das Genaueste von der allgemeinen Corruption der russischen Beamten unterrichtet war.

Trotz seiner Eitelkeit gelang es doch keinem seiner Schmeichler und Vertrauten, ihn zu überzeugen, daß er an Geist und Regentengaben ein Peter der Große oder Napoleon sei, und in der That dachte er auch nicht

einmal ernstlich daran, diesen faulen Zuständen ein Ende zu machen, obwohl er recht gut wußte, wie dieses hätte geschehen können; denn ihm war nicht unbekannt, daß er nur alsdann die allgemeine Bestechlichkeit und die Erpressungen er Beamten würde abstellen können, wenn er die Gehalte derselben in allen Zweigen der Verwaltung verdoppelte und die Presse von der Censur freimachte, damit die Schäden und Mißbräuche der Verwaltung, die ohnehin dem Publicum genug bekannt waren, die aber der Kastengeist einer gleichsam auf den Raub angewiesenen Beamten-Hierarchie ein Interesse hatte seinen Blicken zu verhüllen, an's Licht der Oeffentlichkeit kämen und auch ihm bekannt würden.

Aber die tiefste Wurzel des Uebels, die viel zu geringen Gehalte der Beamten zu verbessern, gestatteten die ziemlich zerrütteten Finanzen seines Reichs nicht und die Preßfreiheit, welche unheilbare Krebsschäden der öffentlichen Verwaltung blosgelegt haben würde, hätten seine Minister für eine thörichte Liberalität, einen französischen Wahn, einen Keim der Revolution erklärt.

Er traute sich selbst nicht die Kraft zu, seine Minister von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer solchen Concession an den Geist der Zeit zu überzeugen, obgleich er alles Hassenswerthe und Unpolitische einer so gewaltsamen Unterdrückung aller geistigen Freiheit und alles Fortschrittes herausfühlte, — und so wich er lieber

der Unannehmlichkeit aus, diesen Sumpf der verderblichsten Zustände nur zu berühren.

Und da er dieses heillose Unwesen nicht mit der Wurzel anerotten konnte, so hielt er auch jedes strenge Verfahren in einzelnen Fällen für unnütz. Er ließ deshalb die Corruption ungehindert ihren Gang gehen.

Bei den offenkundigen Betrügereien und Expressungen der Großwürdenträger seiner Krone und des Staats, so wie bei den Diebstählen seiner eigenen Hofbedienten zeigte er stets eine ruhige, aber bittere Ironie; und mit derselben Ironie sagte er einst von seinem Volke: „Wenn sie nur wüßten, wo sie dieselben hinthun sollten, so würden sie mir meine Kriegsschiffe von der Newa stehlen und wenn es möglich wäre, daß sie mir meine Zähne ausreißen könnten, ohne mich dabei zu wecken, so hätte ich gewiß schon längst keinen Zahn im Munde mehr.“

Als einen Beweis, wie sehr die Corruption schon in seine Nähe gedrungen war, dürfen wir Folgendes anführen. Da er einmal in seiner Jugend ein Paar Tropfen Rum gegen eine Augenentzündung gebraucht hatte, so wurde ihm während des ganzen Laufes seiner Regierung täglich eine Flasche Rum angesetzt, die er nie gebraucht hatte. Die Rechnungen seiner Küche, seines Kellers und seines Haushaltes waren so übertrieben, daß sich Hunderte von Beamten dadurch bereicherten.

Wenn auch den Russen manche gute Eigenschaft nicht abzusprechen ist, so gibt es doch jeder gebildete und aufgeklärte Russe im Vertrauen zu, daß in der ganzen Welt nicht ein so unmoralisches Verwaltungswesen zu finden sein dürfte als in Rußland.

Dieses allgemeine Uebel, welches sich auf schmählichen Eigennutz, schamlose Betrügereien, und heimliche Veruntreuungen gründet, ist gleichsam durch ein altes Herkommen gerechtfertigt und gereicht dem ärgsten Staatsbetrüger in der öffentlichen Meinung nicht einmal mehr zur Unehre. Ja die Corruption ist so hoch gestiegen, daß es geradezu über die Begriffe Vieler geht, daß Jemand, der im Dienste des Staats ist, ein redlicher und ehrlicher Mann sein könne.

Daß Alexander diesem verwahrlosten Zustand nicht abhelfen konnte, vermehrte die tiefe Melancholie seiner letzten Lebensjahre; daher die Günstlingsherrschaft, die Alexander ungehemmt walten ließ, wenn auch nicht ganz so arg, als es unter seinen Vorgängern geschehen war.

2.

Günstlinge und Freunde Alexander's I. — Araktschejeff.

Der bedeutendste unter den Günstlingen Alexander's I., aber auch der schändlichste und gefährlichste derselben, war der General Graf Araktschejeff. Noch im Jahre 1825 zitterte Alles vor ihm. Sein Name schwebte auf

aller Lippen, wurde aber nicht ohne einen gelinden Schauder dabei zu empfinden, ausgesprochen. Einstimmig schrieb man seinem Einfluß alle die strengen und despotischen Handlungen zu, welche Alexander's letzte Regierungsjahre verdunkelten.

Andreas Araktschejeff lebte unter Katharina II. in einem kleinen Dorfe im Gouvernement Nowgorod als ein armer Edelmann, der, nachdem er einige Zeit in Militärdiensten gestanden, unter dem Titel eines Majors seinen Abschied erhielt und so gut es gehen wollte, auf seinem Gute von einem kleinen Vermögen lebte.

Und dieser Major Andreas Araktschejeff war der Vater von Alexis Araktschejeff, der am 23. September 1769 geboren war. Jener bestimmte seinen Sohn zum Militärdienste. In seiner Dorfschule lernte er nothdürftig Lesen, Schreiben und Rechnen; der Vater half noch dem Unterrichte nach, so gut es gehen wollte und begab sich mit seinem noch jungen Sohne nach Petersburg, in der Hoffnung, denselben dort in einer Cadettenschule der Artillerie unterzubringen. Da aber der Alte die bedeutend hohe Pension, die man dafür forderte, nicht erschwingen konnte, so wäre er genöthigt gewesen, diesen Lieblingsplan aufzugeben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den General Peter Melissino dafür zu interessiren. Nach erfolgter Vermittelung des Generals, kehrte der alte Araktschejeff wieder zufrieden in sein Dorf zurück.

Als Cadet bewies der junge Alexis viel Fleiß und zeigte überhaupt gute Anlagen. Man war mit seinem Fleiße und seinem Betragen so zufrieden, daß er im Jahre 1787 zum Officier befördert wurde.

Durch Verwendung seines Gönners wurde der junge Araktschejeff von dem Fürsten Soltikoff bemerkt und empfahl sich demselben durch Kenntnisse und Ordnung im Dienst. In Folge dieser Protection wendete ihm der Kaiser Paul seine Gunst zu, und nahm ihn in seinen persönlichen Dienst.

So stieg er schnell zum Obersten, General-Major und Militär-Gouverneur von Petersburg, und erhielt das Groß-Kreuz des St. Annen-Ordens. Im folgenden Jahre wurde er Baron, und erhielt das Band des Alexander-Newskyordens. Der Kaiser schenkte ihm auch ein Gut mit 2000 Bauern.

Durch welche Dienste Araktschejeff sich in diesem Grade die Gunst des tyrannischen und launenhaften Kaisers errang, verschweigt die Geschichte. Doch hörte man Klagen genug, daß er die armen Militär-Zöglinge in Gatschina mit der empörendsten Brutalität behandelte und daß er vor den eignen Augen Paul's mehr als einen Soldaten mit der Knute zu Tode prügeln ließ. Er hatte das Verdienst, in der russischen Armee eine solche Barbarei einzuführen, wie man sie darin selbst früher nicht gekannt hatte. Ja, er scheute sich nicht,

Officiere während des Dienstes zu beleidigen, ja zu schlagen.

Aber unter einem so launigen Kaiser war Niemand auch in den höchsten Würden, seines Amtes und seiner Freiheit sicher. Auch Araktschejeff erreichte ein solches Geschick in Folge einer Intrigue. Er wurde im März 1798 plötzlich verwiesen, jedoch schon im August desselben Jahres von dem launigen Kaiser zurückgerufen. Er wurde damals zum General-Quartiermeister ernannt, erhielt 1799 den Oberbefehl über die ganze Garde-Artillerie und wurde zum Commandeur des Malthesers-Ordens ernannt.

Wir wissen aus der Geschichte von der Ermordung des Kaisers Paul, daß dieser ihn in seinen höchsten Rath zurückberufen hatte, daß aber Graf Pahlen dieses eigenhändige Schreiben des Kaisers unterschlagen, wodurch allein die Ausführung des Mordanschlages gegen den Kaiser möglich geworden war.

Dem Kaiser Alexander war Araktschejeff schon von der Zeit her bekannt, wo er als Repetent bei ihm als Großfürsten fungirte. Jetzt ernannte ihn Alexander zum dienstthuenden Militärgouverneur der Hauptstadt.

Alexander sah ihn kurze Zeit nach der traurigen Katastrophe, welcher er seine Krone verdankte. Beide betrauerten gemeinschaftlich das tragische Ende des Kaisers

Paul. Araktschejeff's Schmerz war aufrichtig und wild. Er verfluchte seine Abwesenheit von der Unglücksstätte, ohne die, wie er versicherte, das Verbrechen nie hätte begangen werden können; denn er würde den Verschwornen zuvorgekommen sein oder sie Alle ermordet haben. Alexander's edles Gemüth wurde durch diesen lebhaften Schmerz gerührt. Er fühlte sich zu Araktschejeff hingezogen und beschloß, ihn an seine Person zu fesseln. Graf Pahlen wurde dagegen wegen seiner Thätigkeit bei der Thronrevolution wieder nach seinem frühern Gouvernement, nach Mietau in Liefland zurückgeschickt, wo er am 13. Febr. 1826, nachdem er erkannt hatte, daß er zehnmal vergebens sein Leben auf's Spiel gesetzt habe, um den Tyrannen zu vernichten und Alexander auf den Thron zu heben, im Hause seines Schwiegersohns verstarb.

Araktschejeff wurde zum Inspector der Artillerie, dann wegen seiner großen Verdienste um die Hebung dieser ganz vernachlässigt gewesenen Truppe zum General der gesammten russischen Artillerie erhoben.

Das intime Verhältniß zwischen Araktschejeff und dem Kaiser nahm immer mehr zu. Da indeß Alexander einsehen mußte, daß die versäumte Erziehung dieses seines Günstlings ihn wenig geeignet machte für das Hofleben, so betrauete er ihn mit keinem Hofposten, sondern bekleidete ihn während seiner öftern Abwesenheit

mit Vertrauensämtern, um seine Interessen in Petersburg zu bewachen.

Am 13. Januar 1808 erhob Alexander seinen Günstling zum Kriegsminister; aber dieses schwere Amt überstieg seine Kräfte und Fähigkeiten, deshalb wurde er schon 1810 durch Barkley de Tolly ersetzt.

Er wurde Mitglied des Senats und beim Kaiser behielt er vor wie nach das Vorrecht des freien, unangemeldeten Zutritts.

Nun beschloß Alexander nicht das Geringste mehr ohne seine Zustimmung, obwohl officiell sein Name dabei nicht fungirt. Der Kaiser bewunderte Alles, was Araktschejeff unternahm. Dieser war damals der erste Rathgeber des Monarchen und sein Freund.

Auf seinen Rath wurden die ersten Versuche mit den Militaircolonien gemacht; aber sie mißlangen oder hatten doch wenigstens nicht die Erfolge, die man davon erwartete, obwohl sie das Steckenpferd Araktschejeff's wurden und nach seinen Versprechungen ein Hebel für die sittliche Besserung des Volkes; und durch die Stiftung der bei Officieren, wie bei Bauern, gleich verhaßten Militaircolonien, welche ihnen die Aussicht gab, eine 25jährige Dienstzeit viele Tausend-Werste von ihrer Heimath zubringen zu müssen, wurde Araktschejeff unpopulär. Es kam dazu, daß man nicht mit Unrecht ihm alle Rückschritte gegen den Geist des Jahrhunderts,

namentlich gegen die Preßfreiheit und Leibeigenschaft, zuschrieb; Rückschritte, die mit Alexanders frühern freisinnigen Aeußerungen gar nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren. Auf den Universitäten wurde durch ihn eine wahrhaft inquisitorische Censur eingeführt; jedes Streben nach Aufklärung erlag dem finstersten Obscurantismus, das Studium selbst wurde erschwert; die Studenten wurden den lästigsten Formalitäten unterworfen, und mit den Professoren, ja mit den Wissenschaften selbst, unter einen unwissenden, jeden Fortschritt hemmenden Militair-Despotismus gestellt. Zwei hohe Würdenträger im Departement der Volksaufklärung, Runitsch und Maginitzky, wurden an die Spitze alles Unterrichtswesens bestellt, weil sie bekannt waren als fanatische Gegner gegen alle Volksaufklärung. Sie verfolgten mit despotischer Strenge jede Spur von freier, geistiger Bewegung oder moralischen Verbesserungen, und da sie zu dem intimsten Cirkel Araktschejeff's gehörten, der sie auf die hohen Stellen, wo sie so verderblich wirkten, erhoben hatte, so fiel natürlich der allgemeine Unwille über dieses finstere Treiben auf ihn zurück.

Außerdem war Araktschejeff mit Ueberwachung der persönlichen Sicherheit des Kaisers Alexander betraut und unter diesem Vorwande übte Araktschejeff eine furchtbare Strenge, die nirgend ihres Gleichen fand, durch eine willkürlich geübte geheime Polizei aus.

Man bebte vor ihm; man zitterte schon bei der bloßen Nennung seines Namens. Die Furcht vor seinen Agenten und Spionen hinderte selbst im engsten Familienkreise jeden Austausch der Gedanken und störte noch mehr das ganze gesellschaftliche Leben.

Aber diese Hofpolizei war nicht lange die einzige im Reiche. Sie wurde oft von der gekreuzt, welche vom Generalgouverneur von Petersburg, Miloradowitsch, geleitet wurde. Auch noch eine dritte geheime Polizei gab es damals, zu welcher das sogenannte schwarze Cabinet gehörte, das mit dem Postministerium verbunden war, indem es, das Briefgeheimniß überwachend, alle nur einigermaßen bedenklichen Privatbriefe heimlich öffnete und las. Diese dritte geheime Polizei stand unter dem Fürsten Alexander Gallizin.

Araktschejeff's Unbeliebtheit bei dem Volke that ihm in der Gunst des Kaisers durchaus keinen Eintrag. Im Gegentheil erhöhte sie täglich seine Zuneigung zu ihm. Ohne Freunde, ohne Familie, ohne festen Fuß weder am Hofe, noch in der Gesellschaft, ja ohne jede andere Stütze, als die Gunst seines Monarchen, gehörte er diesem mit Leib und Seele an und flößte ihm dadurch ein unbegränztes Vertrauen ein.

Waren auch die Militaircolonien verfehlt, so that ihm dieses ebenfalls keinen Abbruch in der Gunst seines Monarchen. Araktschejeff wußte recht gut, daß er seinem

Monarchen unentbehrlich war. Alexander, in seiner Sorglosigkeit — die eine Frucht seiner moralischen Schlaffheit und seines religiösen Pietismus war — fühlte sich froh und glücklich, daß er Jemanden hatte, dem er die wichtigsten Regierungssorgen überlassen konnte. Er bekleidete ihn mit völlig unbeschränkter Vollmacht während seiner vielen Reisen, befahl ihm, sorgsam über Alles zu wachen, und erlaubte ihm erst später über Unternehmungen Bericht abzustatten und die nöthigen Bemerkungen zu machen.

Indessen hatte ein Verbrechen, welches in Grusino, dem Landgut des Günstlings, kurz vor der Abreise Alexander's nach Tangarow verübt, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, die Blicke auf das scandalöse Privatleben des Grafen Araktschejeff gezogen, wodurch endlich der Sturz desselben vorbereitet wurde.

Araktschejeff hatte eine Maitresse, die ihn eben so beherrschte, als er den Kaiser. Sie war die Frau eines Matrosen — eine gebieterische Furie, habgierig, zank- und klatschsüchtig, schlagfertig, wie sich denken läßt, ohne alle Erziehung und Bildung, dabei aber auch noch der gemeinsten und niedrigsten Liederlichkeit ergeben und von roher Grausamkeit, desto allgemeiner verabscheut, je mehr sie mit ihrem unsittlichen Verhältnisse zu dem Günstling des Kaisers hochprahlte. Mehr als einmal berühmte sie sich laut: „Mein Liebster beherrscht den

Kaiser, der Kaiser Rußland, ich aber beherrsche meinen Geliebten und damit ganz Rußland."

Und darin lag etwas Wahres. Man huldigte ihr deshalb allgemein und suchte ihre Protection, die sie oft für immense Summen verkaufte. Die höchsten Familien scheuten sich nicht, ihr Bittschriften einzureichen, die sie kaum lesen konnte und diese mit reichen Geschenken zu begleiten. Sie war dabei von einer üppigen Schönheit und das ganze Band, welches Araktschejeff an sie fesselte, war ein rein sinnliches, aber von so feuriger Natur, daß es einer glühenden Liebe glich, die eines edleren Gegenstandes würdig gewesen wäre.

Von grausamem Charakter und heftigem Temperament behandelte sie alle Leibeigenen in ihren Diensten, deren sie nicht wenige besaß, so wie auch die zahllosen Leibeigenen ihres Geliebten mit einer wahrhaft barbarischen Rohheit.

So hatte einst eines ihrer Kammermädchen, durch irgend ein kleines Versehen, ihren Unwillen auf sich gezogen. Nun gab die Megäre Befehl, das Mädchen zu entkleiden, und rohe Männerhände mußten sie vor ihren Augen bis auf's Blut mit Ruthen hauen.

Aber der Bruder der Unglücklichen wurde der Rächer seiner gemißhandelten Schwester. Er nahm ein Messer, lauerte der Maitresse seines Herrn auf, und ermordete sie durch mehrere tiefe Messerstiche in die

Brust. Auf ihren Hülferuf kamen wohl mehrere ihrer Leibeigenen herbei, aber keine Hand rührte sich, den Mörder zu hindern.

Diese Begebenheit erregte natürlich großes Aufsehen. Araktschejeff war außer sich. Er eilte nach Grusino, warf sich voll Verzweiflung auf das Grab seiner Maitresse, nahm mehrere Tage lang weder Speise, noch Trank zu sich, ließ sich den Bart wachsen. Er versank in einen Zustand, der nahe an Wahnsinn gränzte. Er schien Alles vergessen zu haben, nur nicht seine Rache.

Diese aber war fürchterlich. In der Nähe von Grusino befindet sich das Kloster St. Georg. Im 16ten Jahrhundert begründet und später auf das prächtigste restaurirt, erhebt es sich auf einer Landzunge, die von dem Einflusse des Wollsoflusses in den Immensee gebildet wird, nur zwei Meilen von Nowgorod. Nichts gleicht der innern Pracht dieser Kirche, die sich zum großen Theile noch von dem, wegen seiner Heiligkeit weit und breit berühmten Archimandriten Photius herschreibt und zugleich Zeugniß giebt von dem frommen Sinn der Gräfin Anna Orloff Tschesmensky, die diese Kirche mit den reichsten Kostbarkeiten beschenkt hat. So sieht man dort Bilder des Heilands und der heiligen Jungfrau, welche reichlich mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückte Kronen tragen; Candelaber von vergoldetem Silber sind vor beiden Heiligenbildern

aufgestellt. Der heilige Georg, gleichfalls in Silber, erhebt sich nicht weit davon. Bibeln und Meßbücher sind in Silber gebunden mit emaillirten Medaillons geziert, die Namen aus der biblischen Geschichte darstellen. Auf einer Ballustrade, welche das Chor von der Kirche scheidet, ließt man folgende Inschrift. „Hier hat Kaiser Alexander, begleitet von dem Grafen Araktschejeff und mehreren anderen Personen seines Hofes, sich betend auf seine Knie niedergelassen rc." An sonstigen Reichthümern übertraf dieses Kloster alle anderen.

Photius (auf russisch „Feti" genannt), der Erzpriester des Klosters, lebte dem Gelübde der Armuth gemäß mitten unter dieser Millionen werthen Pracht. Er galt allgemein für heilig und wurde von Pilgern aus allen Orten und aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft besucht. Der Kaiser selbst hatte ihn der Ehre seines Besuchs gewürdigt und ihn mehrere Male bei wichtigen Landesangelegenheiten um Rath gefragt.

Jetzt nun erhielt dieser fromme Mann vom Kaiser einen Auftrag, der seiner hohen Heiligkeit wohl nicht so ganz würdig war. Er sollte Araktschejeff wegen des Verlustes seiner Maitresse trösten, und ihn zur Rückkehr in die große Welt bewegen.

Alexander beschwor ihn in einem langen eigenhändigen Brief, der charakteristisch genug ist, dieses verirrte Schaf wieder dem Himmel zuzuführen und fuhr fort:

„Rufe ihn zu Dir, sprich zu ihm im Namen der heiligen Religion, stärke seinen Glauben, ermahne ihn für das Vaterland zu leben, dem er vor Allen so kostbar ist; Du erhältst damit dem Reiche einen Diener von unschätzbarem Verdienste und mir einen treuen Freund, dem ich aufrichtig ergeben bin."

Der heilige Mann erfüllte den Auftrag seines Monarchen. Er lud den Günstling zu sich ein, und Araktschejeff blieb mehrere Wochen bei ihm im Kloster. Dort that er strenge Buße, und gewann endlich wieder einige Gemüthsruhe.

Aber einen Beweis, daß Frömmelei den Charakter nicht bessert, gab Araktschejeff dadurch, daß der Durst nach Rache in seiner Brust nicht erlosch. Selbst die Religion, die gebietet seine Feinde zu lieben, konnte diesen Rachedurst nicht stillen.

Der Mörder war nicht der einzige Theilnehmer an diesem Verbrechen. Noch einundzwanzig seiner Mitsclaven hatte die scharfe Frage einer grausamen Tortur als Mitschuldige ermittelt, und wenn auch ihre Mitschuld in nichts Weiterem bestand, als daß sie die Ermordung ihrer barbarischen Tyrannin nicht gehindert hatten. Aber Araktschejeff, den Alexander's Milde hemmte, verschob seine Rache bis zu der Abwesenheit des Kaisers auf seiner letzten Reise nach Taganrog. Dann aber benutzte er die ausgedehnte Vollmacht, die er erhalten hatte, dazu,

daß er die Meisten dieser Unglücklichen zu Tode knu-
ten ließ.

Nach Vollendung dieser Rache traf ihn die erschüt-
ternde Nachricht von Alexander's Tode.

Es ist selten, daß der Günstling eines Monarchen
auch noch die Gunst seines Nachfolgers erhält. Auch
Araktschejeff sah sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen.
Er erhielt denselben mit dem Befehle, in's Ausland zu
reisen. Alle seine Aemter wurden ihm genommen. Im
Jahre 1826 verließ er Petersburg. Er besuchte die Haupt-
städte Europa's, nahm aber überall seine russische Rohheit
mit. So mißhandelte er einst auf der Gränze Frankreichs
einen Duanenbeamten. Er wurde verhaftet, und mußte
sich mancherlei Demüthigungen gefallen lassen, die ihm in
Rußland nicht geboten waren. König Karl IX., dem er
sich vorstellen lassen wollte, nahm ihn deshalb nicht an.

Die nächste Veranlassung seines Sturzes war eben-
falls von seiner Rohheit ausgegangen. Im Jahre 1826
hatte er im Theater in Petersburg einen allgemein geach-
teten Greis auf das gröblichste beleidigt. Dazu kam,
daß sein natürlicher Sohn, den Alexander zum Lieutenant
in der Garde und zu seinem persönlichen Adjutanten
erhoben hatte, wegen seiner ungeregelten, ausschweifenden
und rohen Lebensweise schimpflich cassirt wurde. Das
wäre ihm unter Alexander nicht geschehen, und wenn er
es auch noch ärger getrieben hätte. Araktschejeff erkannte,

daß seine Zeit abgelaufen war, und das war es, was ihn zunächst veranlaßt hatte, sich zurückziehen, ehe seine Feinde, die jetzt lebhaft gegen ihn intriguirten, veranlassen konnten, daß ihm seine Cassation in's Haus geschickt wurde.

Nach seiner Rückkehr nach Rußland lebte er still und zurückgezogen und widmete sich dem Andenken Alexander's. Die unerschütterliche Treue gegen seinen Monarchen war noch der einzige gute Zug seines Charakters.

Er bewahrte alle von Alexander erhaltenen Andenken, wie heilige Reliquien, in besonderen Glasschränken, deponirte eine Summe von 50,000 Silberrubel in der Territorialbank mit der Bestimmung, daß davon 10 Jahre lang die Zinsen zum Capital geschlagen werden sollten, um davon 100 Jahre lang einen Preis für die beste Lobrede auf Alexander zu stiften. Er gab ferner 30,000 Rubel der Cadettenschule in Nowgorod, um von den Zinsen arme, aber talentvolle Jünglinge zu unterstützen. Er baute eine Kirche, die er mit der Büste Alexander's schmückte; darauf schrieb er an einen Freund: „Ich habe nun Alles gethan, was ich thun konnte, und kann mich nun mit dem Rapport in der Hand drüben bei dem Kaiser Alexander melden."

Dann übergab er sein Vermögen von einer Million und achtmalhunderttausend Thalern, mit Ausnahme einiger Legate, dem Senat und verordnete, daß dieser davon eine Stiftung im Geiste Alexander's machen möge. So

kam, denn später die Cadettenschule, in der er seine Erziehung empfangen hatte, in den Besitz dieser reichen Erbschaft von dem kleinen Gute Grusino.

Araktscheieff war unermüdet thätig im Dienst seines Kaisers während dessen 25jähriger Regierung. Man kann aber nicht sagen, daß diese seine Thätigkeit dem Reiche zum Heil gedient habe.

3.

Die übrigen Freunde Alexander's. Zunächst Fürst Czartorisky.

Die anderen hochgestellten Männer, welche Alexander's besondere Gunst und dessen Vertrauen genossen, Günstlinge im gewöhnlichen Sinne des Worts zu nennen, würde heißen ein Unrecht begehen; denn es waren höchst achtbare Männer, die ihren Einfluß auf den Kaiser Alexander weder benutzten, um sich zu bereichern, noch um ihn zu Maßregeln, die dem Staat nachtheilig waren, zu verleiten. Auch hatten sie nicht solchen Einfluß auf sein Gemüth, daß sie in der Entwicklung der Seelenzustände Alexander's eine bedeutende Rolle spielten.

Wir begnügen uns daher, nur kurze Notizen über diese Freunde Alexander's zu geben. — Ihre Namen sind: der Fürst Czartorisky, Fürst Wittgenstein, General Miloradowitsch, Graf Speransky und Reichshistoriograph Karamzin.

Der junge Fürst Adam Georg Czartorisky

war der Sohn des Fürsten Adam Casimir, der später in der politischen Revolution eine Rolle spielt, und dann noch immer das Haupt und die Stütze der polnischen Emigration in Paris blieb, dessen reiche Güter in Polen deshalb unter Sequester gelegt wurden.

Fürst Adam Georg, der sich mit Liebe und Begeisterung dem Kaiser Alexander angeschlossen hatte, war 1771 geboren, verlebte seine zarteste Jugend bei seinem Bruder und seiner Schwester, die als Romandichterin und Verehrerin der Künste und Wissenschaften bekannte Gemählin des Herzogs Georg von Würtemberg, des Oheims des Königs, auf den Gütern seiner Familie. — Er war nach dem beendigten Kampfe von 1794 durch seinen Vater vertrauungsvoll an den Hof der Kaiserin Katharina II. geschickt worden. Als ein liebenswürdiger, lebenslustiger junger Mann, der mit der Geschmeidigkeit eines polnischen Großen ausgestattet war, machte der Fürst Adam Georg einen großen Eindruck auf das empfängliche Gemüth der Kaiserin, auch auf Alexander, schon als derselbe noch Großfürst war, und das um so mehr, als er der Bruder von dessen ersten Geliebten war, wovon später die Rede sein wird. Czartorisky begleitete ihn im Jahre 1805 nach Deutschland. Eben so auch in dem Feldzuge von 1807, ohne jedoch an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Doch er war in den letzten Jahren im Stillen für sein Vaterland thätig.

Fürst Adam Georg besaß indeß das Vertrauen Alexander's in dem Grade, daß er in Gemeinschaft mit seinem Herrn und Freunde, dem Kaiser, die auswärtige Politik fast ausschließlich leitete, obwohl eigentlich Graf Woronzoff, als Staatskanzler, Minister der auswärtigen Angelegenheiten war.

Die Russen sahen natürlich mit Neid einen Polen so hochgestellt im Vertrauen des Kaisers, und es fehlte nicht an Cabalen, um ihn zu stürzen. Doch gelang es der Klugheit und Liebenswürdigkeit des Fürsten im Allgemeinen den Neid zu beseitigen, obwohl noch immer einige Cotterien fortfuhren, ihn anzufeinden.

Thiers sagt in Beziehung auf ihn:

„An Alexander's Seite befand sich im September 1807 im Lager von Pulawiz der Fürst Peter Dolgharucki, ein rühmlich bekannter Officier, der aber von Selbstsucht und Ehrgeiz erfüllt, Feind der Cotterien junger Genie's, wie er Czartorisky, Katchubei und Stroganoff nannte, das Reich beherrschte und Alexander zu überreden suchte, daß diese jungen Männer treulos seien und Rußland im polnischen Interesse verriethen. — Alexander's Wankelmuth gab dem Fürsten Dolghorucki mehrmals Recht und damit Aussicht auf Erfolg. Indessen war es unmöglich, daß Fürst Adam Georg, die ehrenwertheste Persönlichkeit, den Kaiser betrügen konnte.

„Man hat gesagt,“ — fährt Thiers an einer andern Stelle fort — „daß der Kaiser Alexander anfing, sich neuen Einflüssen hinzugeben. Er wäre nicht befriedigt von der Richtung, die man den Angelegenheiten gegeben hatte. Auch wollte er keine Rathschläge anhören, weil er geschickter war, als alle seine Rathgeber. Fürst Adam Georg war ein redlicher, ernsthafter und unter einer anscheinend kalten Oberfläche dennoch leidenschaftlicher Mann, der zu einem beschwerlichen Censor der Schwäche und Unentschiedenheit Alexander's herangewachsen war, und eine Meinung verfocht, die ihn bald ganz von demselben entfernen mußte.

„Nach seiner ministeriellen Ansicht hatte der Kaiser nichts bei der Armee zu thun. Er hätte niemals militärische Dienste gethan, und verstehe also auch nicht zu commandiren. Seine Gegenwart im Hauptquartiere, mitten unter einer Umgebung von jungen Männern, leichtsinnigen, unwissenden und selbstsüchtigen Creaturen, würde der Macht der Generale nur hemmend in den Weg treten oder sie gänzlich vernichten. Der Kaiser aber müsse im Centrum der Verwaltung den guten Geist zu erhalten suchen und mit Energie dafür sorgen, daß es der Armee an nöthigen Bedürfnissen zur Fortsetzung des Krieges nicht fehle. Dieses sei das einzige Mittel um, wenn auch nicht zu siegen, doch das Glück zu balanciren.

„Man hätte keine vernünftigeren Ansichten, aber auch keine dem Kaiser weniger angenehme ausdrücken können. Er wollte eine politische Rolle in Europa spielen, aber es war ihm damit auch nicht nach Wunsch geglückt. Er sah sich dadurch in einen Kampf hineingezogen, der ihm Furcht eingeflößt haben würde, wenn ihn nicht die Entfernung von seinem Reiche beruhigt hätte. Er fühlte das Bedürfniß einer Betäubung durch den Lärm des Kriegslagers. Er fragte sich übrigens: ob und warum er nicht auch auf dem Schlachtfelde glänzen könne.

„Bestärkt wurde er in diesem Wahn durch die Militaircotterie, welche ihn umgab, an deren Spitze sich der Fürst Dolghorucki befand. Dieser zog, um sich des Kaisers besser bemächtigen zu können, ihn zur Armee. Er suchte ihn zu überzeugen, daß er alle nöthigen Eigenschaften eines Oberbefehlshabers besäße, und daß er sich nur zu zeigen brauche, um dem Kriegsglücke sogleich eine andere Wendung zu geben.

„Die Vorstellungen des Fürsten Czartorisky hatten, indem sie Alexanders Stolz belebten, seinen Muth aufgereizt. Er beschloß im März 1806, bevor er sein Schwert wieder in die Scheide steckte, sich mit Napoleon messen. Wenn ihm aber auch die Vorstellungen Czartorisky's nützlich waren, so waren sie ihm doch auch beschwerlich und er dachte schon darauf, unter den älteren

Dienern seines Hofes eine Persönlichkeit an sich zu ziehen, die, wenn sie auch weniger Fähigkeiten hatte, doch geeignet war, unbedingt und ohne eine Kritik sich anmaßen zu wollen, seinen Willen zu vollziehen.

Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Der Kanzler Woronzoff war gestorben, und Alexander ernannte, statt seinen bisherigen Gehülfen in der auswärtigen Politik, den General Budberg zu Woronzoff's Nachfolger, als Minister des Auswärtigen. Czartorisky, dadurch verletzt, bat um seinen Abschied, und Alexander, im Grunde froh, einen ihm lästig gewordenen jungen Censor los zu werden, bewilligte ihm den Abschied. —

Der Fürst zog sich zurück, und nahm später im Jahre 1830 desto thätigeren Antheil an der polnischen Revolution.

4.

Fürst Wittgenstein.

Ludwig Adolph Peter Fürst Wittgenstein gehörte dem hohen Adel Preußens an. Er war 1769 geboren und trat frühzeitig in den russischen Dienst, dem auch sein Vater schon angehört hatte. 1806 wurde er zum Generalmajor befördert. Nach einem siegreich erfochtenen Kampfe gegen die Franzosen (1807) wurde er zum Generallieutenant erhoben. Nach einer Reihe glänzender

Kriegsthaten, als Befehlshaber eines Armeecorps, wurde er Chef der gesammten russischen Cavallerie und entwickelte 1813 große Thätigkeit für die Befreiung Deutschlands. Die Stadt Petersburg, um ihre Dankbarkeit für die Deckung gegen die Franzosen zu beweisen, schenkte ihm ein großes Landgut, das der General zum Majorat erhob.

Endlich ernannte ihn der Kaiser zum Feldmarschall und übergab ihm den Oberbefehl über die 250,000 Mann, die Rußland 1828 gegen die Türken marschiren ließ. — Der Kaiser ernannte ihn zum Reichsrath, und der König von Preußen erhob ihn in den preußischen Fürstenstand.

Fürst Wittgenstein war nicht nur seiner Verdienste wegen, sondern auch wegen seiner Loyalität und seines edlen, ritterlichen Charakters allgemein verehrt. Seine Bescheidenheit war um so größer, je höher ihn seine Verdienste stellten. Auf dem Schlachtfelde hatte er stets den edelsten Muth bewiesen. Seine militärischen Kenntnisse waren oft von Alexander zu Rath gezogen, und in jeder Hinsicht verdiente er das Vertrauen und die hohe Gunst, welche ihm der Kaiser stets zu Theil werden ließ.

Fürst Wittgenstein starb im Jahre 1843, eben im Begriff, eine Courreise zur Herstellung seiner durch zahllose Kriegsstrapazen zerrüttete Gesundheit antreten zu wollen.

5.

General Miloradowitsch.

Dieser ausgezeichnete Krieger war einer der einflußreichsten Günstlinge Alexander's.

Er hatte sich durch seine glänzende Tapferkeit einen Namen gemacht, so daß man ihn den russischen Murat nannte. Er war im Jahre 1771 in Petersburg geboren.

Dieser Michael Andrejawitsch Miloradowitsch betrat schon frühzeitig die militärische Laufbahn. Durch Glück, Geschick und Gunst gehoben, nach vielen glänzenden Kriegsthaten wurde er von Alexander zum Generalgouverneur von Kiew und dann 1819 von Petersburg ernannt.

Graf Ségur sagt von ihm: „Miloradowitsch war ein unermüdlicher, kecker Krieger, ganz eben so, wie der Soldatenkönig Murat, von imponirender Figur, wie dieser, eben so vom Glück begünstigt.

Kutusoff, ein Augenzeuge seiner Heldenthaten, äußerte über ihn bei mehreren Gelegenheiten: „Der Chef meiner Avantgarde ist ein wahrer Bayard, ein tapferer Ritter ohne Furcht und Tadel.“

Die Katastrophe seines Todes erfolgte beklagenswerth im Jahre 1825. Von den Kugeln seiner Feinde verschont, fiel er unter den Kugeln der Meuterer, beklagt von allen seinen Kameraden und vom Kaiser, dem er

so viele Jahre mit Treue und Ergebung gedient hatte, und wegen seiner Offenheit und seines trefflichen Herzens lieb und werth gewesen war.

Zwanzig hohe Ordensdecorationen hatten seine breite Brust geschmückt — jetzt schmückten sie auf Sammetkissen die Tabourette, welche seinen Sarkophag umstanden. — Nachdem seine Leiche mehrere Tage ausgestellt gewesen war, wurde sie in die Kathedrale von Kasan geführt, worauf sie den 2. Januar 1826 in der Kirche St. Alexander Newsky beigesetzt wurde.

Miloradowitsch war nie vermählt gewesen. Er hinterließ aber eine Schwester als Wittwe eines hohen Beamten. Der Kaiser verlieh ihr eine jährliche Pension von 10,000 Silberrubel, und bezahlte auch die hinterlassenen beträchtlichen Schulden des Generals, und damit nur eine eigene Schuld an seinen verewigten Günstling.

6.

Graf Speransky.

Die Erhebung dieses Günstlings des Kaisers bot den einzigen Fall in der Geschichte Rußlands, daß der Sohn eines russischen Popen es zu dem Range eines Staatsbeamten gebracht hat. Das erklärt sich leicht durch den allgemeinen Mangel an Bildung der russischen

Geistlichen, welche nicht gestattete, ihren Söhnen eine höhere Erziehung zu geben, als die eines Bauern.

Speransky machte davon die einzige Ausnahme.

Michael Speransky war 1771 geboren, der Sohn eines Dorfgeistlichen aus dem Gouvernement Wladimir. Sein Vater hieß in russischer Mundart „Nadajeda" (die Hoffnung), ein Name, den sein Sohn in's Lateinische mit slavischer Endsilbe übertrug, indem er sich Speransky nannte.

Sein Vater hatte ihn schon im zartesten Alter in's Seminar geschickt, wo der erste Grund zu seiner Ausbildung gelegt wurde. Sein Fleiß und sein Talent hoben ihn durch verschiedene Schulstufen, die endlich der junge Michael Michaelowitsch in der Geistlichen-Academie zu St. Petersburg beschloß.

Er zeigte schon von Jugend auf eine entschiedene Neigung und Begabung zur Mathematik, so daß er sich fast ausschließlich dieser Wissenschaft widmete. Seine Kenntnisse und sein Eifer veranlaßten schon im 21. Jahre seines Lebens seine Ernennung zum Professor der mathematischen Wissenschaften an der Hochschule, die im Alexander Newsky-Kloster eingerichtet war. Gleichzeitig wurde er durch den Fürsten Kurakin gewonnen, in seinem Hause Privatunterricht in diesen Wissenschaften zu ertheilen.

Durch diese wichtige Familie begünstigt, konnte

Speransky im Jahre 1797 aus der priesterlichen Laufbahn in den Civildienst treten.

Er stieg darin nach und nach durch seine Fähigkeiten und deren Anwendung und vom Fürsten protegirt über alle Stufen der bureaukratischen Hierarchie hinweg, und wurde 1801 im eben erreichten 30sten Lebensjahre zum Staatssecretär ernannt. In diesem Amte entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit. Die wichtigsten Schriftstücke jener Periode gingen aus seiner Feder hervor.

Im Jahre 1802 wurde die ganze Administration von Alexander reformirt. Auch dabei bewährte sich Speransky als ein trefflicher Arbeiter. Im Jahre 1808 wurde er zum Mitglied der Gesetzgebungscommission ernannt. Im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Substituten des Justizministeriums, und er erhielt die Oberdirection der Universität Abo, die unter seinem Curatorium bedeutende Vortheile gewann.

Es ist hier nicht der Ort, Schritt für Schritt seiner administrativen Thätigkeit zu folgen. Sie war eine bedeutende und von genialen Ideen getragene. Im Jahre 1809 wurde Speransky zum Geheimrath befördert, blieb jedoch dabei Staatssecretär, der unmittelbar beim Kaiser den Vortrag hatte, und selbstständig dessen Befehle ausführen konnte.

Alexander wurde in seiner Ueberzeugung, daß der administrative Mechanismus reformirt werden müsse,

durch die aufgeklärten Ideen Speransky's, welche dieser mit überzeugender Wärme entwickelte, noch bestärkt. Bald hegte der Kaiser unbegränztes Vertrauen zu Speransky, und alle möglichen Reformen wurden nun vorgenommen; vielleicht zu systematisch, wenigstens immer ohne den Verbesserungsideen gehörige Zeit zur Reife zu gewähren.

Alexander belohnte Speransky's wunderbare Thätigkeit in der Reform aller Zweige der Verwaltung mit dem großen Bande des Alexander Newsky-Ordens.

Aber es konnte nicht ausbleiben, daß Speransky's combinirte Pläne, um Rußland aufzuklären und der Barbarei zu entreißen, von dem größeren Publikum nicht verstanden, also auch nicht gewürdigt wurden. Man nannte die Reformen gefährliche Neuerungen. Andere wurden durch die Kühnheit des ganzen Verfahrens frappirt. Allgemein tadelte man die finanziellen Reformen, die dem Geldmangel nicht abhelfen konnten. Viele alte Beamte fühlten sich in ihrem gewohnten Schlendrian gestört, und erweckten dem rastlos thätigen Reichssecretär viele Feinde, mit denen sich noch dessen zahlreiche Neider verbanden. Die hohe und niedrige Aristokratie haßte ihn schon darum, weil er als Sohn eines Popen zu so hohen Würden emporgestiegen war. Um wieviel mehr mußten sie nicht den so rasch emporgestiegenen Günstling hassen, der mit so vieler Kühnheit den Staat nach seiner persönlichen Inspiration leitete.

Während sein Einfluß auf Alexander noch täglich stieg, zog sich bereits ein Ungewitter über seinem Haupte zusammen. Man schrie immer lauter über die Neuerungen, deren gebieterische Nothwendigkeit man einsah, aber nicht sehen wollte. Speransky, ohne Vermögen, ohne Anhang, stand allein der großen Clique gegenüber und mußte unterliegen.

Da näherte sich Napoleon den russischen Gränzen; die drohende Kriegsgefahr erzeugte in dem sonst so ruhigem russischen Reiche eine Rührigkeit und Bewegung, die den Ausbruch des Sturmes beschleunigte, der Speransky stürzen sollte.

Der schwedische General Baron Armfelt, der sich damals in Petersburg aufhielt, stand an der Spitze dieser Bewegung. Er verstand es, die öffentliche Meinung geschickt gegen Speransky aufzuregen. Zudem bedurfte man Geld. Armfelt versprach es zu schaffen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der verhaßte Reichssecretär schleunigst entfernt werde. Und der Selbstherrscher opferte seinen Freund und Rathgeber, zu schwach, diesem Andrängen zu widerstehen. Er that dieses, als er bedacht sein mußte, die Inpopularität, womit ihn die Reformen seines Ministers bedrohten, von sich selbst abzuwenden.

Des Kaisers Ungnade traf Speransky schnell und unerwartet. Als er einst in einer Nacht 1812 den kaiserli-

lichen Winterpalast verließ, wo er wie gewöhnlich mit dem Kaiser Alexander gearbeitet hatte, wurde er noch im Schlosse verhaftet. Eine Kibitke erwartete ihn vor dem Portal; er mußte einsteigen und wurde, ohne daß man ihm erlaubte, seine Tochter noch einmal zu umarmen, unter strenger Bewachung, mit der größten Schnelle, nach Nischnei-Nowgorod gebracht, welches 240 Meilen von Petersburg entfernt liegt. Dort blieb er sechs Monate. Als nach dieser Zeit die Franzosen in Petersburg eingerückt waren, führte man ihn unter dem Vorgeben, daß durch die Nähe der Feinde seine persönliche Sicherheit gefährdet sei, als Gefangenen nach Perm, einer Stadt, die in der Richtung nach Sibirien 1410 Werste von Moskau entfernt liegt. Seine Feinde triumphirten und verbreiteten über ihn, zu seinem Nachtheil, die ungereimtesten Gerüchte. Man beschuldigte ihn unter Anderem, daß er, der mit Wohlthaten des Kaisers überschüttet war, sich in eine Verschwörung gegen denselben eingelassen habe.

Speransky war ein großer Bewunderer der französischen Nation, und unterhielt eine Correspondenz mit mehreren berühmten Rechtsgelehrten in Paris, weil er die Absicht hatte, den Code Napoléon der Gesetzgebung, welche er in Rußland einführen wollte, zum Grunde zu legen. Diesen Umstand hatte die Verleumdung geschickt benutzt, um ihn staatsgefährlicher Verbindungen zu

beschuldigen. Daraus erklärt sich die Gewaltsamkeit der gegen ihn angewendeten Maßregeln. Und wenn schon diese Anschuldigung eine durchaus falsche war, so wurde sie doch um so williger geglaubt, als die Chefs der Departements für die auswärtigen Angelegenheiten und des Justizministeriums sich bei dem Sturz des mächtigen Reichssecretärs betheiligt hatten.

Speransky aber rechtfertigte sich vollständig gegen den Kaiser durch ein Memorandum, das er im Anfange des Jahres 1813 von Perm aus an ihn absendete. Ohne persönliches Vermögen, befand er sich in seinem Verbannungsorte in höchst bedrängter Lage und mußte nicht selten am Nothwendigsten Mangel leiden. Zwei Jahre später wurde ihm erlaubt, auf ein kleines Landgut, das er in der Nähe von Nowgorod 180 Werste von Petersburg besaß, sich zurückzuziehen.

Dort verbrachte er einige ruhige und zufriedene Tage, von Haß und Neid nicht erreicht. Er theilte seine Zeit zwischen dem Landbau, dem Studium und der Erziehung seiner Tochter. In dieser Zeit übersetzte er das berühmte Werk: „Von der Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis.

Im Jahr 1816 wurde er ganz unerwartet durch einen Ukas zurückberufen. Der Kaiser gab ihm darin völlige Genugthuung und ernannte ihn zum Gouverneur von Pensa. Obschon dieses Amt viel tiefer stand als

seine frühere Stellung, so nahm er es doch an, weil es ihm die Möglichkeit gab, seinem Vaterlande wieder nützlich zu werden. Diese Ernennung war indeß nur der Vorläufer der Rückkehr der kaiserlichen Gunst; sie war von einer Dotation begleitet, die sogar oft ein Schadenersatz genannt wurde.

Nach neunjähriger Verbannung erschien er 1821 wieder in Petersburg. Die alten Schmähungen waren vergessen; der Kaiser empfing ihn öffentlich mit allen Beweisen der Huld, und als Freund mit den herzlichsten Aeußerungen des Wohlwollens. Er ernannte ihn zum Mitglied des Reichsrathes, dessen Orakel er früher als Staatssecretär gewesen war. In dieser Stellung erwarb sich Speransky neue Verdienste um Rußland, welche einzeln zu erwähnen, hier zu weit führen würde.

Kurz darauf erhielt Speransky die Präsidentschaft der Gesetzcommission. Zum Unglück für den Staat verhinderte ihn sein Tod, eine großartige legislative Arbeit zu vollenden.

Er starb 1840 im 69sten Lebensjahre. Speransky's Persönlichkeit war ungemein anziehend. Seine Physiognomie war so ausdrucksvoll, daß man sie nie wieder vergessen konnte. Seine hohe, offene Stirn, seine ruhige, imponirende Figur verriethen einen lebhaften Verstand. In seinen ausdrucksvollen Gesichtszügen sprach sich die Geschichte seines ganzen bewegten Lebens

aus. Ein Blick in seine durchdringenden Augen sagte: das muß ein edler, hochbegabter Geist sein.

7.

Der Reichshistoriograph Korampzin.

Nicolaus Michaelowitsch Korampzin wurde am 1. December 1765 in Simbirsk geboren. Er erhielt seine erste Erziehung in dem Hause des Professors Schaden in Moskau und widmete sich mit Fleiß und Talent den ernsten Studien, namentlich der Geschichte. Darnach trat er in Militärdienste, hatte aber im Alter von 24 Jahren durch große Reisen in Mitteleuropa Gelegenheit zu weiterer Ausbildung.

Durch Talent und angenehmes Wesen ausgezeichnet und durch seine historischen Arbeiten bekannt, zog ihn Alexander schon als Großfürst in seine Nähe, wo er eine eben so angenehme als glückliche Existenz genoß.

Seine „Briefe eines reisenden Russen" und eine Sammlung kleiner Erzählungen, „Aglaja", machten die von ihm im Auslande gesammelten Kenntnisse zum Gemeingut der Nation. Seine Lieder wurden bald Volkslieder. Da er in russischer Sprache schrieb, so trug er viel zur Ausbildung derselben bei.

Unter dem Druck, den Paul I. auf alle Geistesregung übte, mußte auch Korampzin in das Dunkel zu-

rücksinken. Kaum aber hatte Alexander I. den Thron bestiegen, als er auch die Bahn der Aufklärung einschlug und mit wahrem Enthusiasmus verfolgte. Korampzin konnte dabei seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, da er schon damals als der genialste Prosaiker allgemein anerkannt war. Schon im Jahre 1803 wurde Korampzin zum russischen Reichshistoriographen ernannt. Von da an gewannen seine historischen Schriften immer mehr an Schönheit und Bestimmtheit der Formen, und eben dadurch, so wie durch seine Journalartikel übte er den größten Einfluß auf die Ausbildung der Sprache und eines ächten Kunstgeschmackes aus. Er schrieb das erste und bedeutendste vollständige Geschichtswerk Rußlands, wodurch er sich einen hochberühmten Namen begründete. Das Hauptwerk darüber erschien 1818 und kann classisch genannt werden.

Der Abschnitt, in welchem der Verfasser die Geschichte der russischen Selbstherrschaft darstellt, zeigt diese ohne jedes Gegengewicht. Er sagt darüber: „Der Autokrat wurde ein irdischer Gott für die Russen, welche in diesem Zeitabschnitte durch ihre jede Gränze überschreitende Unterwürfigkeit gegen den Willen des Monarchen alle Welt in Erstaunen setzten.“

Er schließt mit dem merkwürdigen, charakteristischen, aber wahren Satze: „Rußland macht sich aus dem, was ihm alle anderen Länder vorwerfen, eine Ehre. Es ist

glücklich in seinem blinden Gehorsam und in seiner Unterwürfigkeit unter den Willen des Selbstherrschers, selbst wenn dieser in seinen wildesten Ausbrüchen alle menschlichen Gesetze und jede Gerechtigkeit überschreiten sollte."

Alexander fühlte es lebhaft, was er einem Manne schuldig war, der die Literatur seines Landes so gehoben hatte; und nie ist wohl ein historischer Schriftsteller so gefeiert und so freigebig belohnt worden, als Korampzin. Während einer Krankheit ließ ihn der Kaiser in seinem eigenen Palaste wohnen und erkundigte sich oft persönlich nach seinem Befinden. Er wies 50,000 Silberrubel an, damit Korampzin sich, sobald es seine Kräfte nur irgend erlauben würden, in das südliche Frankreich begeben könne, wohin ihn eine kaiserliche Fregatte bringen sollte. Und um ihn über die Subsistenz seiner Familie vollkommen zu beruhigen, im Fall seine Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen sollte, setzte Alexander für seine Gattin eine jährliche Pension von 20,000 Rubel aus, die auch nach deren Absterben auf die Kinder forterben sollte, bis die Söhne sich im kaiserlichen Dienst einer gleichen Einnahme zu erfreuen haben oder die Töchter verheirathet sein würden.

Korampzin schloß seine irdische Laufbahn am 3. Juli 1826 in seinem sechzigsten Lebensjahre in dem taurischen Palast, in welchem ihm der Kaiser eine Wohnung an=

gewiesen hatte, um ihm Gelegenheit zu verschaffen, den Genuß der herrlichen Gärten, welche dieses einst von Potemkin erbaute schöne Schloß umgeben, ganz in der Nähe zu haben.

So waren die Günstlinge Alexander's, mit Ausnahme eines einzigen — Araktschejeff — alle hochverdiente Männer, und diese Wahl gereichte dem Kaiser zur hohen Ehre, so daß man gern darüber seine pietistischen Verirrungen vergißt.

VI.

Noch einige Züge aus Alexander's Privatleben. *)

1.

Seine Tagesordnung.

Alexander's Privatleben hat in den späteren Jahren seiner Regierung, besonders seit dem tiefen Eindruck, welchen die große Sturmfluth, die Petersburg verwüstete, auf sein Gemüth gemacht hatte, eine vollkommen entgegengesetzte Richtung gegen diejenige angenommen, die er in der ersten Zeit seiner Regierung verfolgt hatte. Er erschien seitdem als ein wirklich schwermüthiger Mensch.

Kaum in der Mitte seiner Laufbahn angekommen und in der vollen Manneskraft führte er ein einsames und trauriges Leben.

*) Wir folgen dabei im Wesentlichen den Mittheilungen eines Werkes, welches im Jahre 1829 unter dem Titel: l'Erémite en Russie, par Dupré de Saint Maure, erschienen war. Die Mittheilungen darin über Alexander's Privatleben sind an Ort und Stelle gesammelt.

In allen Jahreszeiten stand er des Morgens um 6 Uhr auf und arbeitete bis 8 Uhr. Darauf ging er ein Stündchen spazieren und wenn er zurückgekehrt war, nahm er ein leichtes Frühstück. Zu Mittag pflegte er, nur von einem einzigen Bedienten begleitet, eine Droschke zu besteigen und dann von Zarskoje-Selo, wo er sich im Sommer in der Regel aufhielt, nach Paulowsky zu fahren, um der Kaiserin-Wittwe, seiner Mutter, einen Besuch abzustatten. Von dort zurückgekehrt, speiste er in der Regel allein oder mit der Kaiserin, machte dann wieder einen Spaziergang, von etwa einer Stunde und begab sich darauf in seine innersten Gemächer, woraus man ihn oft den ganzen Abend nicht wieder hervorkommen sah.

Die ganze Zeit, welche andere Herrscher sonst gern in traulichem Gespräch mit ihren Familien oder Umgebungen zubringen, widmete Alexander ernsten Arbeiten oder träumerischen Betrachtungen seines in lichten Regionen umherschweifenden Geistes.

Das ist die Tagesordnung in Zarskoje-Selo, wo er den Sommer hinbringt. In der strengen Jahreszeit, welche er im Winterpalast verlebt, ist seine Tagesordnung im Wesentlichen dieselbe.

Pünktlich um 9 Uhr des Morgens begibt er sich in den Exerciersaal, der auf dem Hofe dieses Schlosses errichtet ist, und nimmt dort der für diesen Tag in

Dienst kommenden Wache die Parade ab. Er scheint sich dieses als eine Art von Verpflichtung auferlegt zu haben, die ihm zu einer Quelle des Vergnügens geworden ist, obwohl dasselbe ein höchst eintöniges sein muß.

Gegen Mittag besteigt er, je nachdem das Wetter beschaffen ist, entweder seine offene Droschke, oder seinen nur mit einem Pferde bespannten Schlitten und begibt sich — oft sogar zu Fuß und ohne Begleitung — zu den Großfürstinnen. Zwischen zwei und drei Uhr kehrt er von dort zurück, speist allein oder mit der Kaiserin, wie zu Zarskoje=Selo, begibt sich in seine innern Gemächer und damit ist seine Tagesordnung beendigt.

2.

Seine Gewohnheiten und Neigungen.

In früheren Zeiten besuchte Alexander gern die öffentlichen Theater, namentlich das französische Schauspiel. Er behandelte die Schauspieler mit Wohlwollen, welches sie mitunter zu einer unpassenden Familiarität mißbrauchten, die einen minder nachsichtigen Monarchen, als er war, gewiß beleidigt haben würde. Später gab er diese Unterhaltung ganz auf und verkehrte weder mit Comödianten, noch besuchte er das Theater. Er ließ auch die seit Katharina II. eingeführten Vorstellungen in der Eremitage eingehen.

Von den Ereignissen vom 1812 fand er auch viel Geschmack daran, einzelne gebildete, namentlich deutsche Familien zu besuchen, und brachte im Kreise derselben mit freimüthigem, ungenirtem Geplauder manche ihm sehr angenehme Abende zu. Da sich aber ihm sehr beschwerlich fallende Schmeichler dort eindrängten, um die leicht zu erlangende Intimität des Kaisers für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Pläne zu gewinnen, so mußte er sich mit Betrübniß dieses ihm so lieb gewordene Vergnügen endlich ganz versagen.

Man bemerkte an dem Kaiser stets eine fast übertriebene Vorliebe für Reinlichkeit und Ordnung, besonders aber für Einfachheit, die sich auf das Deutlichste in seiner Abneigung gegen alles Ceremoniel verrieth. Man könnte in dieser Beziehung sagen, daß er stets so wenig als möglich Kaiser sein mochte.

An den Tagen großer Revuen zeigte er sich natürlich als Kriegsherr so ungeheurer Armeen mit Ordensbändern decorirt und von einem zahlreichen glänzenden Gefolge von Generalen und Adjutanten umgeben; aber diese seltenen Veranlassungen zu glänzen abgerechnet, ging er stets allein und ohne Gefolge. Er wohnte nur den officiellen Feierlichkeiten persönlich bei, wo die Tradition und althergebrachter Gebrauch seine Gegenwart unumgänglich nothwendig machten.

Man könnte behaupten, daß Alexander derjenige

russische Hofmann seiner Zeit war, der am wenigsten an den Hof ging.

Obwohl er mehrere Sprachen vollkommen redete und schrieb, so scheint er in der Tiefe seines Herzens doch sehr gleichgültig gegen die Literatur der Völker gewesen zu sein — seine eigene Nation nicht ausgenommen. Was er für die russische Literatur nothdürftig genug that, muß wohl mehr der Erkenntniß seiner Pflicht als Regent, wie seiner Neigung zugeschrieben werden. Außer Karampzin, den er schon als Staatsmann und Reichshistoriograph in seine Nähe zog, hat er wohl mit keinem russischen Schriftsteller ein längeres Gespräch gehabt. Mit einem Worte: er liebte die Schriftstellerei nicht und hatte auch keinen einzigen literarischen Correspondenten in Paris, wie Katharina II. und selbst sein Vater Paul I. gehabt hatten.

Das diplomatische Corps, das in gesellschaftlicher Hinsicht zur Zeit Katharinens so sehr in der Mode gewesen war, sah der Kaiser Alexander selten anders, als in den üblichen Audienzen, vielleicht ein- oder zweimal im Jahre, wenn die sogenannten großen Galatage am Hofe gefeiert wurden.

Auch in der strengsten Jahreszeit verließ der Kaiser oft plötzlich und heimlich die Stadt, um drei oder vier Tage in größter Stille in Zarskoje-Selo zuzubringen. Er nahm dann nur den dienstthuenden Adjutanten mit

und oft sah ihn auch dieser sein einziger Begleiter nicht weiter, als wenn er stumm durch die Gemächer schritt, um sich auf einen Spaziergang in den Garten zu begeben.

Mit einem Wort: auf einem der höchsten Throne führte Alexander das Leben eines Einsiedlers.

Ein besonderes Vergnügen fand Alexander daran, sich gewissen Arbeiten hinzugeben; er beschäftigte sich namentlich gern mit Arbeiten der auswärtigen Angelegenheiten, die er persönlich in ihren kleinsten Details ausführte, da deren Redaction ihn lebhaft interessirte. Auch die Angelegenheiten der Militär-Colonieen waren ein Gegenstand seiner persönlichen Fürsorge, und diese nahm einen großen Theil seiner Zeit hinweg. Er verlangte genau Rechenschaft über die kleinsten Vorfälle in denselben und besuchte oft diese eigenthümlichen Schöpfungen seiner Regierungszeit, auf die er sehr große Summen verwendete. Er wollte dabei mit eigenen Augen nach dem Rechten sehen.

Dabei mußte seine Vorliebe für weite Reisen, die er häufig ausführte, und für eine leichte Conversation mit den Damen seines Hofes, so wie die Theilnahme an Allem, was in Europa vorging, ihm im Allgemeinen wenig Zeit zu einer geordneten strengen Arbeit in seinem Cabinet oder mit seinen Ministern lassen.

Ein Rechner hat herausgebracht, daß der Kaiser

Alexander auf seinen Reisen nicht weniger als 200,000 Werste durchreist hat, und es hervorgehoben, daß wenigstens seine Reisen im Innern so genau berechnet gewesen, daß die Zeit der Abreise und der Ankunft auch auf den Zwischenstationen genau vorher bestimmt ist. In dieser Beziehung war der Kaiser äußerst pünktlich. Aber dadurch wurden leider ernstere und wichtigere Angelegenheiten, als die Manöver und Revuen in der Entfernung von zwei- bis dreihundert Meilen von der Hauptstadt sind, versäumt.

Petitionen, Bitt- und Beschwerdeschriften häuften sich indeß auf den Schreibtischen des Monarchen und blieben unerledigt.

Was übrigens die erwähnte Vorliebe des Kaisers für Reinlichkeit und Ordnung betrifft, so sagt darüber der erwähnte Schriftsteller als Augenzeuge: „Alle Tische, alle Bureaus, an denen Alexander schreibt, sind bewunderungswerth rein gehalten; er erträgt weder die geringste Unordnung, noch eine Spur von Staub oder die unbedeutendsten Papierschnitzel, die nicht zu seiner Arbeit gehören; er putzt jede Sache, die er benutzt hat, selbst wieder rein und setzt sie an ihre rechte Stelle zurück. Man sieht immer auf jedem seiner Tische oder Bureaus ein zusammengewickeltes Batisttaschentuch und zehn neu geschnittene Federn liegen, deren jede nur einmal benutzt wird, und sollte es auch nur zur Unterschrift seines

Namens sein. Die Federlieferung ist einem Hofmanne übertragen, der dafür jährlich 3000 Rubel Silber empfängt."

Die Veränderung, welche mit Alexander seit seiner großen politischen Katastrophe vorging, war sehr merkwürdig; sie bewirkte, wie gesagt, eine neue Phase in seinem innern Leben, und der Brand von Moskau war nach seinen eigenen Aeußerungen wohl die nächste Veranlassung dazu gewesen.

3.

Napoleon's Urtheil über Alexander.

Es sind die verschiedensten Urtheile über Alexander laut geworden, die indeß alle darin übereinstimmen, daß er der liebenswürdigste aller Monarchen gewesen sei. Eins der bedeutendsten Urtheile gab Napoleon ab (in den Memoiren des Grafen Las Cases).

Nachdem er erst von dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., gesagt hatte: „Derselbe ist als Privatcharakter betrachtet, ein loyaler, guter und ehrenhafter Mann; aber in politischer Hinsicht ist er eine Persönlichkeit, die lediglich dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen ist; man ist Herr über ihn, so lange man die Hand gegen ihn aufhebt," fuhr der Verbannte von Longwood fort:

„Was aber den russischen Kaiser betrifft, so ist dieser ein Mann von unendlich höherem Charakter; er hat Geist, Anmuth, Kenntnisse; er ist leicht zu verführen; doch muß man seine Kunst, sich einzuschmeicheln, mit Mißtrauen betrachten. Es fehlt ihm die Offenheit und er ist mit einem Worte un vrai Grec du Bas-Empire. Er ist ferner nicht ohne wirkliche oder gut gespielte Ideologie, welche er jedoch nur aus seiner Erziehung und seinem Leben geschöpft hat. Sollte man es wohl glauben, was ich einmal gegen ihn verfechten mußte? Er behauptete, daß die Erblichkeit ein Mißbrauch der Souveränität wäre, und ich mußte über eine volle Stunde meine Beredtsamkeit und meine Logik darauf verwenden, um ihm gegenüber den Beweis zu führen, daß gerade diese Erblichkeit des Volkes Ruhe und Glück begründe."

Ein anderes Mal äußerte Napoleon: „Alexander ist voller persönlicher Grazie und würde sich im Niveau mit Allem finden, was es an Liebenswürdigkeit in den Pariser Salons gibt."

VII.

Alexander's Verhältniß zu den Frauen, besonders zu seiner Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth.

1.

Alexander's erste Jugendliebe.

Alexander's Liebeleben würde Stoff zu einem Roman bilden.

Sechszehn Jahre war er alt, ein liebenswürdiger, bildschöner Jüngling mit blondem, gelocktem Haar und dem feinen nordischen Teint, dessen Rosen und Lilien noch in zarter Jugendschöne blühten, als sich schon in seinem gefühlvollen Herzen das Bedürfniß der Liebe regte.

Seine erste Jugendliebe war anfangs noch eine reine, unschuldige Flamme. Wie sehr auch ihre Großmutter, die Kaiserin Katharina, darüber wachte, daß ihre Enkel, die jungen Großfürsten, vor ihrer Vermählung die Freuden der Liebe, denen sie selbst so ergeben war, nicht kennen lernen sollten, so konnte sie es doch nicht

hindern, daß sich ein zärtliches Verhältniß, damals noch unschuldig und von schwärmerischen Liebesträumen umgaukelt, zwischen dem jungen Großfürsten und einer reizenden jungen Hofdame, die nur ein Jahr älter war, als er, einer Prinzessin Czartoriska, entspann.

Alexander hatte ihr in seiner schwärmerischen Hingebung der Jugend versprochen, sie dereinst zu seiner Gemahlin und Kaiserin zu erheben.

So sorglich auch die Liebenden ihr zärtliches Verhältniß geheim zu halten suchten, so bleibt doch an Höfen nichts geheim und Katharina erhielt davon Kenntniß. Die Kaiserin hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als dieses Liebesbündniß zu zerreißen. Sie zwang die junge Czartoriska, sich mit dem bejahrten und kränklichen Fürsten Narischkin zu vermählen, und es gehörte die ganze Auctorität der Selbstherrscherin, der man sich in Rußland nicht zu widersetzen wagt, dazu, um Beide zu bewegen, sich dem Willen der Kaiserin zu fügen. Der jungen Prinzessin, in deren Herzen eine andere Liebe glühte, war eine Verbindung mit dem altersschwachen Gemahl eben so widerwärtig, als es ihr schmerzlich war, sich von Alexander zu trennen und ihren schönsten Lebenshoffnungen zu entsagen.

Narischkin aber war durch diese erzwungene Verbindung um so mehr verletzt, als er gleichzeitig den Befehl erhielt, sofort nach seiner Vermählung mit seiner

jungen Gattin Petersburg und den Hof, dessen Atmosphäre sein Element war, zu verlassen und sich nach Moskau zurückzuziehen.

Alexander aber war untröstlich. Der Verlust dieser seiner ersten Liebe, woran er sein Leben gesetzt hatte, war der erste große Schmerz, der noch lange nachzitterte in seiner ohnehin zur Schwermuth geneigten jugendlichen Seele. Und dazu kam noch das Andringen seiner Großmutter, die, um ihn von der Narischkin ganz abzulenken, die Vermählung ihres jetzt siebenzehnjährigen jungen Enkels beschlossen hatte. Alexander durfte nichts dazu sagen und mußte sich unbedingt in den despotischen Willen der Kaiserin Katharina fügen.

Das Loos, welches ihm damit zufiel, hätte unter andern Umständen ein glückliches genannt werden müssen. Da aber eine andere Jugendliebe tief und schmerzlich in seinem Herzen wurzelte, so wurde es ein unglückliches, besonders für das junge Opfer der Convenienz, das ihm zugeführt war.

2.

Seine Vermählung. — Elisabeth.

Nach einer sorgfältigen Umschau unter allen deutschen Prinzessinnen, deren von den Gesandtschaften eingesandte Porträts die Tische in Katharinens Cabinet

bedeckten, fiel die Wahl der Kaiserin auf eine der badenschen Prinzessinnen.

Sie ließ die drei Töchter des Erbgroßherzogs Karl Ludwig von Baden (der aber starb, ohne zur Regierung zu gelangen) nach Petersburg zur Brautschau einladen. Wie früher so viele andere deutsche Prinzessinnen, die durch Vermählungen mit russischen Großfürsten und Czaren unglücklich geworden waren, immer freudig und mit glänzenden Hoffnungen erfüllt, einem solchen Rufe folgten, so auch die badenschen Prinzessinnen, denen das Glück, einst Kaiserin von Rußland zu werden, als das glänzendste Erdenloos vorgespiegelt worden war.

Diese Prinzessinnen von Baden waren alle drei geeignet, einem Throne zur Zierde zu gereichen. Sie erfüllten auch diese Bestimmung, da jeder derselben eine Krone zu Theil wurde. Die älteste der Schwestern wurde Königin von Schweden, die jüngste Königin von Baiern und die mittlere an Jahren, Louise Marie Auguste, erhielt den Vorzug für den russischen Thron.

Am 25. Januar 1779 geboren, war sie damals erst 15 Jahre alt. Als sie unmittelbar nach ihrer Erwählung zur griechischen Religion übertreten mußte, erhielt sie den Taufnamen Elisabeth Alexiewna, den sie so allgemein geachtet und beliebt zu machen verstanden hat.

Die Vermählung des jungen Paares wurde am 9. October 1793 gefeiert. Sie strahlten Beide von Schönheit und Anmuth, und es schien unmöglich, daß nicht die höchste gegenseitige Glückseligkeit diese Verbindung segnen sollte.

Die Prinzessin war eine höchst reizende Blondine, blendend weiß mit zartem Rosenanflug auf den Wangen; eine wahre Nymphengestalt, edel von Wuchs und Haltung, von den reinsten Sitten und eleganter Tournüre. Sie besaß Geist, Talent und feinen Geschmack. Ihr ganzes Wesen war ihres hohen Ranges vollkommen würdig. Was ihre Schönheit noch erhöhte, war die Vollkommenheit im Bau ihres Halses, ihrer Brust und Schultern. Hände und Arme waren wunderschön. Ihre Augen blau; ihr ganzes Wesen graziös in allen Bewegungen. Graf Garderin sagt von ihr in seinen Memoiren: „Mit einer entzückenden Figur begabt, spiegelten ihre Augen die Reinheit ihrer Seele." Das schönste dunkelblonde Haar umwallte in leichten Locken ihre hohe, edle, blendend weiße Stirn, und floß gewöhnlich auf die weißen, sammetweichen Schultern herab. Ihr Gang war geschmeidig und so leicht und anmuthig, daß sie auch maskirt auf Bällen leicht wieder zu kennen war. Vor Allem aber hatte sie einen milden Charakter voll Bescheidenheit und ächt christlicher Ergebenheit. — Mit einem edlen Charakter vereinigte sie einen klaren,

ausgebildeten Verstand; Liebe zu den schönen Künsten und eine unerschöpfliche Wohlthätigkeit, die sie sorgsam geheim zu halten suchte.

Elisabeth besaß das Geheimniß, sich bei Allen beliebt zu machen; auch hat gewiß niemals eine Fürstin — mit Ausnahme der Preußenkönigin Luise — eine allgemeinere und verdientere Hochachtung und Liebe genossen. Einfach in ihrem Geschmack und ihren Neigungen, mit entschiedener Abneigung gegen alle Ostentation, suchte sie die Zurückgezogenheit und Einsamkeit und verschönerte sich dieselbe durch Lectüre, ernste Studien, artistische Arbeiten und durch Ausübung aller Tugenden.

Und trotz aller dieser Vorzüge fehlte ihr doch noch etwas, um Alexander vollkommen glücklich zu machen, oder es selbst zu werden. Es fehlte ihr die sinnliche Reizbarkeit, die bei ihm vorherrschend war, ferner ein wenig Koketterie und etwas von der leichten Frivolität, welche in Rußland so hoch geschätzt wird.

Die beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, welche der Kaiserin in den ersten Jahren der fast noch kindlichen Ehe geboren wurden, starben im zartesten Alter und dadurch wurde ein Band noch mehr zerrissen, das ohnehin von seiner Seite nicht mit dem Herzen geknüpft war, sondern nur zwangsweise, weil sein Herz einer Andern gehörte.

Der frühzeitige Verlust ihres ersten Kindes machte sie um so tiefer schmerzen, als es ein Opfer von Paul's Starrsinn geworden war. Dieses zarte, kleine Wesen, ein Prinz, war ohnehin schon krank, als der launige Tyrann verlangte, daß es in schneidender Kälte von Petersburg nach Gatschina, wohin der ganze Hof fuhr, mitgenommen werden sollte. Auf dieser Reise brach das Scharlachfriesel aus und wurde durch die Kälte auf die inneren Theile zurückgetrieben und kaum im kaiserlichen Lustschlosse angekommen weinte die junge Großfürstin Elisabeth an der Leiche ihres einzigen Sohnes und Thronerben.

Damals schon und besonders später, als Alexander den Thron bestiegen hatte, hat die Kaiserin Elisabeth viel gelitten in dem kalten und fremden Lande, und zwar nicht blos durch den Kaltsinn ihres Gemahls, sondern auch anderer Familienverhältnisse wegen, die schwer auf ihr lasteten. Eine stille Wehmuth sprach aus ihren schönen, sanften Zügen. Ihr Lächeln war schwermuthsvoll; ihr Blick voll Seele und Gefühl, ihre Sprache so sanft, daß sie einem immer vorkam, wie ein auf Erden wandelnder Engel.

Den Glanz des Thrones hat sie nie mit Alexander getheilt. Die Gemahlin eines Selbstherrschers über 40 Millionen Unterthanen besaß in seinem ungeheuren Reiche nicht eine Hand voll Erde, wo sie nur hätte ein Blüm-

chen für sich ziehen können. Sie hatte keinen Hofstaat, gab keine Feste, nahm keine Cour an, hatte eine der einfachsten Equipagen in Petersburg und doch war sie vom Volke angebetet. Der Jubel war ungeheuer, wenn sich einmal der Kaiser an ihrer Seite zeigte.

3.

Erneuerte Untreue. — Alexander's Tochter. — Elisabeth's Seelenleiden. — Ihr vereinsamtes Leben. — Reinigung der Sitten des Hofes.

Waren auch die ersten Jahre ihrer Verbindung mit Alexander noch einigermaßen glücklich, da er es verstand, durch unbeschreibliche Liebenswürdigkeit über den Mangel an Treue zu täuschen, so gab es doch später in Petersburg eine Person, die zu viel Interesse daran hatte, daß Alexander's Gemahlin nicht den ersten Platz in seinem Herzen ausfüllte und diese Person stand so hoch, daß sie den ersten Einfluß auf Alexander und sein Familienleben hatte — es war seine erste Jugendgeliebte, die Fürstin Narischkin.

Schon nach Katharinens Tode hatte der Kaiser Paul dem Fürsten Narischkin und seiner Gemahlin die Erlaubniß zur Rückkehr nach Petersburg ertheilt, und mit neuen Flammen erwachte Alexander's Leidenschaft für sie wieder, die aber jetzt eine sehr sinnliche wurde. — Alexander trug in der Verblendung seiner Leidenschaft

keine Scheu, diesem sträflichen Verhältnisse eine gewisse Oeffentlichkeit zu geben, welche ohnehin schon die eitle Geliebte, die sich von ihrem Gemahl getrennt hatte, nach Möglichkeit förderte.

Sie gebar dem Kaiser zwei Töchter, denen Alexander seinen Familiennamen als Gräfinnen Romanoff gab. Die Eine derselben starb in zarter Jugend; die Andere ließ Alexander auf seine Kosten erziehen und behandelte sie öffentlich mit der Zärtlichkeit eines Vaters.

Elisabeth liebte troß ihrer eignen strengen Tugend, die sich nie auch nur mit einem Blick eine Untreue erlaubte, ihren ungetreuen Gemahl mit der zärtlichsten und innigsten Gattenliebe. Man sah sie nicht selten heiße Thränen vergießen, so oft sie das Portrait ihres leichtfertigen Alexander betrachtete. Sie war zu stolz und besaß nicht Charakterstärke und Klugheit genug, um sich mit Ruhe in diese unglücklichen Verhältnisse zu fügen. Sie erlaubte sich zwar keine Klage und bestrebte sich eine Gleichgültigkeit zu erkünsteln, die lange von ihrem Gemahl verkannt wurde. Sie liebte ihn zu innig, zu ausschließend, um sich mit dem Gedanken versöhnen zu können, sich mit seiner Freundschaft begnügen zu müssen. Aber wir werden sehen, wie sie in seinen letzten, sehr trüben Lebensjahren sein einziger Trost war — sein Vertrauter und guter Engel.

Als die Begebenheiten, welche der gewaltigen, erschütternden Katastrophe von 1812 folgten, Alexander von Rußland fern hielten, wollte die von ihrer Pflicht tief durchdrungene Elisabeth sich nicht durch eine Entfernung von siebenhundert Meilen von ihrem Gemahl trennen lassen; sie wollte seine Triumphe mit ihm theilen. Deshalb begab sie sich nach Baden in ihre Heimath, die ihr die Jugenderinnerung stets frisch und rosig vorgezaubert hatte, obgleich sie fast noch als Kind das schöne, freundliche Land mit dem kalten Rußland vertauscht hatte. Ihre naive Einfachheit, ihre zugleich geistreiche und gefühlvolle Unterhaltung, die milde Melancholie in ihren Blicken, überhaupt ihr ganzes, unbeschreiblich liebenswürdiges Auftreten eroberten ihr sogleich Aller Herzen. Sie hätte in diesem schönen Lande, welches ihr älterer Bruder mit Weisheit und Liebe regierte, glücklich sein können; allein schon nach einigen wenigen Monaten rief sie ihre Pflicht wieder nach dem kalten Norden.

In dem prachtvollen Schlosse Tzaresno-Zelo, dem Lieblingsaufenthalt Alexander's, in dessen schönen Gärten er so gern allein spazieren ging, fand sie bei ihrer Rückkehr aus ihrem freundlichen Vaterlande denselben trostlosen Schmerz wieder, den sie bei ihrem Weggange von dort zurückgelassen hatte. Sie hatte wieder ein freudenloses Dasein von vielen Tagen der Einsamkeit

zu durchleben. Es war eine Einsamkeit, die um so tiefer wurde, als Elisabeth weniger Sympathie als Respect vor ihrer hohen Schwiegermutter, der Kaiserin Wittwe Paul's I., Maria Feodorowna, empfand.

Als später der Großfürst Nicolaus sich mit der schönen Prinzessin Charlotte, Tochter Friedrich Wilhelm's III., Königs von Preußen, und der edlen Königin Luise, die sie so hoch geehrt und geliebt hatte, vermählte, glaubte sie in dieser eine Freundin zu finden; aber auch in dieser Hoffnung sah sie sich getäuscht.

Eine andere Prinzessin, Auguste Paulowna, aus dem mit dem russischen Hofe so nahe verbundenen würtembergischen Hause, kam zu spät an den Petersburger Hof, um auf Elisabeth, die damals schon in ihren Schmerz versunken war, noch einen tiefern Eindruck machen zu können. Indeß goß sie doch einigen Trost in ihr wundes Herz und verbreitete durch ihr liebliches Wesen einige wohlthuende Strahlen über den bewölkten Horizont der schwerbedrückten Kaiserin.

Noch mehr trug dazu bei ein Institut, welches die Kaiserin Elisabeth kurze Zeit nach beendigtem Kriege gestiftet hatte, dessen Bestimmung war, jungen Töchtern unvermögender Officiere, die im Kriege geblieben waren, zum Asyl zu werden. Diese erhielten darin,

10 *

neben der Sorge für ihr leibliches Dasein, eine standesmäßige Erziehung. Die Stiftung stand unter Protection und unmittelbarer Leitung der Kaiserin und aus dieser Leitung schöpfte sie Trost, dessen ihr armes Herz so bedürftig war. Sie umfaßte mit mütterlicher Liebe alle diese ihre jungen Pflegetöchter und goß Trost und den Balsam, welchen der christliche Glauben allen reinen Gemüthern gewährt, in ihre jugendlichen Herzen.

Das ganze russische Hofleben hatte unter den beiden tugendhaften Kaiserinnen Maria Feodorowna und Elisabeth Alexiewna in Beziehung auf Sittlichkeit und äußern Anstand eine überraschende Veränderung gewonnen, ohne jedoch einer strengern und beschwerlichen Etiquette unterworfen zu sein. Man wird sich erinnern, wie seit Peter dem Großen, besonders unter der Herrschaft der Messalinen auf dem Throne, Elisabeth und Katharina II., eine alle Gränzen überschreitendes Uebermaß von Unsittlichkeit angenommen hatte. Dagegen wirkte das schöne und erhabene Beispiel der edlen Gemahlin Alexander's wohlthätig, sowohl auf den Hof, als auch auf die weiteren Kreise. Schon Maria Feodorowna's strenge Sittlichkeit hatte das Ihrige beigetragen, die Sitten zu reinigen, und seit der Ankunft Elisabeth's an den Hof hörten die scandalösen Scenen auf, welche ehemals den russischen Hof befleckt hatten.

4.

Untreue der Maitresse Alexander's. — Krankheit und Tod seiner Tochter.

Alexander's Verhalten war nicht so exemplarisch. Von den drei Kindern, die er mit der Narischkin außer der Ehe erzeugt, war, wie gesagt, nur eine Tochter am Leben geblieben, ein junges Mädchen, schön wie ihre Mutter und von dem liebenswürdigsten Charakter. Sie war der Stolz und die Freude ihres Vaters; aber die Gesundheit dieser jungen Sophie Narischkin oder eigentlich Romanoff, wie sie ihr Vater genannt hatte, war äußerst schwach. Da sie an einem Ansatz von Lungenschwindsucht litt, welche schon im Leben jugendliche Kranke mit den Rosen und Lilien eines Engels schmückt, so sollte sie das kalte, mörderische Klima verlassen und auf dringendes Anrathen ihrer Aerzte in einem mildern Klima des südlichen Frankreichs ihre Genesung wieder zu gewinnen suchen.

Um diese Zeit war Alexander's unsittliches Verhältniß mit ihrer Mutter bereits gelöst.

Die Narischkin, die vor dem doppelten Ehebruch und der tiefsten Kränkung der Kaiserin nicht zurückgebebt war, blieb ihrem hohen Geliebten nicht treu. Als sich Alexander auf dem Friedenscongresse in Wien befand, schloß die Narischkin ein zärtliches Liebesverhältniß

mit einem jungen Mann. Alexander erfuhr diese Untreue, aber zu edel, um sich zu rächen, was in seiner Hand gelegen hätte, begnügte er sich, Beide aus seinen Umgebungen zu entfernen.

Während der Abwesenheit seiner Tochter suchte Alexander Nahrung für seine Gemüthlichkeit in fremdem Familienleben. Mehr als einmal sah man ihn damals in der gemüthlichen Häuslichkeit achtbarer Familienmütter, die sich durch nichts, als durch Anmuth und häusliche Tugenden auszeichneten. Dort freute er sich der Ordnung im Hauswesen, der Sauberkeit und des stillen Friedens, welche unter dem Walten züchtiger Hausfrauen herrschten, wo oft mit beschränkten Mitteln, ohne ein Heer von Leibeigenen, mehr freundliche Behaglichkeit erreicht wurde, als bei Andern mit großen Summen. — In diesen häuslichen Kreisen fand er einigen Trost; aber diese Freude wurde ihm bald getrübt, als er bemerkte, daß mehrere achtbare Freunde des Hauses sich zurückzogen, um nicht aufdringlich zu erscheinen, während das unverschämte Volk der Proletarier, Schmarotzer und Heuchler sich dort einnistete.

Als er sich auch hier bedrückt fühlte, wo er nur Mensch unter Menschen sein wollte, schloß er sich in seinem Palast ein und mehr und mehr kam nun die Neigung, sich ganz vom Irdischen abzuwenden und Heilung seines kranken Gemüths in einem religiösen

Grübeln zu suchen, eine Neigung, die schon vom Brande von Moskau und den Ereignissen des Jahres 1813 herstammte.

Indeß war die junge Tochter Alexander's von Paris, anstatt nach dem Süden zu reisen, nach Petersburg zurückgekehrt. In Paris hatte eine Somnambule ihr diesen Rath gegeben und ihr eine Kur vorgeschrieben, die sie dort gebrauchen sollte. Alexander, der leicht für alles Uebersinnliche schwärmte, hatte dazu, gegen den Rath ihrer Aerzte, seine Einwilligung gegeben und diese wurde die Quelle ihres Todes.

Ihre Krankheit, eine angehende Schwindsucht, verschlimmerte sich mit jedem Tage ihrer Rückreise und besonders nach ihrer Ankunft in der rauhen Hauptstadt des Nordens.

Sophie Romanowna war damals erst funfzehn Jahre alt und das stille Feuer einer ersten Liebe glühte in ihrem reinen Herzen. Ein junger Russe, Enkel eines würdigen Greises, der sein ganzes Leben dem Dienste des Staats gewidmet hatte, war der Glückliche, der mit Zustimmung des Kaisers das Gelübde ihrer Treue hatte entgegennehmen dürfen.

Alles war schon bereit zu ihrer ehelichen Vereinigung; als aber ihr Trousseau mit dem kostbarsten Brillantschmuck und den reichsten und kostbarsten Gegenständen einer wahrhaft kaiserlichen Ausstattung im Winter-

palast ankam, lag bereits die in ihrem letzten Schlafe noch bildschöne junge Braut, von tausend Wachskerzen auf silbernen Candelabern im schwarz behangenen Gemach umstrahlt, im offenen Sarge auf dem mit Blumen geschmückten Katafalk. Weihrauchwolken hüllten Alles in mystisches Dunkel, Messe lesende Priester in ihren reichen Gewändern und auf den Knieen betende Nonnen, abwechselnd mit einem Sängerchor, das vierstimmige Psalmen sang, erhöhten die Feierlichkeit des Todtenamts. Tausend Thränen flossen um sie; ihr Verlobter, ein schöner Jüngling, kniete verzweiflungsvoll auf den Stufen des Katafalks und schien sich für die Dauer seines verkümmerten Lebens nicht wieder von seiner schönen todten Braut trennen zu wollen.

Alexander erhielt diese zerschmetternde Nachricht von ihrem Tode bei einer Revue seiner Garden. Einer seiner General-Adjutanten näherte sich ihm mit der Bitte: ein Wort ohne Zeugen mit ihm reden zu dürfen. Aber schon bei seinen ersten Worten bebte der Monarch sichtlich zusammen und sein schönes Antlitz bedeckte augenblicklich Todtenblässe. Er hatte jedoch noch die Seelenstärke, das Exercitium nicht zu unterbrechen; man hörte aber den Ausruf seines von Schmerz erschütterten Herzens: „Jetzt erdulde ich die Strafe für meine Verirrungen!“

Und dieses Ereigniß, so wie der Schmerz über die

Untreue seiner ersten Geliebten, waren die tiefe Veranlassung seiner gänzlichen Umkehr in Hinsicht seines Verhältnisses zu seiner Gemahlin, worauf wir später zurückkommen werden.

Nicht weit von Strelna an der Seite der großen Heerstraße, die sich zwischen Riga und dem finnischen Meerbusen dahinzieht, auf dem Kirchhofe des Klosters zur heiligen Dreifaltigkeit, liegt Sophie Romanoff begraben.

5.

Umkehr Alexander's zur Reue und Treue. — Elisabeth's Krankheit. — Das Klima von Taganrog.

Die von Alexander bei dem Empfang der Todesbotschaft unwillkürlich ausgestoßenen Worte sind für die Charakterzeichnung desselben sehr bedeutend, da sie seinen ganzen damaligen Seelenzustand erkennen lassen.

Er kehrte jetzt in sich selbst zurück und betrachtete den unheilvollen Schlag wie ein Gottesurtheil. Er erkannte daraus, wie schwer er gegen seine Gattin gefrevelt hatte; erkannte aber auch, daß nur eine wahre und tiefe Reue, die von einer gründlichen Besserung begleitet ist, ihn zur Versöhnung mit ihr führen könne. Die Religion führte ihn noch mehr zu dieser Erkenntniß

hin und sein angeborener Edelmuth, so wie die Dankbarkeit vollendeten seine Entschlüsse.

Auch Elisabeth hatte Thränen für die Tochter ihrer Nebenbuhlerin und wohl Niemand, als sie, nahm mehr Antheil an dieser Trauer des zärtlichen Vaters für die Verewigte.

Jetzt endlich sah Alexander ein, was für einen guten Engel an Güte und Geduld er an seiner edlen Gemahlin besaß. Jetzt suchte er sie und ihre Vergebung und Elisabeth ließ sich mit entgegenkommender Liebe dazu bereitwillig finden.

Beide wurden nun unzertrennlich und er bemühte sich durch unaufhörliche zarte Aufmerksamkeiten, durch die zärtlichste Sorgfalt und durch verdoppelte Verehrung und Ergebenheit die traurige Vergangenheit vergessen zu machen. Nur noch an ihrer Gesellschaft fand er Behagen und sie in der seinigen ihre Glückseligkeit, die seine wieder erwachende Liebe über sie ausströmte.

Aber vieljähriger Kummer hatte langsam, doch tiefnagend die Gesundheit Elisabeth's untergraben. Eine anfangs leichte Brustaffection hatte ihr selbst und ihrem Arzte unbewußt nach und nach den beunruhigenden Charakter eines chronischen Leidens angenommen. Sie schwand täglich mehr dahin und die Aerzte, endlich erkennend, daß ihre Kunst nichts mehr gegen die Fortschritte des Uebels vermöge, erklärten,

daß die Kaiserin nur unter einem milderen Klima wieder genesen könne. Sie riethen ihr zu ihrem eigenen schönen Vaterlande, Baden. Aber Elisabeth ging auf diesen ärztlichen Rath nicht ein, sondern erklärte mit Bestimmtheit: „Die Gemahlin eines russischen Kaisers darf nur in Rußland sterben," und weigerte sich entschieden, das Reich zu verlassen.

Man gab ihrem Willen nach und da man sich für ihre leidende Gesundheit weniger Nachtheile in den südlichen Provinzen des Reichs versprach, so schlug man die Krimm vor; aber Alexander bestimmte sich für Taganrog.

Alte Ueberlieferungen von der Schönheit und Milde des dortigen Klima's bestimmten ihn dazu.

Es liegt diese Stadt, deren russischer Name „Troizkaja, Kragostan, Taganrofa" ist, auf einer Erdzunge im südlichen Theile des Azow'schen Meeres. Sie wurde im Jahre 1609 von Peter dem Großen als Hafenstadt und Stapelplatz für den Don, die Donez und die Wolga erbaut und ist 1877 Wersts oder 266 geographische Meilen von Petersburg entfernt.

Das Klima dieser Stadt steht im besten Rufe. Die Gegend erzeugt das trefflichste Obst und Gemüse, einen Ueberfluß an herrlichem Wein; der Maulbeerbaum gedeiht dort und der Weizen kommt in ungedüngtem Lande fort.

historische Ueberlieferungen erhöhten noch den Ruf von der Schönheit dieses Klima's. In einem Briefe Katharinens II. an Voltaire sagte sie darüber: „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß das Klima von Taganrog ohne Vergleich milder und heilsamer ist, als das von Astrachan. Alle Personen, die von dort zurückkehren, erklären, daß sie diesen Ort nicht genug rühmen können, von dem ich, ähnlich wie der Alte in Bardika, Ihnen eine Anekdote erzählen will: Nachdem Peter der Große Azow eingenommen hatte, wollte er einen Hafen an diesem Meere haben und wählte zur Anlage desselben Taganrog. Das Werk wurde vollbracht und nun zweifelte er lange, ob er Petersburg an der Ostsee erbauen oder seine neue Hauptstadt bei Taganrog begründen solle. Endlich bestimmten ihn die Umstände für die Ostsee. Dadurch war freilich in Beziehung auf das Klima nichts gewonnen; denn dort im Süden herrscht fast kein Winter, während man hier im Norden den erschrecklich langen hat."

So war der historische Ruf des Klima's von Taganrog der trefflichste, den man sich nur wünschen kann. In der Wirklichkeit aber war es anders. Das schöne Bild von Taganrog's herrlichem Klima hatte auch seine Schattenseiten.

Das Klima wird nicht allein durch den Breitegrad bestimmt. Die an und für sich milde und günstige Luft

von Taganrog wird durch die Seichtigkeit des nahen Meeres und die Sumpfstrecken an den Flußmündungen beeinträchtigt; außerdem herrschen in dem Hafen oft heftige Stürme und die von Norden her über die baumlosen Steppen streichenden Winde erkälten die Luft oft ganz plötzlich. Da überhaupt bei einer lange anhaltenden Dürre der Hafen bis zu einer beträchtlichen Entfernung vom Lande austrocknet, so entstehen aus der Ausdünstung des sumpfigen Meerbodens schädliche Miasmen. Der Herbst ist regnerisch und nebelig und in dem betreffenden Winter von 1825 und 1826, als Alexander und die Kaiserin dort weilten, herrschte dort der nordische Winter in seiner ganzen Strenge.

Diese Stadt hat zwei Extreme von Hitze und Kälte zu erdulden. Während des Sommers herrscht dort eine Alles versengende Hitze und im Winter eine Alles erstarrende Kälte. Aber während des Frühlings und des Herbstes, die jedoch beide ganz kurz sind, ist die Temperatur mild und behaglich.

Auch die Bewohner von Taganrog müssen, wie die von Petersburg, oft die Erfahrung machen, was östliche Stürme bedeuten. Sie haben aber nur selten Nordwind und kaum jemals Südwind. Dieser wird von den Gebirgen des Kaukasus abgehalten.

Die Landzunge, auf deren äußerster Spitze Taganrog angelegt ist, beherrscht den größten Theil des

Azow'schen Meeres und dessen ganze europäische Küste bis zum Ausflusse des Don. Die Volksmenge der Stadt beträgt gegenwärtig nicht mehr als 5000 Seelen, und zählte früher 60,000 Einwohner — kein günstiges Zeugniß für die Güte des Klima's und die Tüchtigkeit der russischen Verwaltung.

Nach der von Peter dem Großen mit der Türkei abgeschlossenen Capitulation von 1711 wurden die Festungswerke der Stadt vollständig rasirt.

Und das war der Ort, wohin die letzte Reise des Kaiserpaares ging, und wo Beide die Quelle ihres Todes fanden.

Wir werden diese denkwürdige Reise im folgenden Abschnitt beschreiben.

VIII.

Letzte Reise des Kaiserpaares nach Taganrog. — Tod des Kaisers und der Kaiserin.

1.

Krankheit der Kaiserin. — Abreise des Kaisers und später der Kaiserin nach Taganrog.

Der Gesundheitszustand der Kaiserin Elisabeth hatte sich indeß, während der Berathung der Aerzte darüber, so bedenklich verschlimmert, daß ihre Abreise nach dem Süden auf das dringendste nothwendig wurde.

Alexander wollte sie bei den Gefahren für ihre Gesundheit nicht verlassen. Er war jetzt ein zu liebevoller Ehegatte und hatte den Werth der Engelsmilde seiner Gattin zu tief erkannt, um sie in so weiter Entfernung allein sich selbst überlassen zu können. So beschloß er denn noch früher als die Kaiserin abzureisen, um im

Stande zu sein, persönlich alle Anordnungen zu treffen, welche in Taganrog nothwendig waren für die Bequemlichkeit, Gesundheit und Annehmlichkeit des Aufenthalts seiner Gemahlin.

Diese Reise von 1900 Wersten war übrigens keine Kleinigkeit, besonders da Alexander in demselben Jahre bereits eine fast eben so weite Reise gemacht hatte und noch immer an einer Geschwulst, als Nachwehen einer Rose am Beine, litt. Aber Alexander war schon früher daran gewöhnt, weite Reisen als eine Erholung und Zerstreuung zu betrachten, so daß eine Reise von fast zweitausend Wersten keine große Bedeutung für ihn hatte. Zudem handelte es sich bei dieser Reise um die Wiederherstellung seiner gestörten Ruhe. Durch Einsamkeit und Einkehr in sich selbst und durch getreue Erfüllung der so lange vernachlässigt gewesenen Verpflichtung gegen seine Gattin glaubte er die vorwurfsvolle Stimme seines Gewissens etwas zu ersticken.

Alexander reisete einige Tage vor der Kaiserin ab, die am 15. September 1825 (dem 3. September alten Styls) St. Petersburg verließ.

Vor seiner Abreise zog ihn sein religiöser Sinn noch zu dem Besuche eines Klosters, dessen Einzelnheiten so charakteristisch sind, daß wir sie nicht übergehen dürfen, da sie gleichsam kräftige Pinselstriche gewähren für die Vollendung seines Lebensbildes.

2.

Besuch Alexanders im Alexander-Newsky-Kloster. — Trauergottesdienst. — Ein Schimnick (religiöser Schwärmer).

Wie alle Enthusiasten, so war auch Alexander aufrichtig religiös; denn die Religion ist in ihrem tiefsten Grunde nichts Anderes, als Enthusiasmus für das Ideale. Ueberdem macht das Unglück häufig abergläubisch. Das war wenigstens bei Alexander der Fall. Finstere Ahnungen schwebten ihm nicht selten vor, und alle die außerordentlichen Umstände, welche mit seiner Reise nach Taganrog in Verbindung standen, waren ihm gleichsam Todesanzeichen und Vorboten.

Als orthodoxer Christ stellte er sich zwar persönlich über die confessionellen Verschiedenheiten; aber als Haupt der russisch-griechischen Kirche, in welcher er überdem erzogen war, hielt er es für seine Schuldigkeit, dem Cultus und der Liturgie derselben treu zu bleiben und seinen Unterthanen das Beispiel kindlicher Ergebenheit in die gemeinsamen Satzungen dieser Kirche zu geben.

So hatte er es sich denn auch zur Gewohnheit gemacht, bei jeder längern Reise, die er unternahm, die Kirche Unserer Lieben Frauen in Kasan, welche unter seiner Regierung eröffnet und geweiht war, zum Ausgangspunkt zu nehmen.

Zum Antritt seiner Reise nach Taganrog hatte

Alexander den 13. September bestimmt. Tages zuvor feierte die russische Kirche das Alexander-Newskyfest, welchem nach einer althergebrachten Sitte die ganze kaiserliche Familie beizuwohnen pflegte. Alexander fand sich diesem althergebrachten Gebrauch gemäß an diesem Tage zur Andachtsübung in der Kathedrale ein. Ehe er aber diesen heiligen Ort wieder verließ, zeigte er dem Metropoliten und dem Archimandriten des Alexander-Newsky-Klosters an, daß er am folgenden Morgen wieder kommen würde, wo ein Tedeum oder eigentlich ein Todtenamt mit einer Einsegnung zur Reise gefeiert werden sollte, welches aber nicht vorher bekannt werden dürfe.

Das war schon etwas Ungewöhnliches, da er sonst, wie gesagt, jederzeit vor seiner Abreise in der Kirche Unserer Lieben Frauen in Kasan sein Gebet zu verrichten pflegte. Noch mehr aber setzte die Art des Gottesdienstes in Erstaunen, welche Alexander angeordnet hatte.

Alexander dachte wirklich oft an den Tod und hatte die Grabgewölbe des Alexander-Newsky-Klosters zu seiner Ruhestätte ausersehen. Der Umfang dieses Klosters, welches der Gegenstand der höchsten Verehrung ist, gestattet es, dasselbe zur Grabstätte vieler hoher und reicher Familien zu machen. Dort waren bisher schon von der Kaiserfamilie einige Mitglieder bestattet; doch nur solche, die keine Krone getragen hatten, wie die

beiden jungen Kinder Alexander's, die ihm so früh entrissen waren.

Katharina II. hatte ihren ermordeten Gemahl Peter III., wie man weiß, in das Grabgewölbe dieses Klosters beisetzen lassen, aber im Stillen daraus entfernt, weil sie ihm ein kaiserliches Leichenbegängniß versagte. Vielleicht gedachte Alexander der beiden ihm so früh entrissenen Kinder. Und obschon die in der Blüthe ihres Lebens fortgerissene natürliche Tochter Sophie Romanoff in einiger Entfernung von St. Petersburg zur Erde bestattet war, so wollte er doch, um das Seelenheil aller drei Kinder zu fördern, dort im Asyl des Todes sein Gebet verrichten, bevor er sich so lange und so weit von diesen geliebten Gräbern entfernen würde.

Am bezeichneten Tage und in der bestimmten frühen Morgenstunde erwartete der ehrwürdige Priester Seraphim an der Spitze seiner in Trauertracht gekleideten Mönchsbrüderschaft den Kaiser.

Der greise Kirchenfürst hatte für diesen hohen Besuch und den ernsten Zweck desselben es nicht für angemessen gehalten, eins seiner prachtvollen Meßgewänder anzulegen, sondern war in dem einfach schwarzen Gewande der tiefsten Trauer erschienen, welchen Beweis von feinem Tact und Mitgefühl Alexander dankbar anerkannte.

In dieser Zeit des Jahres haben die nordischen

Nächte schon viel von ihrer Helle verloren, die in den Monaten Juni und Juli schon fast der des Tages gleicht. Noch war Petersburg in tiefes Dunkel gehüllt, als der Herrscher durch die Meilen lange prachtvolle breite und schnurgrade Straße fuhr, welche sich vom Admiralitätspalast bis zum Sct. Alexander-Newsky-Kloster, das dort am Ufer der Newa liegt, dahinzieht.

Als er vor der äußersten Pforte des Klosters anlangte, fing eben die Morgenröthe an, mit ihrem blassen Purpur den klaren nordischen Himmel schwach zu färben. Er saß allein in seiner Reise-Troschke (Kalesche) ohne alle Begleitung, von seinem treuen Leibkutscher gefahren, der die drei kecken Rosse, die nach russischer Weise neben einander vorgespannt waren, mit starker Hand zu lenken wußte.

In einem einfachen Militäroberrock gekleidet, ohne Degen und Epauletten, mit einer Soldaten-Feldmütze, „Furaschka" genannt, auf dem Kopfe, sprang er aus dem Wagen, küßte das Kreuz, welches der Metropolit ihm vorhielt, mit tiefer Inbrunst und empfing den Segen des frommen Greises. Die Brüderschaft, welche ihn umgab, stimmte den Gesang an: „Der Herr errette dich und dein Volk!" und der hohe Prälat geleitete den Kaiser über den Hof des Klosters zu dem Portal der Kathedrale.

Nachdem er durch dasselbe eingetreten war, wurden

die äußersten Thüren sogleich wieder sorgfältig verschlossen. Der Zug überschritt den Vorhof des Tempels und zog durch die hohen Gewölbe desselben, dem prunkvollen Mausoleum der Reliquien der Gebeine des heiligen Kriegers zu. Dieses Mausoleum besteht aus massivem Silber mit Edelstein besetzt, nach der Architectur eines gothischen Domes. Vor diesem Mausoleum befindet sich ein Reliquienschrein, in Form eines griechischen Betschemels, der die sterblichen Ueberreste des von allen Gläubigen verehrten Glaubenshelden enthält.

Vor diesen Reliquien stehen bleibend verlas der Metropolit das gewöhnliche Gebet für Reisende, das in der Regel an diesen Heiligen gerichtet wird. Dann wurde die Messe gefeiert und während von dem Assistenten das heilige Evangelium gelesen wurde, schritt Alexander auf die geöffneten Thüren des Ikonostas zu — dieses ist eine vergoldete Wand, mit Heiligenbildern geschmückt, welche den ungeweihten Gläubigen den Altar verbirgt. Vor dem Altare kniete der Kaiser nieder und bat den Metropoliten, das Buch der heiligen Schrift, das kostbar in Silber eingebunden ist, auf sein Haupt zu legen.

In diesem Augenblick sah man dort einen der mächtigsten Monarchen der Erde demüthig auf seinen Knieen vor dem Könige der Könige und zu den Füßen eines Dieners desselben, der sein Wort verkündigte, am Boden

liegen. Nachdem der Gottesdienst beendigt war, erhob sich Alexander, küßte das Leben verheißende Kreuz und Seraphim segnete ihn gleichzeitig mit einem Bilde des Erlösers ein, welches Alexander mit Inbrunst an seine Lippen drückte. Dann bat er den Prototopen (Oberpriester), es in seinen Wagen bringen zu lassen. Nachdem er seine Andacht vor dem Reliquienkasten des heiligen Kriegers beschlossen hatte, schritt er auf das Portal zu und nahm Abschied von den Anwesenden. Die Mönche gaben ihm das Geleit unter wiederholter Absingung des Liedes: „Der Herr errette dich und dein Volk!"

Nachdem sie in den Klosterhof gekommen waren, fragte Seraphim demüthig den Kaiser, ob es Sr. Majestät nicht gefallen würde, einige Augenblicke in seiner Zelle auszuruhen.

„Wohl!" erwiderte Alexander, „ich will es, aber nur auf einige Minuten, denn ich habe mich schon um eine halbe Stunde verspätet."

Nun begab sich der ganze Zug, im Gefolge des Kaisers, in die Gemächer des Metropoliten. Man trat zuerst in einen Saal, von wo aus der würdige Greis den Kaiser in ein anstoßendes Gemach führte. Dort verschloß er die Thür hinter sich und sagte: „Ich weiß, daß Ew. Majestät stets ein besonderes Wohlwollen für unsere Schimnicks gehegt haben." — So nennt man

die Mönche, welche im Kloster in der engsten Abgeschiedenheit leben und stets in ihren Zellen eingeschlossen, in buchstäblicher Beobachtung der strengen Vorschriften des Ordens, ihr Leben mit Gebeten und Bußübungen ausfüllen. — Diese frommen Asceten werden schon bei ihren Lebzeiten als Heilige verehrt und die berühmten Klöster in Rußland halten es für einen Ehrenpunkt, mindestens einen solchen Schimnick unter sich zu haben.

„Auch wir," fuhr Seraphim fort, „haben seit einiger Zeit einen Schimnick in unsern heiligen Mauern. Würde es vielleicht Ew. Majestät belieben, ihn rufen zu lassen? —

„Gern!" antwortete Alexander, „lassen Sie ihn kommen." Nach wenigen Minuten trat ein würdevoller Greis herein, der gebeugt am Stabe ging und sehr abgezehrt war. Der Kaiser empfing ihn mit Güte, redete einige Augenblicke mit ihm und bat um seinen Segen.

Darauf erhob er sich, um das Kloster zu verlassen; aber der Einsiedler sprach mit sichtlicher Rührung: „Herr, erweise mir die Gnade, auch meine arme Zelle mit einem Besuch zu beehren." — Seraphim fügte sogleich hinzu: „Die Klause des Schimnick liegt nahe am Ausgange des Klosters, vor welchem Ew. Majestät Troschke hält." Alexander willigte sogleich in das Verlangen des Greises.

Aber ein düsteres Bild trat ihm entgegen, als er über die Schwelle der Klause des Mönchs hineinschritt.

Ein schwarzes Tuch bedeckte den Fußboden und die Wände, auch die Decke war schwarz angestrichen; ein kolossales Crucifix nahm den größeren Theil der linken Wand ein, vor welchem eine ewige Lampe dieses dunkle Gemach nur schwach erhellte. Schwarz angestrichene Bänke an den Wänden bildeten die ganze Meublirung des Zimmers. —

Als der Monarch die Schwelle überschritten hatte, warf sich der Mönch vor dem Crucifix nieder und forderte seinen hohen Besucher auf zu beten.

Nach einem stummen Gebet ergriff er das Kreuz, um den Kaiser zu segnen. Dieser und der Metropolit setzten sich auf eine der dem Crucifix gegenüber stehenden Bänke und forderten den alten Einsiedler auf, sich ihnen gerade gegenüber zu setzen. Nach einigem Weigern nahm derselbe in einiger Entfernung respectvoll seinen Platz ein.

„Ist dieses sein ganzes Besitzthum?“ fragte der Kaiser den Metropoliten mit leiser Stimme, „ich sehe aber kein Bett, worin er ruhen könnte.“

„Er schläft,“ antwortete der Priester, „auf dem Boden vor dem Bilde des Gekreuzigten.“

Der heilige Mönch hatte diese Worte vernommen und entgegnete: „Nein, Herr, so ist es nicht. Ich habe, so gut wie jeder Andere, mein Bett und werde es Dir zeigen.“

Dabei öffnete er die Thür eines kleinen hölzernen Verschlages, dessen Wände, Decke und Fußboden ebenfalls schwarz waren. Dort stand auf einem Tische ein halbgeöffneter Sarg, nur mit einem Leichentuche umgeben und umstellt mit brennenden Wachs-Kerzen — dem Apparat des Todes. — „Das ist mein Bett" sprach der ascetische Mönch, „und nicht nur das meine, sondern unser Aller Bett. Wir Alle, Herr, werden einmal darin ruhen, um unsern letzten Schlaf zu thun."

Der Kaiser blieb still in ernste Betrachtungen vertieft. Als Alexander von dem Sarge zurückgetreten war, richtete der heilige Schimnick folgende Anrede an denselben:

„Herr, ich bin ein Greis, habe viel in der Welt gesehen und den Werth der Dinge erkannt; höre also wohl auf meine Worte. Vor der großen Pest in Moskau (1771) waren die Sitten reiner, das Volk war frömmer; seit der Pest aber sind wir der Sittenverderbniß verfallen. Das Jahr 1812 mit seinen welterschütternden Ereignissen führte eine Zeit der Buße und Reinigung herbei; aber nach Beendigung des Krieges kehrte das Böse wieder zurück, ja das Uebel erreichte einen noch höheren Grad. Du bist unser Herr und Herrscher; die Obhut der Sitten ist Deiner sorgfältigsten Ueberwachung anvertraut; Du bist ein Sohn der Kirche, die über die Erhaltung des wahren Glaubens wachen soll, und Dir liegt es ob, sie zu lieben. Deine Pflicht ist

es, sie vor jeder Beschädigung zu behüten. So lautet der Wille Gottes, des Königs der Könige."

Enthielt auch diese Rede des Eremiten kaum mehr als allgemeine Phrasen, so machte sie doch auf Alexander den tiefsten Eindruck, denn sie entsprach ganz dem tiefen Verfall seines Gemüths.

„Ich habe," sprach Alexander in tiefster Bewegung zu seinem Führer, „manche lange und kunstvoll geordnete Rede vernommen; aber keine hat je auf mich einen solchen Eindruck gemacht, wie die wenigen einfachen und kurzen Worte dieses Greises." Und dann fügte er, gegen diesen gewendet, hinzu: „Wie traurig ist es für mich, daß ich nicht eher Deine Bekanntschaft gemacht habe. Aber ich kehre bald wieder zurück."

Und nachdem er noch einmal den Segen des alten Schimnick empfangen hatte, verließ er die Zelle. — Vor der Thür desselben bis zum Wagen des Kaisers stand die ganze Brüderschaft, in zwei Reihen aufgestellt, durch welche er hindurchschritt. Dabei empfahl er nochmals Allen, ihn in ihr Gebet einzuschließen. Nachdem er nun noch den letzten Segenswunsch des Metropoliten empfangen hatte, stieg er in den Wagen und rief mit thränenschweren Augen und mit zum Himmel gefalteten Händen aus: „O betet für mich und meine Gattin!"

Bald war er außer den Ringmauern dieses Klosters

und den Blicken der ihm nachschauenden Menge entschwunden.

3.

Fortsetzung der Reise des Kaisers nach Taganrog. Ankunft der Kaiserin. Erster Aufenthalt daselbst

Die Bewegung des Gemüths, welche der Kaiser im Alexander-Newsky-Kloster empfangen hatte, setzte sich noch fort, als er schon die Weiterreise angetreten hatte. — Er entfernte sich auf lange Zeit, vielleicht für immer von der Hauptstadt. Dieser Gedanke beschäftigte seine Seele, als er durch die Barriere derselben fuhr.

Jetzt erschien sie ihm von den Strahlen eines schönen Herbstmorgens beleuchtet. Alexander ließ halten. Er stand auf im Wagen und ließ seine Blicke dahinschweifen über seine noch in tiefem Schlummer versunkene Hauptstadt. Die vergoldeten Kuppeln und Thurmspitzen, besonders die der St. Peter- und Pauls-Kathedrale strahlten im Glanz der eben über den Horizont auftauchenden Morgensonne. Es war ein schönes erhebendes Schauspiel. Aber die Blicke des Monarchen weilten ganz besonders auf dem alten Tempel der Citadelle gegenüber, in welchem alle seine Vorgänger ruhten, von Peter I. bis zu seinem ermordeten und unglücklichen Vater Paul I., ein Beweis, daß er sich noch immer

mit ernsten Todesgedanken beschäftigte. Endlich schweif-
ten seine Blicke über die ganze Stadt in ihrer weiten
Ausdehnung, als wollte er derselben ein ewiges Lebe-
wohl zurufen. Der Generalstabsofficier, der Alexander
in Kamena Ostrof erwartet hatte und jetzt an seiner
Seite saß, versichert, daß sein schönes, sprechendes Auge
sich nicht von jenem St. Denis des russischen Kaiser-
hauses habe losreißen können und daß dabei eine tiefe
Trauer auf seinen edlen Zügen sich ausgeprägt habe.

Der Kaiser begab sich zunächst nach Zarsko-Zelo,
welches auf dem Wege von Petersburg nach Moskau
liegt, um dort von seiner kaiserlichen Mutter Abschied
zu nehmen. Auch die ganze kaiserliche Familie hatte
sich in diesem prächtigen Lustschlosse eingestellt. Ihm
wurde die Trennung von seiner kaiserlichen Mutter, die
von allen ihren Kindern auf das tiefste verehrt wurde,
nicht weniger schwer, als die von allen seinen ihm so
theuern Geschwistern.

Endlich riß sich Alexander gewaltsam los aus
ihren Umarmungen, um den Schmerz des Abschiedes
zu verkürzen, und setzte in tiefster Gemüthsbewegung
seine Reise fort. Er war von einem zahlreichen Gefolge
begleitet. Seine vertrauteste Reisegesellschaft aber bildeten
der Fürst Wolkonsky, einer der Gespielen und Freunde
seiner Kindheit, dann sein General-Adjutant Baron
Dibitsch, ein geborner Schlesier, der in einem preußi-

schen Cadettencorps erzogen, damals schon ein anerkannt tüchtiger Officier war und endlich sein Leibarzt, Sir James Wylie, General-Stabschirurgus, der schon seit 30 Jahren an seine Person in dieser Stellung gefesselt war.

Die Reise blieb frei von Unfällen und wurde glücklich vollendet.

Der Weg nach Taganrog wurde in 12 Tagen zurückgelegt, obwohl überall Empfangsfeierlichkeiten den Reisezug aufhielten. — Man machte in der Regel 150 Kilometer an jedem Tage — eine Geschwindigkeit, die beweist, wie sehr Alexander gegen die Beschwerden der Reise abgehärtet war.

Im Allgemeinen war seine Constitution noch kräftig, obwohl die öfter wiederkehrende rosenartige Geschwulst am Beine einige Vorsicht nöthig machte.

Aber ein innerer Schmerz schien noch tiefer an seinem Leben zu nagen, und die Todesgedanken wichen nicht von ihm. Ein Komet, der sich in einer der Reisenächte am Himmel zeigte, stimmte ihn noch tiefer herab und schien seiner Schwermuth neue Nahrung zu geben.

„Hast Du den Kometen gesehen?“ — fragte er eines Abends seinen getreuen Leibkutscher Ilya (Elias) und dieser antwortete: „Ja, Herr!“ — „Weißt Du auch wohl“ — fuhr der Kaiser fort — „daß dieses ein Vorbote von Unglück und Kummer ist? — doch Gottes Wille geschehe!“

Während der zehn Tage, die er durch seine frühere Abreise von Petersburg vor der Kaiserin vorausgewonnen hatte, war er unaufhörlich beschäftigt, die Vorbereitungen zu ihrem Empfang zu leiten. Er richtete ihr eine Wohnung ein, einfach und ohne Luxus, wie sie es liebte, aber ihrem Zustande ganz angemessen, still, bequem und gegen jeden rauhen Luftzug geschützt.

Alsdann empfing Alexander seine hohe Gemahlin auf der ersten Station auf der Straße von Taganrog nach Petersburg, bis wohin er ihr entgegengefahren war; und hielt mit ihr in einem Wagen sitzend den Einzug am 5. October. Dann führte er sie in das für sie eingerichtete sogenannte Schloß, welches eigentlich weiter nichts, als eine große Privatwohnung war. Dort hatte auch er in einer für eine Hofhaltung viel zu beschränkten Räumlichkeit seine Wohnung genommen. Er suchte ihr jede nur erdenkliche Bequemlichkeit zu bereiten, und ihr Zerstreuungen durch ländlich einfache Vergnügungen zu bereiten.

Die Kaiserin war von solchen früher nicht gewohnten Aufmerksamkeiten auf das tiefste gerührt. Das Leben wurde ihr lieb. Ihre Gesundheit nahm sichtlich zu, da besonders in der ersten Zeit ihres Aufenthalts das Klima ungewöhnlich mild war. Sie hielt sich deshalb fast den ganzen Tag in der freien Luft auf; unternahm auch Ausflüge auf dem freien Meere, das von

einer lachenden Natur umgeben ist und empfing gern und freudig die Beweise von Liebe, die ihr von einer Bevölkerung dargebracht wurden, die vor Lust und Wonne jubelte, daß sie das hohe Kaiserpaar unter sich wandeln sehen konnte, welches durch eine so ungeheure Entfernung von ihnen getrennt war.

In diesem Gefühl schrieb die Kaiserin Elisabeth an ihre Familie und einige vertraute Freundinnen: „Noch nie war ich so glücklich gewesen. — Ich segne die Krankheit, welche mir den Gatten zurückgegeben und an meine Seite gestellt hat."

Aber diese Seligkeit sollte nicht lange dauern, sondern schmerzlich endigen — doch davon später!

Alexander widmete aber auch alle seine freien Augenblicke, sowohl in ihren Zimmern, als auch bei Tische und auf Promenaden, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen ihrer Gesellschaft.

Als auf den Gesundheitszustand der Kaiserin das milde Klima den günstigsten Einfluß übte, und die Berichte ihrer Aerzte sich darüber auf das beruhigendste ausgesprochen, konnte Alexander wieder mehrere Tage der Sorge für die Regierung seines Reichs widmen.

Er bereiste die Küsten des Asow'schen Merres bis an den Don, besuchte die an diesem Strome liegenden Städte Rastof und Naklitschewan, welche später ausschließlich von Armeniern bewohnt wurden, begab sich

darauf nach Nowo-Tscherkask, der Hauptstadt der donischen Kosaken, unternahm eine Tour nach Stanitzas, oder den Dörfern, die von kriegerischen Ackerbauern der von Araktscheieff erfundenen, verunglückten Militärcolonieen bewohnt wurden, und von dort nach der geschichtlich so berühmten Festung Asow, deren einst so schöner Hafen völlig verstrandet und unbrauchbar geworden ist.

Dann aber nach Taganrog zurückgekehrt, erlaubte es ihm der Gesundheitszustand der Kaiserin sich seinen Neigungen für einsame Spaziergänge wieder mehr als zuvor hinzugeben. — Ein Augenzeuge erzählt darüber Folgendes:

„Ich begegnete dem Kaiser mehrere Male in der Stadt. Er ging alle Morgen allein spazieren. Am Tage begegnete man ihm oft in Begleitung seiner Gemahlin und ohne alles Gefolge. Sie gingen hier, wie sie es nannten, ihren Geschäften und ihrem Vergnügen nach. Auf diesen Spaziergängen war das erlauchte Ehepaar voll Wohlwollen gegen Jedermann. Ueberall forschte er nach den Wünschen und Bedürfnissen der Einwohner. Man drängte sich mit Liebe um sie. Die Erinnerung an diese Spaziergänge und das Gute, was ich sie darauf habe verrichten sehen, ist eine der rührendsten, die ich aus Rußland mit zurückgebracht habe.

„Eines Morgens begegnete ich dem Kaiser im Stadtgarten. Er war allein, ging auf mich zu und

richtete einige wohlwollende Fragen an mich. Ich sprach mit ihm einige Augenblicke und er hörte mich theilnehmend an.

„Bei einem so großen Monarchen ist jede Kleinigkeit von Interesse. So erinnere ich mich noch, daß ich mich damals auf einen hübschen Stock stützte, den ich aus Tiflis mitgebracht hatte. Der Kaiser schien darauf aufmerksam geworden zu sein; seine Blicke richteten sich auf diesen Stock. Es schien eine kindliche Freude daran in diesen Blicken zu liegen. Ohne Zweifel knüpfte er einen Gedanken oder eine Erinnerung daran. Aber sein Schweigen hinderte mich ihm weitere Aufklärung darüber zu geben. Die Ankunft eines Dritten machte dieser Unterhaltung und Beobachtung ein Ende und ich trat ab.

„Einige Tage darauf traf ich den vortrefflichen Fürsten abermals auf meinem Wege. Es war früh Morgens; wir befanden uns am äußersten Ende der Stadt. Er trat aus einer alten Hütte; mit Anmuth und Aufmerksamkeit erwiderte er die Grüße, die ihm gemacht wurden. Ich erfuhr später, daß er eben einer alten und kranken Wittwe eine Unterstützung gebracht hatte. Nachdem er ihre Hoffnungen wieder aufzurichten gesucht hatte, ließ er 800 Rubel auf ihrem Tische zurück. — Der Kaiser war von Herzen einer der besten Menschen und nie fehlte es ihm an Solchen, die er glücklich gemacht hatte."

Ueber seine Persönlichkeit theilt dieser Augenzeuge noch Folgendes mit:

„Eine höchst sorgfältige Erziehung und der Umgang mit aufgeklärten Männern hatten seinen Geist ausgebildet. Er war ein Freund der Aufklärung, doch wurde die seinige oft selbst unterdrückt durch die religiöse Schwärmerei, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. Sein Gesicht war nachdenkend, seine Augen lebhaft. Mit denen, die ihm vorgestellt wurden, pflegte er gern zu scherzen. Wenn man vor ihm sprach, wußte er Alles — die Worte, wie das Gesicht — zu deuten.

„Alexander vereinigte die charakteristischen Grundzüge verschiedener Naturen in sich. Von den Sarmaten hatte er die Stimme und das Bestimmte und Entschiedene, das bei der Ausübung seiner Gewalt sich zuweilen wahrnehmen ließ. Seine Manieren waren fein und doch einfach — es waren die der französischen höhern Gesellschaft. Aber in diesem für den ersten Augenblick leutseligen liebenswürdigen Benehmen ließ sich bald eine gewisse Zurückhaltung und Kälte wahrnehmen, wie sie dem deutschen Adel mehr eigen ist, und diese Zurückhaltung verdankt er sowohl dem Einflusse seiner Lehrer als den Diplomaten, mit denen er früher viel verkehrte.

4.

Reise des Kaisers in die Krimm. — Beginn seiner Krankheit.

Eben war Alexander im Begriff eine Reise nach Astrachan am kaspischen Meere anzutreten, als die Ankunft des ihm als Freund sehr werthen Generals und Gouverneurs von Taurien, Grafen Michael von Woronzoff, seiner Reiselust eine andere Richtung gab.

Es galt in diesem Augenblicke Unruhen, welche in der Krimm auszubrechen drohten, zu unterdrücken und dazu schien die Gegenwart des Kaisers unbedingt nothwendig zu sein. Zwar war der Ort, wohin die Reise gehen sollte, sehr entfernt, doch Alexander ließ sich durch keine Entfernung abschrecken und reiste sogleich ab, von Einigen seines Gefolges begleitet. Die Krimm, diese durch das milde Klima ihrer Seeküste und durch ihre Nachbarschaft mit Constantinopel so unschätzbare Halbinsel, die in dem letzten Kriege durch den Kampf um die gewaltige Seefestung Sebastopol so berühmt geworden ist, gehörte mit zu dem Gouvernement des Grafen Woronzoff.

Diese Reise wurde am 1. November 1825 von Taganrog aus angetreten. Nachdem die deutschen und Mennoniten-Colonieen, die man in den Steppen begründet hatte, passirt waren, kam der kaiserliche Reisezug, ohne gänzlich von den Dünsten des sogenannten faulen

Meeres unberührt geblieben zu sein, bei Sonnenuntergang am 8. November in Simpheropol an. Dieses war damals schon eine große Stadt mit Gärten umgeben, in welcher das sogenannte Taurische Gouvernement seinen Sitz hatte. Es gab dort 11,000 Einwohner in 2273 Häusern. Von jenen bestand indeß etwa nur der funfzehnte Theil aus Russen und 7904 Tartaren bildeten die Mehrzahl der Bewohner. Es gab dort aber auch eine große Anzahl von Zigeunern und karaitischen Juden.

Zur großen Betrübniß der Bewohner brachte Alexander dort nur eine Nacht zu. Pferde wurden auf allen Stationen in Bereitschaft gehalten und so ging die Reise rasch weiter.

Schon am folgenden Tage erreichte der Kaiser die südliche Küste dieser Halbinsel, welche gegen die nördlichen Winde geschützt ist. Diese herrliche Gegend ist von einem ewig klaren und tiefblauen Himmel überwölbt, welcher sich nur mit dem des südlichen Italiens oder Griechenlands vergleichen läßt. Die Landschaft zeigt hier einen großen Reichthum von Südfrüchten. Namentlich breitet sich der dicht belaubte Feigenbaum weit aus und die Fruchtbäume sind von Weinreben umschlungen und durch Laubgehänge der trefflichsten Weinsorten mit einander verbunden.

Nach Simpheropol gelangt man übrigens nicht auf

ebenen Wegen zu Fuße, sondern über eine Kette von Bergen auf kaum halb gebahnten Straßen.

Um das Schloß des Fürsten Woronzoff zu erreichen, mußte der Kaiser fünfunddreißig Werste zu Pferde zurücklegen. Die Wagen sollten ihn in Baidar erwarten. Dieser ermüdende Ritt gewährte doch den Genuß, daß der hohe Reisende selbst die vollsaftigsten Südfrüchte von den Bäumen brechen und zur großen Erfrischung verspeisen konnte. Der Genuß dieser Früchte war aber seiner Gesundheit nicht zuträglich. Zudem schützte sich Alexander nicht genug durch warme Kleidung gegen die nach den heißesten Tagen oft plötzlich eintretende Abendkühle, woraus in jener Gegend leicht endemische Fieber entstehen, die oft bösartig werden. So brachten denn diese Umstände zusammenwirkend ihm eine gestörte Verdauung zu wege, die den Grund zu einer ernsthaften Krankheit legte.

Am folgenden Tage kam man in der Richtung zum südlichsten Meeresstrande nach Alupka. Es ist dieses ein tartarisches Dorf am Fuße des Aü-Petri, des alten Kriumetogan, der sich 1300 Fuß hoch erhebt. Was Alupka fast berühmter macht als seine herrliche Lage, ist das prachtvolle Schloß des Fürsten Woronzoff, welches im gothischen Style erbaut, damals schon Millionen gekostet hatte, ohne bis jetzt vollendet zu sein. Ein Ueberfluß an fließendem Wasser, das schöne Cas-

raden bildet, gibt Alupka ein wahrhaft schweizerisches Aussehen. Die milde Temperatur der Umgegend und die herrliche Lage am Meere geben diesem Schlosse die erste Stelle unter den reizenden Partieen der Krimm.

Indeß hatte sich Alexander von dem Besitzer dieses Schlosses dorthin führen lassen. Dieser galt als einer der gewandtesten und elegantesten Cavaliere, der selbst dort, in jener abgelegenen Gegend, eine feine und glänzende Gesellschaft in seinen Salons zu versammeln gewußt hatte.

Von Jursuff führte ein ebener Weg längs der Küste des Meeres in nordöstlicher Richtung bis nach Olutscha, das mit seinen Gärten in geschützter Lage vielleicht der einzige Punkt im russischen Reiche ist, wo das Klima immer mild und der Himmel stets klar ist. Hohe Berge schützen diesen Ort vollkommen gegen die kalten nördlichen Winde und die Eintönigkeit des Meeres, welches dort, eine unermeßliche Fernsicht darbietend, den Strand bespült, ist wahrhaft imposant.

Von Alupka bis Jalta behält die Landschaft ihre volle Schönheit. Malerisch gelegene Dörfer, mit ihren kegelförmigen Hütten, von geschäftslosen Tartaren bewohnt, die mit ihren langen Pfeifen auf gekreuzten Beinen vor den Thüren sitzen, beleben das reizende Landschaftsbild.

Erst besah der Kaiser hier Maskhor, eine der Fa-

milie Narischkin zugehörige Besitzung; sodann Kuhreis, welches dem Grafen Potocki gehört. Nachdem man sich wieder dem Meere genähert hatte, wurde Oranda besehen. Das war damals noch eine weit ausgedehnte Domäne, auf welcher aber die Kunst noch nichts gethan hatte, um der Natur nachzuhelfen. Der Kaiser, der sie durch Tausch von Kucheleff Besborodko erworben hatte, wollte sie besuchen. In der Nähe dieser Domäne liegt Jalta — ein schon den Alten bekannter kleiner Hafen, zu dem der Weg durch ein wunderschönes Thal führt. Und so begab sich der Kaiser auch dorthin und setzte dann seine Fahrt fort bis Nikita, wo sich nicht weit von einem Kloster entfernt ein kaiserlicher Park und Garten befindet, der seiner reichen Blumenpracht wegen weit und breit berühmt ist. Man cultivirt dort unter Anderem über 306 edle Weinsorten.

Von dort kehrte der Kaiser auf demselben Wege nach Alupka zurück; um der Fürstin Gallizin einen Besuch abzustatten, begab er sich nach ihrer kleinen Colonie, obwohl damals schon ein epidemisches Fieber auf der Halbinsel herrschte.

Er ging fast diesen ganzen Tag zu Fuß und aß mit großem Appetit die kalten saftigen Südfrüchte, die er nicht ohne Vergnügen sich selbst von den Bäumen pflückte.

Die Nacht verbrachte er in der einfachen Hütte

eines Tartaren, der ohne Zweifel entzückt darüber war, dem großen nordischen Kaiser seine Gastfreundschaft gewähren zu können.

Alexander wollte Alles selbst sehen und aus eigener Anschauung kennen lernen — Christen-, Muselmänner- und Judenwirthschaften. Die ganze Reise hielt ihn daher in fortwährender Aufregung und Spannung durch das nie aufhörende Neue, das sich ihm darbot. Er machte mehrere weite Fußpromenaden auf den Besitzungen des Generalgouverneurs Woronzoff, und setzte ohne zu ermüden seine Reise fort.

Der gute und angenehme Weg von Nikita nach Alupka erstreckte sich aber nicht weit. Der Kaiser mußte einen hohen Berg ersteigen, um nach Mordvino zu kommen und wieder 40 Werste hintereinander reiten und zwar auf einem Pferde, mit dem er unzufrieden war — was die Beschwerden des Reitens noch verdoppelte.

Endlich fand der hohe Reisende seinen Wagen in Baidar wieder, das ist ein großes Dorf, welches in einem fast kreisrunden Thalkessel liegt, und wegen seiner natürlichen Schönheit berühmt ist. Es wird von trägen, freundlichen Muselmännern bewohnt.

Von dort begab er sich nach Sebastopol, dem Toulon des schwarzen Meeres. Vorher aber wollte er noch Balaklava sehen, dessen Hafen von der Natur eine

sonderbare Gestaltung empfangen hat. Dort befindet sich noch die Ruine eines alten genuesischen Festungswerkes. Dann fühlte er sich hingezogen zu dem griechischen Kloster St. Georg, welches nahe an der Stelle steht, wo sich im Alterthume der Tempel der Diana erhob, in welchem Iphigenia eine Zeitlang unfreiwillige Priesterin sein mußte. In der Nähe liegen die berühmten Grotten.

Alexander von alle dem Neuen, was er sah, lebhaft eingenommen, vergaß jede Vorsicht und gab sich großen Strapazen ohne alle Schonung hin.

Endlich in Sebastopol angelangt begab er sich, seiner Gewohnheit gemäß, unmittelbar nach seiner Ankunft, jetzt aber Abends zwischen 8 und 9 Uhr (am 9. November) bei Fackelschein in die Kirche, um sein Gebet zu verrichten. Echauffirt von der Reise — denn vorher hatte er noch die prächtigen Docks der Marine besichtigt, ohne nur einen Augenblick ausgeruht zu haben — setzte er sich in der kalten Kellerluft der Kathedrale leicht gekleidet einer Erkältung aus.

Der 10. November war für den Monarchen gleichfalls ein angreifender und ermüdender Tag.

Nachdem er ein neuerbautes Schiff hatte vom Stapel laufen gesehen, nahm er am Bord desselben ein Frühstück ein und begab sich darauf in die drei Werste von der Stadt gelegenen Militärlazarethe, gab Audien-

zen und ging, ohne zu ruhen, am Meeresstrande spazieren. — Dann bestieg er eine Schaluppe und fuhr nach einem auf der Rhede liegenden Linienschiff, an dessen Bord er sich begab. Nachdem er es in allen Theilen besichtigt hatte, ließ er sich auf der andern Seite des Liman an's Ufer setzen; dort inspicirte er die Casernen und wohnte den Schießübungen der Alexanderbatterie bei. Er kam erst spät zurück und dinirte mit allen Generälen und Officieren seines Stabes. Zuletzt arbeitete er noch einen großen Theil der Nacht hindurch mit seinem Reisebegleiter, dem General Diebitsch.

Am folgenden Morgen wurden neue Ausflüge vorgenommen, die neue Anstrengungen herbeiführten. Erst wurde die Festung besichtigt, zu welcher erst neuerlich das Fort Nikolaus mit seinen 550 Feuerschlünden in drei Reihen übereinander liegender Bastionen hinzugekommen war. Das ganze ungeheure Befestigungswerk von Sebastopol war damals noch nicht vollendet.

Endlich verließ man die Küste in der Richtung von Baktschi-Sarai, der alten Residenz der Krimm'schen Tartaren-Chane, deren schöne Gärten mit Springbrunnen verziert, der beste lyrische Dichter Rußlands, der unglückliche, im Zweikampf gebliebene Puschkin, so schön besungen hat. Indeß machte diese Stadt wegen ihres Verfalls und ihrer engen schmutzigen Straßen auf den Monarchen nicht den großartigsten Eindruck.

Alexander brachte die Nacht in dem alten Palaste zu, in welchem sonst die Chane der Tartaren residirt hatten, deren Säbel in alten Zeiten auf den Mauern Moskau's geblitzt hatten. Das alte Serail, freilich in kleinerm Maßstabe, existirt noch. Es liegt auf einer Höhe. Am Fuß desselben zieht sich die einzige Straße, welche eigentlich die Stadt bildet, weit hinaus auf die Höhe.

Am folgenden Morgen begab sich Alexander schon bei Tagesanbruch nach Djusuf-Kalef, welches in einiger Entfernung von der Stadt auf einer isolirten und steilen Höhe liegt. Die Bevölkerung besteht aus karaitischen Juden, deren Synagoge Alexander mit frommer Ehrfurcht besuchte. Auf dem Rückwege verbrachte er eine Stunde in einem griechischen Kloster und dinirte sodann in dem alten Palaste der Geracy's, wo er den Mufti der Muselmänner an seine Tafel gezogen hatte. Dieser alte mißtrauische Türke mit seinem großen Turban war nicht wenig erstaunt, sich an dem gastlichen Tische eines christlichen Padischa's zu befinden, und acht Mirza's oder tartarische Fürsten an seiner Seite. Alexander war während der Mahlzeit ungemein heiter. Nach der Tafel wollte er das Innere einiger Moscheen besehen, und, um dort einer religiösen Ceremonie beiwohnen zu können, ließ er sich heimlich und ganz allein von einem Muselmann dorthin führen.

Am Abend ließ Alexander seinen englischen Leibarzt, der sein ganzes Vertrauen besaß, zu sich rufen und sprach seine Besorgniß aus, die er wegen des Gesundheitszustandes seiner Gemahlin hegte, da er nicht umhin könne, ihr eine betrübende Nachricht mitzutheilen, die er so eben erhalten habe — nämlich den Tod ihres Schwagers, des von ihm sehr geliebten und hochgeschätzten Königs Max Joseph von Baiern. — „Diese Nachricht," — sprach er — „fürchte ich, wird ihr eine Gemüthsbewegung zuziehen, welche bei dem Zustand von Schwäche, worin sie sich befindet, von gefährlichen Folgen sein könnte." — „Ich beklage es lebhaft," — fügte er hinzu — „bei dieser traurigen Mittheilung so weit von ihr entfernt zu sein."

Nach dieser Unterredung machte er gleichsam unwillkürlich das Geständniß, daß auch er sich von einem Unwohlsein befallen fühle, indem sein Magen nicht recht in Ordnung sei und ihm der Schlaf fehle, der schon seit mehreren Nächten gestört gewesen sei. — „Aber," setzte er hinzu, „ich bedarf weder Ihrer noch Ihrer lateinischen Küche. Ich werde mich schon selbst zu behandeln wissen. Uebrigens vertraue ich auf Gott und meine gute Leibesconstitution."

Der englische Leibarzt genoß das volle Vertrauen Alexander's, besonders seitdem derselbe sich mit aller Macht einer Amputation seines Beines widersetzt hatte,

zu welcher ihm die Militärärzte gerathen hatten, weil sie besorgten, daß sein Rosenanfall brandig werden würde. Doch ungeachtet dieses großen Vertrauens folgte Alexander nur selten dem Rath seines Arztes, besonders, wenn dieser ihm eine strengere Diät vorschrieb. Auch dieses Mal wendete der Arzt vergebens seine ganzen Ueberredungskünste an, um ihn zu bewegen, der Krankheit durch eine kräftige Medicin entgegen zu wirken. — „Ich habe nun einmal kein Vertrauen" — entgegnete Alexander — „zu euren Pulvern und Decocten — mein Leben steht in Gottes Hand und nichts vermag mich der Fügung seines Willens zu entziehen, also sprechen Sie nicht mehr von Medicin."

Indeß verschlimmerte sich das Uebelbefinden des Kaisers, und die gewöhnliche heitere Laune des hohen Reisenden verschwand. Er sprach von jetzt an wenig, schlief lange im Wagen und versank oft beim Erwachen in Betrachtungen, die, nach dem Ausdruck seiner Gesichtszüge zu urtheilen, ohne Zweifel sehr traurig waren.

Ungeachtet dieses Zustandes zog der Kaiser allen nur möglichen Nutzen aus dieser Reise. In Kozlei oder Jeupatoria (Eupatoria), einer andern Hafenstadt auf der westlichen Küste der Krimm, besuchte er die Kirchen, mehrere Synagogen und Moscheen, besichtigte die Kaserne, Militäretablissements und Vorräthe und empfing eine Deputation der Bewohner der Stadt und Umgegend.

Dann auf der Weiterreise ließ Alexander wieder in Perekop halten. Diese Stadt liegt auf der Landzunge, welche die taurische Halbinsel mit dem festen Lande verbindet. Ungeachtet der Kaiser hier schon sich von Fieberschauern ergriffen fühlte, so besuchte er doch das Hospital und die Caserne. — Aber später beschleunigte er von hier aus seine Rückreise.

Man erreichte den Dniepr, begab sich nach Znamenka und setzte schnell über die nogaische Steppe, die einen Theil des Gouvernements Taurien bildet.

In Oreckoff betrat man die Provinz Katerinoslaw, dessen südlicher Gränze der Reisezug bis nach Mariopol folgte — wo sich die zahlreiche griechische Colonie mit dem Seidenbau beschäftigt, was den Kaiser lebhaft interessirte. Dort erblickten die Reisenden zuerst wieder das Asow'sche Meer. Alexander war darüber um so mehr erfreut, als sie durch das Gebiet der donischen Kosaken nur noch eine Tagereise zu machen hatten, wohin sich Alexander bei seinem Gefühl von Kränklichkeit sehr sehnte.

In Mariopol gestand er seinem Arzte, daß er Symptome oder Vorboten eines intermittirenden Fiebers empfände. Die schnelle Reise erlaubte es aber der Sorgfalt des Dr. Wylin nicht, schon jetzt mit kräftigen Mitteln gegen den Sitz des Uebels vorzuschreiten.

Endlich war man am 17. November wieder in

Taganrog eingetroffen. Fürst Peter Wolkonsky, dessen Fürsorge der Kaiser die leidende Gesundheit seiner Gemahlin anvertraut hatte, war ihm bis vor die Stadt entgegengefahren. „Wie geht es Ew. Majestät?“ fragte der ihm vertraute Fürst. — „Mir — ziemlich gut!“ antwortete Alexander — „aber ich habe mir doch ein kleines Fieber in der Krimm geholt und bei allem Respect vor dem berühmten Klima derselben, bin ich jetzt mehr als jemals überzeugt, daß ich recht that, als ich Taganrog zum Aufenthaltsort für die Kaiserin wählte. Der Fürst, der mit ihm erzogen, ziemlich familiär mit ihm umging, erlaubte sich ihn zu beschwören, doch ja Sorge für seine kostbare Gesundheit zu tragen und sie nicht mehr so zu vernachlässigen, wie dies seit zwanzig Jahren geschehen sei.

Als Alexander in Taganrog einfuhr, saß er in seinen weiten grauen Militärmantel gehüllt, in seinem offenen Wagen. Sein Gesicht war bleich und sah leidend aus. — Es wurde bald bekannt, daß der Kaiser bedenklich krank sei.

5.

Alexander's letzte Krankheit in Taganrog und sein Tod.

Alexander eilte in die Arme seiner Gemahlin und blieb den ganzen Abend bei ihr, indem er nicht ohne Anstrengung sich stärker stellte, als er war.

Auch am folgenden Tage speiste er mit ihr zu Mittage, nachdem er ziemlich angestrengt mit dem General Diebitsch gearbeitet hatte. — Da indeß am Abend das Fieber wiederkehrte, so ließ er die Kaiserin bitten, einige Stunden bei ihm zuzubringen. Sie verließ ihn erst spät gegen 11 Uhr und nicht ohne Unruhe; denn die Krankheit hatte jetzt bereits einen bestimmten Charakter angenommen. Es war ein intermittirendes Fieber, mit Unordnungen der Verdauungsorgane und mit galligen Absonderungen. Ungeachtet seines Fatalismus und der Abneigung gegen Medicamente, ließ sich Alexander endlich durch die Bitten seiner Gemahlin bewegen, einen Heiltrank einzunehmen.

Am folgenden Morgen schrieb er noch eigenhändig an die Kaiserin Mutter, um sie von seiner Rückkehr aus der Krimm zu benachrichtigen und ließ auch zwischen den Zeilen erkennen, daß er sich nicht vollkommen wohl befinde; fügte aber ganz entschieden hinzu, daß sein Zustand nicht das mindeste Beunruhigende habe.

Am 18. gab er selbst dem Militär das Losungswort: „Taganrog" — wie einst Ludwig XVIII. von Frankreich an seinem Todestage das Wort: „St. Denis" (die Gruft der Könige) gegeben hatte. — Das war für Beide die letzte Parole, die sie ihren Heeren geben konnten.

Vom 19. November ab — dem traurigen Jah-

restage der entsetzlichen Ueberschwemmung von Peters-burg, machte die Krankheit unaufhörliche Fortschritte. Bulletins gingen darüber nach der Hauptstadt ab und setzten das Reich wie ganz Europa in lebhafte Unruhe.

Bald nahm die Schwäche des Kaisers so sehr zu, daß er auf dem Divan liegen bleiben mußte.

Man hatte einige tüchtige Aerzte aus der Krimm herbeiholen lassen, da diese am besten verstehen müßten, gegen endemische Fieber der Halbinsel anzukämpfen. Aber unglücklicher Weise geschah dieses zu spät. Mit übertriebener Nachsicht wagte der erste Leibarzt des Kaisers nicht energisch einzugreifen. Vielleicht war unwillkürlich ein Mißgriff geschehen; vielleicht hätte man auf die Nerven wirken müssen, um einen entscheidenden Paroxismus herbeizuführen, der bei einem Manne von so starker Körperbeschaffenheit keine große Gefahr erwarten ließ. Statt dessen aber legte man ein so großes Gewicht auf mildernde und erschöpfende Mittel, die mit der Krankheit zugleich auch die Kräfte des Kranken schwächten. Die Kritik bleibt in solchen Fällen stumm; was aber vermag menschliches Wissen gegen ein undurchdringliches Geheimniß der Natur?

Ohne an Gefahr für sich zu glauben, erlaubte der Kaiser am 21. November dem Fürsten Peter Wolkonsky, der Kaiserin Mutter einen Bericht über seinen Zustand abzustatten. Am Tage darauf ertheilte er auch dem

General Diebitsch den Auftrag, dieselbe Schuldigkeit gegen seinen zunächst zum Thron berechtigten Bruder Constantin zu erstatten.

Am Abend des 21. schien eine günstige Krise eingetreten zu sein; aber diese Hoffnung ergab sich als trügerisch.

Bis zu diesem Augenblick hatte sich der hohe Kranke angezogen, und dann und wann im Zimmer umher gehend, erhalten können; von nun an aber fesselte ihn die in erschreckender Weise rasch zunehmende Schwäche ganz an's Lager. — Er ließ sich ein Sopha in den Hintergrund seines Arbeitszimmers bringen und sich selbst darauflegen und dieses wurde leider sein letztes Todeslager.

Ein großer Saal schied die Gemächer der Kaiserin von seinem Krankenzimmer. Elisabeth verließ übrigens ihren Gemahl fast nicht mehr; besonders war sie des Abends bei ihm und erwies ihm alle die kleinen liebevollen, so wohlthuenden Aufmerksamkeiten, welche nur ein liebendes Weib auszuüben versteht.

Als es Elisabeth sich nicht länger verbergen konnte, daß sich die Gefahr ihrem geliebten Gatten näherte, dachte sie nicht mehr an sich selbst und ihre eigene Krankheit. Was konnte ihr auch jetzt noch das eigene Leben bedeuten gegen das Leben, dessen Rettung es galt? — Sie hatte in diesen Tagen ihre ganze Stärke wieder gewonnen. — Furcht und Hoffnung hoben ihre Kraft und diese verließ sie nicht wieder bis zum Augenblicke

seiner Auflösung. Sie erregte die höchste Bewunderung der erstaunten Augenzeugen dieser Scene.

Vom 22. bis zum 26. wurden die Fieberanfälle immer häufiger. Der Kranke verfiel mehrere Male in starke Ohnmachten. Er lag in Schweiß gebadet, war sprachlos und vollkommen bewußtlos.

Aber nicht diese körperlichen Leiden waren es allein, die ihn peinigten. Es war vor einigen Tagen der Generallieutenant Graf Witt aus dem Cantonirungslager im Kleinrußland in Taganrog angekommen, der höchst unangenehme Nachrichten mitgebracht hatte, die man jedoch wegen ihrer hohen Wichtigkeit, trotz der ungünstigen Einwirkung derselben auf den kranken Kaiser, diesem nicht vorenthalten zu dürfen glaubte.

Es betraf die weitverzweigte Verschwörung, an deren Spitze der Obrist Pestel stand, von der Alexander schon früher Kenntniß erhalten hatte; — wenigstens weist ein kurzes Gespräch darauf hin, welches er bald nach seiner Ankunft in Taganrog mit dem Generalmajor der Artillerie Arnoldi hatte.

„Kennst du den Obrist Pestel?" fragte der Kaiser.

„Gewiß, Ew. Majestät," antwortete dieser, „er ist mein Schwager und wir haben mit einander gedient."

„Er ist ein schlechter Mensch!" — rief der Kaiser — „er nährt verbrecherische Pläne, aber ich habe ein wachsames Auge auf ihn."

Alexander mochte damals die Gefahr noch nicht für so nahe halten, als sie wirklich war; die Neuigkeiten aber, welche General Witt selbst in den Militärcolonieen eingeholt hatte, unterrichteten ihn über die ganze Größe derselben und riefen alle traurigen Erinnerungen der Verschwörung gegen seinen Vater und die Art seiner Thronbesteigung wieder in sein Gedächtniß zurück. Dadurch wurde Alexander in die schwermüthigste Stimmung versetzt, in welcher er sich jeden Augenblick den Tod wünschte.

In dieser unglücklichen Stimmung verweigerte er auch, sich Blutegel setzen zu lassen, indem er höchst gereizt durch die erhaltene Nachricht dem Arzt entgegnete: „Nein, mein Freund! Sie wollen sich mit meinen Nerven beschäftigen, die sind in schrecklicher Unordnung."

Wylin antwortete: „Bei Monarchen kommt dieses öfter vor, als bei andern Menschen."

„Ja," entgegnete Alexander lebhaft, „besonders bei mir. Aber es hat dieses auch seine Gründe und namentlich im jetzigen Augenblick mehr als je zuvor."

Die unglückliche Verstimmung seines Gemüths verrieth sich auch bei manchen anderen Gelegenheiten. Am 26. rief er in einer Aufregung, die an Delirium gränzte, indem er einen schrecklichen Blick auf seinen nahe stehenden Arzt warf: „O mein Feund, welche schreckliche, verrätherische That! O über diese Ungeheuer, diese Undankbaren! und ich wollte doch aufrichtig ihr Glück!"

Seine Absichten waren allerdings stets edel, wohlwollend und großmüthig gewesen und deshalb mußte es ihm besonders schmerzhaft sein, sich so verkannt zu sehen. Es ist ein grausames Geschick, daß seine letzten Stunden ihm noch so verbittert wurden, daß er nicht einmal in dieser Abgeschiedenheit seine Seele in Gottes Hand übergeben konnte, ohne durch aufständische Versuche gestört zu werden in der Erhebung seiner Gedanken zu Gott.

Alexander's Krankheit war ein schweres typhusartiges Fieber, welches die Aerzte für ein entzündliches erklärten. Ermüdet durch die vielen medicinischen Rathschläge, blieb er dabei ihnen nicht zu gehorchen und dieser Widerstand, den er oft ungeduldig und scharf aussprach, nahm dem Arzt seine Ruhe und kalte Ueberlegung, so wie jede Möglichkeit helfend einzugreifen.

So verschlimmerte sich denn der Zustand des Kranken dermaßen, daß bald der Arzt keine Hoffnung mehr hegte und die ganze Gefahr dem Fürsten Wolkonsky entdeckte. Dieser aber war der Meinung, daß die Religion auf den Kaiser wohl allein noch von Einwirkung sein würde, um den Widerstand desselben gegen den Rath des Arztes zu beseitigen. Und er sollte sich in dieser richtigen Erkenntniß des Charakters Alexander's nicht getäuscht haben.

Da selbst die Bitten der Kaiserin Elisabeth den Widerstand Alexander's gegen alle ärztliche Hülfe nicht

zu überwinden vermocht hatten, so bat Wolkonsky sie, den Kaiser an die Nothwendigkeit zu erinnern, seine letzten Pflichten als Christ zu erfüllen.

Diese Bitte traf zerschmetternd das Herz der unglücklichen Kaiserin. Da aber Alexander's Freund ihr zugleich die Erfüllung dieser Pflicht als das letzte Mittel zur Rettung des Kaisers dargestellt hatte, so gewann sie ihre Festigkeit und ihren Muth wieder und erklärte sich bereit zu dem schweren Unternehmen. Sie kehrte darauf zurück an das Krankenlager des Kaisers, ergriff dessen Hand, indem sie ihn auf sanfte und schonende Weise mit ihrem Wunsche bekannt machte.

„Ich bin also doch wohl sehr krank?“ fragte Alexander, als sie ihre Bitte, das heilige Abendmahl zu nehmen, ausgesprochen hatte.

„Nein, mein geliebter Freund“ — antwortete Elisabeth — „Du hast aber alle irdischen Mittel verweigert, versuche doch einmal das göttliche.“

„Gern!“ sagte der Kaiser und befahl, Wylin, der englische Leibarzt, möge an sein Lager treten. Als dieser dastand, betrachtete ihn Alexander scharf und durchdringend und sagte: „Man redet von der Beichte und dem Abendmahle zu mir. Ist es so weit gekommen?“

„Ja, Sire!“ — sagte der treue Arzt offen und fest, wenn auch mit einer von Thränen fast erstickten Stimme. „Ew. Majestät haben alle meine früheren

Rathschläge verworfen, und in diesem Augenblicke rede ich nicht als Arzt, sondern als redlicher Mann. Es ist meine Schuldigkeit als Christ, Ihnen zu sagen, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ist."

Der Kaiser ergriff seine beiden Hände, drückte sie mit dem Reste seiner Kräfte und hielt sie lange in den seinigen geschlossen. Die Heftigkeit seines Pulsschlages verrieth das bedenkliche Zunehmen seines Fiebers. Deswegen mußte die heilige Handlung bis zum folgenden Morgen aufgeschoben werden.

Aber früh am Morgen des 27. hatte sich der Zustand des Kranken so sehr verschlimmert, daß man sich beeilte, die Kaiserin davon in Kenntniß zu setzen, und diese ließ sogleich seinen Beichtvater herbeirufen.

Um 6 Uhr trat der Oberhofprediger Feodotoff in das Cabinet des Kaisers, das heilige Kreuz in der Hand haltend.

Alexander erhob sich mit großer Anstrengung etwas im Bette und sagte zu ihm: „Vergessen Sie die Majestät und behandeln Sie mich wie einen gewöhnlichen sündigen Christen," und zur Kaiserin: „Ich wünschte allein zu sein!"

Alle gingen hinaus. Elisabeth konnte jetzt ihren Thränen freien Lauf lassen, die sie in Gegenwart ihres Gemahls mit bewunderungswürdiger Seelenstärke zurückgehalten hatte.

Das Geheimniß der Beichte ist begreiflich mit dem

Geistlichen, der es empfing, begraben. Das Sündenbekenntniß war nicht lang. Als der Priester sich bereitete, das Liebesmahl zu ertheilen, ließ der Kaiser seine Gemahlin zurückrufen. In ihrer Gegenwart empfing er das heilige Abendmahl. Dann vereinigte der Priester mit der Kaiserin die Bitte, den Vorschriften der Aerzte zu folgen und zu erlauben, daß man ihm Blutegel setze. Aller Widerstand hatte von diesem Augenblick an aufgehört; der Kaiser gab seine Einwilligung zu Allem, was man verlangte. — „Nie“ — sprach er gegen Elisabeth gewendet — „habe ich eine größere innere Befriedigung gefühlt, als in diesem Augenblick. Ich danke Dir aus der Tiefe meines Herzens.“

Die Rosengeschwulst war jetzt von dem Beine verschwunden. Diesen Umstand betrachtete er mit Erstaunen und sagte: „Ich werde sterben wie meine Schwester.“ — Er meinte damit die Großfürstin Katharina, Königin von Würtemberg, die im Jahre 1819 mit Tode abgegangen war.

Am 28. war der hohe Kranke fast den ganzen Tag ohne Besinnung, sprachlos und in einen lethargischen Zustand versunken, der nur zuweilen von Nervenzufällen unterbrochen wurde. Er verrieth kaum noch einige Lebenszeichen. Der Pulsschlag war 180 in der Minute. Dieser hoffnungslose Zustand währte bis zum folgenden Morgen. Um 8 Uhr am 29. stellte sich

merkliche Besserung ein. Die stärksten Belebungsmittel hatten den Kranken wieder aus seiner Betäubung herausgerissen. Er öffnete die Augen und suchte den Blick seiner Gemahlin, deren Hände er erfaßte und an seine Lippen und an sein Herz drückte. Auch den Fürsten Peter Wolkonsky hatte er erkannt und mit mildem Lächeln begrüßt. Dieser ergriff darauf tief bewegt die Hand des Kaisers, um einen Kuß darauf zu drücken; Alexander aber machte ihm ein abwehrendes, ja vorwurfsvolles Zeichen, weil er nie diesen Beweis sclavischer Ergebenheit geduldet hatte.

Wolkonsky hatte ihm schon früher versprochen, die Kaiserin nicht eher zu verlassen, als bis er sie wieder dem Hause ihrer Familie übergeben haben würde.

Endlich vermochte der Sterbende noch einmal so viel Kraft zu sammeln, um die Worte zu stammeln: „O welch schöner Tag!“ — und als er sich darauf von den Armen seiner geliebten Elisabeth umschlungen fühlte, fügte er mit lauter Stimme hinzu: „Ach was mußt Du müde sein!“

Der Leibarzt Wylin flüsterte ihr zu: „Fassen Sie Muth — noch ist nicht alle Hoffnung verloren!“ — Außer sich vor Freude sandte sie sogleich mit dieser Nachricht einen Courier nach Petersburg, wo — wie sie sagte — eine Mutter in Angst auf Nachricht von ihrem Sohn harre. — Eine Depesche des General Diebitsch

hatte kurz vorher die Kaiserin Wittwe in lebhafte Unruhe versetzt. Um so mehr war sie erstaunt, als sie die trostreichen Zeilen von Elisabeth's eigener Hand empfing.

Alexander war, als sie in ihrer Freude schrieb, in einen stillen, erquickenden Schlummer versunken. Diesen Umstand hielt die Kaiserin für eine wohlthätige Krisis und gab sich der Hoffnung hin, daß Alexander's gute Constitution die Krankheit überwinden werde. —

Aber sie überließ sich einer trügerischen Hoffnung. Als der Courier am 8. December mit der guten Nachricht in Petersburg ankam, verbreitete diese sich in einem Augenblick über die ganze Stadt und verwandelte die unruhige Furcht der ergebenen Stadt in ein maßloses Entzücken. — Und doch hatte damals schon die gesenkte Fackel des Todes sein theures Lebenslicht ausgelöscht.

Die Nacht führte eine tiefe Betäubung herbei, die nur von convulsivischen Bewegungen unterbrochen war. Danach folgten Nachmittags einige Augenblicke Ruhe; doch die völlige Erschöpfung der Kräfte ließ einen plötzlichen und tödlichen Schlaganfall befürchten.

Während der Nacht des 30. Novembers bemühte sich Graf Wolkonsky die Kaiserin aus dem Krankenzimmer zu entfernen. Er hatte für sie eine andere Wohnung in der Stadt eingerichtet. Als er dieses der Kaiserin vorstellte, antwortete die fromme Gattin: „Ich bin überzeugt, daß Sie Mitleid mit meinen schmerzlichen

Gefühlen haben wollen. Ich bitte Sie, trennen Sie mich nicht von ihm, so lange er noch athmet!" und Wolkonsky wagte es nicht, seine Bitte zu wiederholen.

Von nun an blieben die Arzneien auf den hohen Kranken ohne alle Wirkung. Alle Leibesfunctionen hatten aufgehört; aber noch am 1. December Morgens öffnete der erhabene Kranke die Augen, ohne jedoch reden zu können; aber er schien da noch alle Personen, welche sein Lager umstanden, wiederzuerkennen.

Alexander's Ende nahte heran. Es war ein Verlust, der für seine beiden am Sterbelager stehenden Freunde, den Fürsten Wolkonsky und General Diebitsch ein völlig unersetzlicher war; aber auch für das ganze Reich mußten die Folgen dieses Todesfalles unberechenbar sein.

General Diebitsch hielt alle Fäden der hochverrätherischen Verschwörung in der Hand. Wurde auch der Kaiser jetzt durch höhere Macht dem drohenden Meuchlerdolche entrissen, so sollte er doch auch nicht das einzige Opfer sein, das ihre verbrecherischen Anschläge dem Tode geweiht hatten. Deshalb galt es jetzt mit Kraft und Entschlossenheit zu handeln. Da es unmöglich war, Befehle von dem Monarchen zu empfangen, nahm Diebitsch, trotz der Größe der Verantwortlichkeit, die ganze Leitung der Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes selbstständig in die Hand. Er wartete jetzt die Erfolge derselben ab. Aber Alexander's Tod konnte leicht, wie der

Alexander des Großen im grauen Alterthume, die Losung zum Ausbruch der schrecklichsten Umwälzung werden, die möglicher Weise zwei Welttheile berühren würde.

Etwas später am Tage winkte Alexander seine Gemahlin Elisabeth näher an sein Lager heran. Er küßte noch einmal ihre Hand, gleichsam als ob er ihr damit ein ewiges Lebewohl sagen wollte; darauf versank er wieder in seine Lethargie und nach zwei tiefen Seufzern hauchte er sein edles Leben aus. — Der Tod schien ihm ein willkommener Befreier von seinen Leiden zu sein.

Die Uhr wies eben auf funfzig Minuten nach 10 Uhr Vormittags und wurde angehalten, um ewig seine Todesstunde anzuzeigen.

Elisabeth ergoß sich in Thränen, die sie so lange zurückgehalten hatte. Doch behielt sie noch Kraft, dem geliebten Gatten noch den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Sie schloß ihm die Augen und band ihm ein Tuch über den Kopf und das Kinn, um seinen Mund zu schließen. Dann berührte sie ihn mit einem geweihten Kreuze und segnete ihn. Dann noch einmal ihn umarmend sprach sie gegen das an der Wand hängende Christusbild die tiefgefühlten Worte: „O vergieb mir meine Sünden! vergieb, daß ich über ihn traure, den Du von mir gerufen hast.“

Erst nachdem sie in ihr Zimmer gekommen war, ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

6.

Die Kaiserin Elisabeth und ihr Ende.

Eine zweiundvierzigjährige Vereinigung mit dem Theuersten und Edelsten, was sie auf Erden besaß, hatte eine höhere Hand gelöst.

Ein unwiderstehlicher Zug führte sie immer wieder zu dem geliebten Todten. Man mußte die eifrigsten Vorstellungen anwenden, um sie zu bewegen, das Haus der Trauer zu verlassen und die für sie eingerichtete andere Wohnung zu betreten.

Die sterbliche Hülle Alexander's war noch nicht kalt geworden, als die erhabene Wittwe an die Kaiserin Mutter Marie Feodorowna folgende Zeilen schrieb:

„Theuerste Mutter!"

„Unser Engel ist im Himmel — und ich bin noch auf dieser Erde! Wer hätte es denken können, daß ich Schwache, Kranke ihn überleben sollte? Mutter, verlaß mich nicht, denn ich stehe nun ganz allein in dieser Welt des Schmerzes da! — Unserer theuerer Verstorbener hat seine liebenswürdigen Züge wieder gewonnen! Sein Lächeln zeigt mir, daß er glücklich ist und jetzt schönere Dinge sieht als hienieden. — — Mein einziger Trost nach diesem unersetzlichen Verlust besteht darin, daß ich ihn nicht lange überleben werde. Ich hege die Hoffnung, bald wieder mit ihm vereint zu werden."

Die Ahnung der Kaiserin betrog sie nicht. Fünf Monate nach Alexander erhielt auch sie ihre ewige Ruhestätte.

Die Tage der Trauer vergingen langsam und unter frommer Ergebung in den Willen des Ewigen.

Am dritten Tage wurde der Kaiser geöffnet und der Befund ergab, daß sich Wasser im Gehirn gesammelt hatte. Der Körper wurde einbalsamirt und sodann auf einem Paradebett auf einem Katafalk, den man inmitten des großen Saales errichtet hatte, ausgestellt. Am 23. December wurde die kaiserliche Leiche mit allem Pomp, den die Umstände erlaubten, unter Vortritt der Bischöfe von Katerinoslaw, Cherson und Taurien nach der Kirche übergeführt. Dort sollte dieselbe verbleiben, bis von Petersburg weitere Bestimmungen eingetroffen sein würden. Diese Kirche gehörte zu einem griechischen Alexander-Newsky-Kloster, das demselben Heiligen geweiht war, in dessen bei Petersburg belegenem Kloster gleichen Namens Alexander, mit Todesgedanken beschäftigt, seinen Abschied von seiner Residenz für immer genommen hatte. Dieses Kloster in Taganrog führte auch den Namen Kloster von St. Jerusalem.

Die Hetmans der donischen Kosakenregimenter erhielten Befehl, mit ihren Leuten und ihrer Artillerie der Beisetzungsceremonie beizuwohnen. Sie bildeten mit der Garnison der Stadt eine Gasse und einige Generale,

welche vor dem Zuge einherschritten, trugen auf Sammetkissen die russischen Orden und Bänder, welche der Verstorbene getragen. Andere Generale trugen die Zipfel des Leichentuches.

Eine unermeßliche Volksmenge belebte die Scene mit dem Ausdruck tiefer und wahrhafter Trauer.

Am Morgen des Todestages Alexanders kam ein Courier nach Taganrog, der betrübende Nachrichten brachte. Ein Capitän Maiboroda hatte Enthüllungen gemacht, wodurch man erfuhr, daß das Haus Romanoff sich auf einem Vulcan befand, welcher jeden Augenblick einen Ausbruch erwarten ließ, der es in die Luft sprengen und ganz Rußland mit Blut nnd Mord erfüllen mußte. Dunkel war der Horizont des russischen Reichs. Vor dem Ausbruch des Gewitters und seiner zerschmetternden Blitze war Alexander nur durch seinen Tod gerettet — ein entsetzliches Glück im Unglück!

Alexander's Ableben im fernen Taganrog erregte ungeheures Aufsehen durch ganz Europa. Es fehlt nicht an Stimmen, die noch bis auf den heutigen Tag behaupten, er sei vergiftet worden. Allein die bekannt gewordenen Krankenberichte seines achtbaren Leibarztes Wylin, die von den achtbarsten Augenzeugen und selbst von seiner liebevolleu Gemahlin bestätigt wurden, auch der Obductionsbericht bewiesen klar das Gegentheil. Und wenn bis dahin fast alle russischen Herrscher eines

gewaltsamen Todes gestorben waren, so hatte Talleyrand ganz recht, wenn er sagte: „Es ist hohe Zeit, daß die Kaiser von Rußland ihre Todesart verändern."

Alexander wurde aufrichtig betrauert von seinem Volke, mehr wie irgend ein anderer Herrscher dieses ungeheuren Reiches; denn ungeachtet seiner Mängel war er ein tieffühlender Mensch, der nur nicht die Kraft hatte auszuführen, was er in seinem edlen, menschenfreundlichen, frommen Sinn für gut und recht erkannt hatte.

7.

Vorläufige Beisetzung der Leiche Alexander's. Abführung derselben nach Petersburg.

Der Transport der kaiserlichen Leiche nach Petersburg auf einer Strecke von 1900 Wersten und ihre feierliche Beisetzung in St. Petersburg war wohl das ergreifendste und großartigste Schauspiel, das die Geschichte eines Hofes jemals erlebt hat. — Sie gewährte rührende Scenen, so wohl bei seiner Mutter, als im Kreise seiner hohen Familie, besonders war jene, die verwittwete Gemahlin Paul's I., auf das tiefste davon erschüttert.

In Europa errgte dieser Todesfall die größte Sensation, und das um so mehr, als noch lange die Frage schwebte über dessen Nachfolger in der Regierung.

II.

Der Großfürst Constantin.

Ein Lebensbild.

1.

Constantin's Aeußeres und Charakter.

Nach dem Tode Alexander's herrschte in ganz Rußland die allgemeine Meinung, daß die Krone auf den zweiten Sohn des ermordeten Kaisers Paul, den Großfürsten Constantin, übergehen werde.

Constantin war im Jahre 1779 geboren, Nicolaus dagegen 1796, Michael, der Jüngste, im Jahre 1798. — Jenem zur Seite stand das Recht der Erstgeburt — diesem die Entsagung Constantin's auf die Krone, worauf wir später zurückkommen werden.

Der Großfürst Constantin war derjenige unter den vier Söhnen Paul's, der seinem Vater, so wohl in seiner äußern Erscheinung, als in der Rohheit, Launenhaftigkeit und dem Despotismus, so wie in allen Neigungen am meisten glich. Die andern Söhne glichen so wohl an Schönheit der Gestalt als Bildung mehr ihrer edlen Mutter.

Constantin's Physiognomie war wo möglich noch häßlicher als die seines Vaters. Er hatte dasselbe

Kalmückenantlitz wie jener; seine kleine Stumpfnase, die fast ohne alle Verbindung mit der Stirn stand, verschwand bald zwischen den vorstehenden Backenknochen. Seine unbedeutenden, blaßblauen Augen verbargen sich unter buschigen Augenbraunen, deren lange Haare von der weißblonden Farbe des Hanfes waren. Ebenso waren auch die Wimpern, die in stets blinzelnder Bewegung blieben, abstechend gegen die dunkle, fast rothbraune Farbe der groben Gesichtszüge. — Die Häßlichkeit seines Antlitzes unterschied sich von der des Kaisers Paul nur dadurch, daß dieser lächerlich häßlich, Constantin aber widerlich häßlich war.

„Constantin war zudem im Charakter der würdige Sohn seines Vaters.*) Dieselben bizarren Launen, dieselben pöbelhaften und rohen Manieren, dieselbe Brutalität. Er besaß jedoch nicht dieselbe Belesenheit seines Vaters, versprach aber eines Tages ihm in der Kunst, einige Dutzend arme Reeruten wie Automaten sich bewegen zu lassen, gleichzukommen, oder ihn gar noch darin zu übertreffen.“

Durch seine oft lächerlichen Einfälle hatte er schon als kleiner Knabe die Gunst seiner Großmutter Katharina gewonnen, und war auch späterhin von seiner Mutter so verzogen, daß sie alle seine Unarten übersah.

*) So schrieb Masson über ihn im Anfange unseres Jahrhunderts.



Für das Militärwesen war er, wie sein Vater, leidenschaftlich eingenommen, und sein größtes Vergnügen bestand darin, Rekruten auszubilden. Die Strenge, mit der er die Uniformirung und die Haltung der Soldaten überwachte, gränzte an's Lächerliche — ein lockerer Knopf, eine nicht gut gefirnißte Patrontasche, ein zu kurz gedrehter Schnurrbart konnte ihn in Wuth versetzen. Und für diese Kleinigkeiten im Gamaschendienst hatte er wahre Argusaugen. Er durfte nur in einer vorbei defilirenden Colonne eine solche nach seiner Meinung unvermeidliche Unordnung bemerken, und er rief „Halt!" und brachte die Generale zur Verzweiflung, weil vielleicht wegen eines Knopfes ganze Colonnen halten mußten.

Bei alle dem besaß er auch einige wirkliche Verdienste. Er hatte sich unter Suwarow in Italien und in der Schlacht bei Austerlitz ausgezeichnet, weshalb er auch von Alexander den Ehrentitel Cäsarowitsch erhielt, der ihm sehr schmeichelhaft war.

Phantastisch, aufbrausend und im höchsten Grade brutal, hatte Constantin noch einige andere gute Seiten, die indessen unter seinem rohen Benehmen fast gänzlich verschwanden. Wohl Niemand hatte eine so tiefe Ehrfurcht vor seinem unglücklichen Vater gehegt und so tief das traurige Geschick desselben beklagt, als Constantin. Für seine Mutter empfand er die größte

Hochachtung und kindliche Ergebenheit; seinen Bruder, den Kaiser Alexander, betete er an. Er widersprach ihm nie; vollzog blindlings dessen Willen und begleitete ihn überall hin, selbst nach Paris und Wien zum Congreß. Für die gefangenen französischen Soldaten sorgte er mit Milde und Liberalität. — Die Proclamation, welche er 1815 an die Polen erließ, enthielt die Erklärung: „Eine Ergebenheit ohne Gränzen müßt ihr dem Kaiser widmen, der nichts anderes will, als das Wohl Eures Vaterlandes. Liebe zu seiner hohen Person, Gehorsam, Disciplin, Einigkeit — seht, das sind die Mittel um das Glück Eures Vaterlandes zu sichern, das sich unter dem mächtigen, schützenden Paniere des Kaisers befindet. Nur dadurch kann die polnische Nation zu der glücklichen Stellung gelangen, die Andere zwar versprechen, er aber allein geben kann; seine Macht und seine Tugenden sind die sichersten Garantien dafür."

Constantin hatte in Polen keinen andern officiellen Titel als den eines Generalissimus der polnischen Armee; aber die Civilregierung hing völlig von seinem Einfluß ab und er verfehlte nicht, sie ganz nach Willkür und Laune zu leiten. Constantin erwarb sich damals das Verdienst, dem polnischen Reiche eine trefflich einexercierte Armee gegeben zu haben, allein seine Manie zu Uniformveränderungen und Revuen überschritt alle Gränzen. Und wenn er sich auch in einzelnen Fällen intelligent

erwies; so ergab sich doch im Allgemeinen sein höchst beschränktes Genie, das nur in Kleinigkeiten seine Größe fühlte, so daß seine oft unüberlegten Ideen nicht selten in's Lächerliche umschlugen.

Nicht zufrieden, das Amt eines Exerciermeisters zu verwalten, so spielte er auch das des Polizeiministers der heiligen Allianz. Jede Regung des Zeitgeistes fürchtend, überwachte er persönlich die ankommenden Fremden, Reisenden, Handelsleute und Handwerker. Er wollte Alles wissen, was gesprochen wurde und überschwemmte Polen mit seinen Spionen, deren Rapporte er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit untersuchte. Auch das Unbedeutendste hielt er seiner Aufmerksamkeit werth.

Constantin brachte es bald dahin, daß man ihn wie seinen Vater fürchtete. Nur mit Furcht näherte man sich seiner Wohnung, dem Lustschloß Belvedère. Diesen reizend belegenen Pavillon hatte Constantin in eine kleine Festung verwandelt; dort, bei seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin Lowicz, brachte er alle Zeit hin, die er von seinen Revuen, Paraden, Exercitien, Casernenbesuchen und Arsenal-Inspectionen erübrigen konnte.

Mit einer so ausschweifenden und wilden Gemüthsart war Constantin wenig geeignet, das Regime zu respectiren, welches durch die polnische Charte von 1815 festgestellt war. — Constantin war der ärgste Feind

der den Polen von Alexander gegebenen Constitution, welche ohnehin schon ein sehr geringes Maaß von Rechten der Nationalfreiheit enthielt. Er duldete auch nicht den geringsten Widerspruch und verhöhnte, wo er nur konnte, öffentlich die Constitution. Obgleich er in mancher Hinsicht Handel und Verkehr belebte und das Heer auf einen seltenen Grad der Ausbildung brachte, so konnte er doch selbst durch den steigenden Wohlstand das tief von ihm verletzte Nationalgefühl nicht versöhnen. Ein tiefer Groll gegen ihn, besonders in der Adelsklasse war die Folge davon.

2.

Constantin's erste und zweite Gemahlin.

Katharina II. hatte, wie ihren Enkel Alexander, auch dessen Bruder Constantin schon sehr jung vermählt. In demselben Jahre, in welchem sie starb, im Jahre 1796 wurde Constantin am 26. Februar mit einer Prinzessin von Sachsen-Coburg verheirathet. Diese, die Prinzeß Juliane, die später bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche den Namen Anna Feodorowna erhielt, war damals erst funfzehn Jahr alt und machte auf den Großfürsten nur einen geringen Eindruck. Ihre Ehe blieb kinderlos und war keine glückliche. Schon nach vier Jahren wurde diese Ehe durch gemeinschaftliches

Uebereinkommen wieder getrennt und die junge Großfürstin kehrte nach Deutschland zurück. Von Coburg ging sie nach der Schweiz, wo sie von einer bedeutenden Pension zufriedener, als in Gemeinschaft mit einem so rohen Gemahl, ihrem Range gemäß lebte. Nach mehreren Jahren wollte man sie bewegen, nach Petersburg zurückzukehren; das lehnte sie jedoch auf das entschiedenste ab.

Constantin entschädigte sich anfangs durch manche vorübergehende, meistens unwürdige Verbindungen.

Im Jahre 1820 machte er aber eine Bekanntschaft, welche vom entschiedensten Einfluß für sein ganzes Leben wurde.

Es war die junge Gräfin Johanna Grudzieska, die Tochter eines Grafen Grudzieski, der auf Bistowslaw im Districte Bromberg seinen Sitz hatte. Er faßte zu ihr eine so lebhafte Neigung, daß er mit dem Gedanken umging, sich mit ihr zu vermählen. Bald konnte er ohne sie nicht mehr leben. Er hegte den lebhaftesten Wunsch, sich auf immer mit ihr zu vereinigen.

Die junge Polin war auch in der That mit den herrlichsten Eigenschaften des Herzens und Geistes, wie des Körpers ausgestattet. Sie übte auf den rohen Mann voll der sonderbarsten Launen eine so magische Anziehungskraft aus, daß er, dem man kein Gefühl zutraute, sich einer romanhaften Liebe hingab.

Johanna war ein zartes, schwächliches Weib, Constantin dagegen ein Bild der Kraft und in seinem Wesen und Auftreten lag etwas Rohes und Wildes. — Aber es kommt nicht selten vor, daß die Contraste sich berühren, besonders in der Liebe. — Die schöne polnische Gräfin wollte aber nur die Seinige werden, wenn sie mit ihm durch ein ehrenhaftes Band vereinigt sein würde. Und Constantin brachte — wie wir später sehen werden — eine Krone zum Opfer, um dieses Glück zu erreichen.

Die russischen Kirchengesetze sind in Hinsicht der Scheidung einer Ehe sehr streng. Indeß dem Willen des russischen Autokraten widersteht nichts. Constantin wurde von seiner ersten Gemahlin geschieden durch ein kaiserliches Manifest vom 1. April 1820. In Folge dessen vermählte sich der Großfürst zur linken Hand am 5. Juni desselben Jahres mit der Gräfin Johanna Grudziuska, die am 18. August vom Kaiser den Titel einer Fürstin Lowicz erhielt, von einer Domäne so genannt, die Alexander seinem Bruder zum Geschenk gemacht hatte. Die etwa aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder würden nicht successionsfähig gewesen sein, besonders da die Fürstin sich geweigert hatte, ihren römisch-katholischen Glauben abzuschwören und zur griechischen Kirche überzutreten.

Constantin fühlte sich durch diese Verbindung für

das große Opfer, das er gebracht hatte, hinreichend belohnt. Er lernte erst durch seine geliebte Gemahlin die Gemüthlichkeit des Familienlebens kennen. Die rührendste Harmonie herrschte fortwährend in dieser Vereinigung, die beiden Gatten gleich sehr zur Ehre gereichte. Die Polen fühlten sich dadurch geschmeichelt. Der Einfluß, welchen die Fürstin durch ihren liebenswürdigen Charakter und durch die hohe Anmuth in Allem, was sie unternahm, auf ihren Gatten ausübte, vermochte sehr häufig seine aufbrausende Heftigkeit zu zügeln. Sie war der gute Engel der Polen und hat manches Opfer der barbarischen Polizei vom unverdienten Untergange gerettet. — Und er selbst, ein zärtlicher Liebhaber, schien seine ganze Natur zu verändern, um sich ihrer Sympathie würdiger zu machen.

Die Fürstin von Lowicz starb leider in Petersburg am 29. November 1831. Sie überlebte also ihren Gemahl nur um einige Monate.

Von dem Einfluß dieser seltenen Frau auf ihren Gemahl erzählt man sich, daß es nichts gab, was er ihr nicht zu Gefallen gethan hätte. Ihre Gesundheit war schwach. Constantin begleitete sie regelmäßig nach Karlsbad oder Ems und fand stets Zufriedenheit und Vergnügen in ihrer Gesellschaft. Auf ihre leisesten Winke achtend konnte er sich bezwingen — er wurde

sanft wie ein Lamm, wo man eben noch den Zornesausbruch eines Löwen gefürchtet hatte.

Da Constantin's Vermählung das Gesetz hervorgerufen hatte, daß die Gemahlinnen einer morganatischen Ehe eines Großfürsten zur Thronfolge nicht gelangen könnten, so sahen Politiker voraus, daß die Krone dereinst auf Nicolaus oder den ältesten Sohn desselben übergehen werde. Aber Niemand ahnte, wie weit dieses unter Alexander's Regierung schon vorbereitet war.

Wir werden unter dem Abschnitt „Nicolaus“ darüber weitere Mittheilungen machen.

3.

Erziehung und Charakterzüge des Großfürsten Constantin.

Eine der beklagenswerthesten Episoden in der Geschichte des russischen Hofes bildet das Leben des Großfürsten Constantin, des zweiten Sohnes des Kaisers Paul, der, wie oben gesagt ist, seinem Vater leider in Hinsicht des despotischen launenhaften Charakters so ähnlich wurde, nur daß er noch weniger Bildung hatte als dieser.

Der treffende Ausspruch einer englischen Zeitung über seinen Charakter sagt ganz richtig: „Seine Geschichte ist die eines Barbarenfürsten, der, von dem Umfange seiner Macht trunken, an die schrankenlose Will-

ster alter Despoten erinnert. Die Czarenkrone hätte nach den Grundsätzen der Legitimität, nach Alexander's Tode, auf seinem Haupte prangen sollen. Er hatte keine anderen Ansprüche zu einer Herrschaft über irgend ein Volk."

Schon seine erste Jugend war von seltsamen Herrschergelüsten umgeben. Katharina II. hegte bekanntlich als Lieblingsplan die Eroberung der Türkei und Griechenlands und die Erhebung derselben zu einem griechischen Kaiserreich, auf dessen Thron der zweite Enkel Katharinens, der Großfürst Constantin, erhoben werden sollte.

Für diese Bestimmung war schon der Name des Prinzen Constantin gewählt. Er sollte an den großen Kaiser des griechischen Reichs dieses Namens erinnern. Katharina ließ ihn daher auch immer mit dem Kreuze dieses Kaisers malen. Der von Katherina selbst entworfene Erziehungsplan hatte dieses Ziel stets vor Augen. Die Umgebung des jungen Großfürsten bestand fast aus lauter Griechen. Er wurde von einer griechischen Amme gesäugt und lernte deren Sprache zuerst. In späteren Jahren vergaß er sie freilich wieder.

Der Vater dieses Prinzen, Großfürst Paul, hatte auf dessen Erziehung nicht den mindesten Einfluß. Dennoch wurde er Paul's würdiger Sohn, ihm gleich an Eigensinn, Laune, Härte, Tyrannei und Unbeständigkeit.

Der Widerwille gegen alle wissenschaftliche Studien

war bei dem jungen Großfürsten Constantin unüberwindlich. La Harpe war der einzige seiner Erzieher und Lehrer, der einiges Ansehen dem unbändigen Prinzen gegenüber behaupten konnte. Die Nachgiebigkeit und Gefälligkeit der Andern verhöhnte der junge Prinz sehr bald durch seinen Muthwillen und seine Bosheit. Auf die wiederholten Ermahnungen des Herrn von Sacken, seines Gouverneurs, welcher fortwährend in ihn drang, sich mit Lesen zu beschäftigen, um wenigstens lesen zu können, antwortete Constantin: „Ich mag nicht lesen, weil ich sehe, daß Sie fortwährend lesen und doch alle Tage dümmer werden.“

Diese Ungezogenheit, die sich am Hofe bald aussprach, wurde von servilen Höflingen als Zeichen von Geist angesehen. Und die Folge dieses Urtheils, womit man dem Prinzen zu schmeicheln suchte, war, daß derselbe täglich wilder und ungezogener wurde, so daß er anfing, seine Lehrer zu schlagen und zu beißen und mit Fußtritten zu regaliren.

La Harpe war noch der Einzige, der ernstlich auf Züchtigung der großfürstlichen Flegeleien bestand. Da ihn aber seine Collegen im Stiche ließen, so wurde es ihm unmöglich, die Wildheit des Prinzen zu bändigen.

4.

Sein Soldatenspielen.

Mit seinem Vater hatte er die Neigung zum militärischen Puppenspiel gemein. Und darin brachte er es bald weiter wie sein Vorbild. Ein Dutzend unglücklicher Rekruten einzuhetzen, war ihm das größte Vergnügen. Allein wie wurden diese Unglücklichen von ihm behandelt? —

Von seinem Benehmen gegen Officiere gibt schon das eine Beispiel Zeugniß, daß er sich erlaubte, einen Major mit dem Stocke zu schlagen, als dieser ihm etwas nicht recht gemacht hatte. Zwar beklagte sich dieser beim Grafen Soltakoff, der davon Anzeige machte bei der Kaiserin, und diese befahl sogleich, dem Großfürsten die Soldaten wieder abzunehmen und ihn außerdem mit einigen Stunden Arrest zu bestrafen. Aber was mögen die Gemeinen von ihm zu erdulden gehabt haben, denen der Weg der Beschwerde nicht offen stand. Es war gar nichts Seltenes, daß Constantin einem Rekruten die Zähne einschlug oder ihm ein Ohr halb abriß, wenn er nicht schnell genug zu seiner Zufriedenheit sich drehen und wenden lernte.

Erst kurz vor seiner Vermählung gab Katharina dem Großfürsten Constantin das Commando über die Soldaten zurück, worüber derselbe eine große Freude

hatte. Schon am ersten Morgen nach seiner Hochzeit stand er vor fünf Uhr auf und eilte in den Hof des Palastes, wo er mit einem dicken Rohrstock in der Hand die Unglücklichen manövriren ließ. Bald hörte man auch das Klappen seiner Fuchtel auf ihrem breiten Rücken.

Von seinem Benehmen gegen die Cadetten der Artillerie, die er vor dem König von Schweden exercieren ließ, haben wir schon erzählt. Während dieser mit aller Aufmerksamkeit dem Manöver zusah und sich darüber mit dem Großfürsten Alexander und mehreren ihn umgebenden Generalen unterhielt, machte Constantin den Affen der Soldaten, indem er hinter ihnen herlief, spottend ihren vermeintlich fehlerhaften Paradeschritt nachahmte und sie mit Stockschlägen, Fußtritten und Flüchen mißhandelte.

5.

Constantin's Rohheiten in gesellschaftlicher Hinsicht.

Auch die Aeußerung Constantin's haben wir schon mitgetheilt, wie er einst mit dem ganzen Hofe bei Samoloff zum Ball war und auf den hochgebildeten jungen König von Schweden zuging, der sich gerade mit mehreren angesehenen Personen im Gespräch befand, brusquement zu ihm sagte: „Wissen Sie, bei wem Sie sich hier befinden? — Bei der ärgsten H... in der ganzen Residenz.“

In den kleinen Gesellschaften, welche Katharina in der Eremitage um sich versammelte, wurden bisweilen Lustspiele, Possen und scherzhafte Sprüchwörter aufgeführt, die Katharina oft selbst verfaßte. Da Jedermann es sich zur größten Ehre rechnete, dabei mitzuwirken, so gaben oft podagrische Greise die Rollen junger Springinsfelde. So spielte auch einst der alte abgestumpfte Graf Stackelberg die Rolle eines beweglichen Arlequin. Constantin aber hatte in dem Possenspiel mit ihm zu ringen und nahm das so ernstlich, daß er Stackelberg derb auf den Fußboden warf und ihm dabei einen Arm brach.

6.

Constantin konnte auch servil sein.

Constantin gab den Beweis, daß Menschen, die zur Tyrannei geneigt sind, zugleich Anlage zum niedrigsten Sclaven haben.

So lange Katharina lebte, war Constantin gegen den hochmüthigen Günstling Fürst Zubow die servilste Unterwürfigkeit selbst. Er machte ihm auf das kriechendste den Hof und befand sich unter den Höflingen, die jeden Morgen im Vorzimmer des Günstlings standen und auf den großen Augenblick warteten, wo der gefeierte Emporkömmling aus seinem Schlafzimmer trat, um zum Lever Audienz zu geben.

Kaum aber war einige Zeit nach dem Tode der Kaiserin Katharina Zubow in Ungnade gefallen bei dem Kaiser Paul I., und mit Entziehung seiner Aemter Befehl zur Versiegelung seiner Kanzleien gegeben, so eilte er mit einer Rohheit ohne Gleichen, diese Befehle selbst in Vollzug zu setzen.

7.

Constantin's Verhalten gegen seine erste Gemahlin.

Die Gemeinheiten und absichtliche Schmach, womit Constantin seine erste Gemahlin, die eine Prinzessin von Coburg war, überhäufte, machte diese edle Fürstin zur unglücklichsten Gattin ihrer Zeit. Die natürliche Folge dieses Benehmens war, daß sehr bald eine Trennung zwischen beiden eintrat, die jedoch erst im Jahre 1820 durch einen Ukas des Kaisers Alexander als förmliche Ehescheidung anerkannt wurde.

Wir haben den früheren Mittheilungen über dieses unglückliche Verhältniß noch Folgendes nachzutragen: Als die Prinzessinnen von Coburg nach Petersburg berufen waren, damit Constantin sich eine derselben als Gemahlin aussuchen sollte, gefiel ihm keine der ihm vorgestellten drei Prinzessinnen. Er äußerte gegen seine Vertrauten: „Die sehen mir alle zu deutsch aus."

Auch machten diese Prinzessinnen nicht das Glück in

Petersburg, wie vor ihnen die Prinzessinnen von Baden-Durlach, welche wegen der Vermählung des Großfürsten Alexander die Residenz des Czaren besucht hatten. Man machte sich am Hofe über ihr altmodisches, geschmackloses Aeußere lustig.

Um den Großfürsten Constantin zu bewegen, eine der Coburg'schen Prinzessinnen zu wählen, bedurfte es außerordentlicher Mittel. Constantin wählte die jüngste. — Die Prinzessin hat theuer genug den Ehrgeiz gebüßt, der sie bewog, Großfürstin aller Reußen zu werden.

Wie ein so roher und launenhafter Prinz, wie Constantin war, seine Gemahlin behandelt, davon nur ein Beispiel. — Constantin, der gewohnt war, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, mußte ein eheliches Band, das ihm, wie er behauptete, wider seinen Willen aufgedrungen war, als höchst lästig betrachten. Darum diese Zurücksetzung und oft schamlose Behandlung. So machte er einst in Gegenwart seiner Officiere gegen sie Ansprüche des Gatten geltend, die ihr Schamgefühl durch Verletzung alles, auch selbst des geringsten Anstandes auf das tiefste verletzten. Auf ihre empörte Weigerung behandelte er sie wie der roheste Herr kaum die niedrigste Sclavin.

8.

Constantin im Auslande.

Der Großfürst Constantin konnte sich in seinem Hochmuth gar nicht denken, daß er nicht im Auslande dieselbe Nachsicht finden werde für seine despotische Laune, wie im servilen Rußland. Er ließ daher, wenn er im Auslande reiste, unbekümmert um die höhere Civilisation der fremden Länder und die Gesetze derselben, seinen rohen Launen überall die Zügel schießen.

So auch in Berlin, wo er sich im Anfange dieses Jahrhunderts zum Besuch befand.

Eine Tänzerin vom Theater hatte seine Sinnlichkeit entzündet. Sie zu besitzen, war daher nicht nur der lebhafteste Wunsch, sondern auch der entschiedene Willen des Großfürsten. Die Schöne war gegen den goldenen Regen Jupiters nicht spröder, als man billigerweise erwarten konnte; und Constantin machte sie zu seiner Maitresse während seines Aufenthalts in Berlin.

Nun aber hatte die Tänzerin schon ältere Verbindungen angeknüpft, die sie bei dem vorübergehenden Verhältniß mit dem Großfürsten nicht sogleich lösen wollte; besonders cultivirte sie ein Verhältniß, wodurch sie einmal unter die Haube zu kommen hoffte. Sie konnte also sich nicht enthalten, von ihren verknüpften Reizen

so viel an ihren Freund abzulassen, als nöthig war, sich dessen Gunst zu erhalten.

Eine Zeit lang blieb diese Untreue dem Großfürsten verborgen. Doch der Verräther schläft nicht. Es kam ihm die ganze Geschichte zu Ohren und er beschloß, sich exemplarisch zu rächen. — So wurde denn die Tänzerin zu ihm beschieden. Wüthend wirft er ihr vor, daß sie, während sie in seinem Solde stehe, sich mit andern Personen eingelassen habe. — Er mochte glauben, man könne in Berlin, wie in Rußland eine Leibeigene kaufen und so unumschränkt über sie gebieten. Nachdem die Schöne, durch seinen Zorn in Furcht gesetzt, sich zu seinen Füßen niedergeworfen und um Gnade gefleht hatte, winkte er einem Leibjäger und einem Heiducken, die für diesen Fall schon ihre Befehle erhalten hatten, herbei. Diese rissen der Ungetreuen mit roher Hand die Kleider und das Hemde vom Leibe, und peitschten sie mit Ruthen tüchtig aus, nachdem sie auf Befehl des Herrn sich noch ärgere, unzüchtige Mißhandlungen gegen sie erlaubt hatten. Dann überließen sie die Unglückliche ihrem Schicksale.

Ein anderer Vorfall in Berlin, bewies nicht weniger Rohheit. Einst bemerkte der Großfürst bei einem Officier ein Paar ausgezeichnet schöne Lederhosen und äußerte den Wunsch, ein Paar ebensolche zu besitzen. Der Officier nannte ihm den Beutlermeister, der

sie angefertigt hatte, und Constantin ließ denselben kommen.

„Hast Du die schönen Hosen für *** gemacht?" fragte er im barschen Ton den ehrlichen Handwerksmann. Dieser, im Bewußtsein seiner Geschicklichkeit und nach seiner Meinung gesichert gegen jede Unbill als freier Bürger einer königlichen Residenzstadt, antwortete mit einem gewissen Stolz, obgleich er bei der brusquen Anrede des Großfürsten stutzte: „Ja, kaiserliche Hoheit!" — „Du sollst mir auch ein Paar machen, und wenn sie mir gefallen, noch ein Paar," antwortete der Großfürst; „doch," fügte er hinzu, „bis morgen müssen sie fertig sein." Damit drehte Constantin dem Meister den Rücken zu, stellte sich vor den Spiegel und fing an allerhand Grimassen zu schneiden.

Als er bei dieser Unterhaltung wahrnahm, das der Hoflieferant immer noch in demüthiger Haltung dastand, drehte er sich um und herrschte ihn an: „Marsch, marsch!" dabei wies er mit der Hand nach der halb offenen Thür, worin zwei Kosaken standen, die nur auf den Befehl ihres Herrn zu warten schienen, um die Entfernung des Beutlermeisters zu beschleunigen.

„Ew. kaiserliche Hoheit," hob dieser jetzt an, „werden gnädigst verzeihen; aber es ist mir völlig unmöglich. Vielleicht," setzte er in etwas gereiztem Tone hinzu,

„kann Ihnen ein anderer Meister besser dienen; allein ich bezweifle ....."

Der Großfürst ließ den Beutler gar nicht ausreden. „Unerträglicher Schurke!" schrie er ihm zu, indem er ihm mit hastigen Schritten näher trat, „fahr' zum Teufel! — Holla, Iwan, gib ihm funfzig und wirf den Hund auf die Straße!" Damit schleuderte Constantin den armen Handwerker, welchen er bei einem Ohre gepackt hatte, seinen herbeieilenden Kosaken in die Arme, die denn auch das Gebot ihres Herrn sofort erfüllten.

So etwas war in Berlin noch nie dagewesen; das humane Königshaus hatte jedem Preußen die Ueberzeugung gegeben, daß ein solcher Grad von Despotismus in den preußischen Staaten geradezu eine Unmöglichkeit sei. Allein der Thäter stand zu hoch, als daß die preußische Politik erlaubt hätte, ihn gebührend zur Strafe zu ziehen. Eine Geldentschädigung, wozu sich der Großfürst herbeiließ, konnte allerdings für solche Schmach nicht als Entschädigung gelten.

Alles Frühere aber übertraf ein Vorfall auf einer andern Reise nach Deutschland. Der Großfürst fuhr mit Extrapost auf einer Chaussée in der Nähe des Eckartsberges. Gewohnt äußerst schnell zu fahren, wurde Constantin höchst unwillig, als der Postillon wegen der unebenen und schlechten Beschaffenheit der Landstraße eine Strecke im Schritt fuhr. Da der Berg, an welchem

sich diese ausgefahrene Straße ziemlich steil hinaufwand, sehr hoch war, so wurde der Großfürst ungeduldig. Er riß ein Pistol aus der Seitentasche des Wagens, spannte den Hahn und drohte dem Postillon, wenn er nicht augenblicklich schneller fahre. Da dieses hier wohl nicht möglich war, so gerieth der Großfürst in äußersten Zorn; das Pistol ging los — absichtlich oder zufällig, wagen wir nicht zu behaupten — aber er traf nur zu gut. Der Postillon, von der Kugel im Kopf getroffen, stürzte tödtlich verwundet vom Pferde und überlebte diese russische Barbarei nur wenige Minuten.

Durch dieses Ereigniß wurde der beabsichtigte Aufenthalt des Großfürsten am Hofe zu Weimar bedeutend abgekürzt und der gerechte König Friedrich Wilhelm III. ließ ihn seinen Unwillen fühlen. — Das war aber auch alle Strafe, die den fürstlichen Mörder im fremden Lande traf.

Constantin bewies dadurch, wie tief er sich den Grundsatz seines Vaters Paul eingeprägt hatte, der einst gegen seine Söhne, als die Rede auf die französische Revolution gekommen war, es aussprach: „Da habt Ihr an den blutigen Scenen in Frankreich den Beweis, daß man die Menschen wie Hunde behandeln muß, um sie im Zaume zu halten.“

9.

Constantin's Nichtachtung des Menschenlebens.

Wie gut sich Constantin diese Lehre gemerkt hatte, und wie gering er jedes Menschenleben, außer dem seinigen, achtete, bewies er durch nachstehenden Vorfall, bald nach seiner Rückkehr von seiner ersten Reise in Deutschland.

Es war an einem Augustmorgen, als der Großfürst, auf seinem Lustschlosse bei Petersburg residirend, einige Gewehre und dabei eine besonders schöne Büchse erhielt, die er vor einiger Zeit bestellt hatte. Er ließ sogleich seinen Leibjäger kommen, der die Gewehre laden mußte. Nun fing er an zum Fenster hinaus nach irgend einem Ziele zu schießen, das ihm von da auffiel. Als die schöne Büchse an die Reihe kam, sah er sich nach einem entfernteren Ziele um. Unglücklicher Weise sah er in großer Entfernung eine mit Jäten beschäftigte Frau in einem Garten gebückt stehen und ihm die Kehrseite ihres Körpers zuwenden. Ein solches Ziel gefunden zu haben, belustigte ihn selbst. Lachend sagte er: „Na, die soll sich einmal wundern.“ Er legte an und traf leider nur zu gut; denn die Frau stürzte mit Jammergeschrei zu Boden. — Kaltblütig gab er das Gewehr zurück und sagte: „Hätte ich doch nicht gedacht, daß die Büchse so weit tragen würde; aber es ist gut so.“

Das arme Weib starb bald darauf, und ihre Angehörigen wurden mit einer Pension begnadigt, und das nannten noch seine Schmeichler: „eine edle Handlung."

10.

Constantin's Barbarei und Despotismus in Polen.

Nachdem Alexander im Pariser Frieden zum Nachtheil von ganz Europa das Großherzogthum Warschau erworben hatte, unter der Bedingung, es als ein constitutionelles Königreich unter seinem Scepter zu verwalten, übergab er es seinem Bruder Constantin, der dagegen auf die Thronfolge verzichtete, als Statthalter von Polen. Nun hatte Constantin, was ihm bisher noch fehlte, um ein Despot ganz ähnlich seinem Vater zu werden, ein Volk, daß er ganz nach Laune und Belieben knechten und tyrannisiren konnte. Aber dieses Volk war keine servile, kriechende Sclaven-Nation, sondern mit vollem Freiheitsgefühl begabt. Und da Beschwerden gegen seinen maßlosen Despotismus, gegen den Umsturz der Verfassung und seine launige, rohe Willkür am Czarenthron nicht Eingang fanden, so kam es zu der denkwürdigen Revolution, die anfangs mit so vieler Hingebung und patriotischer Tapferkeit geführt, endlich an der Verrätherei eines erkauften Führers im Freiheitskriege, Krukowiecky, so schmachvoll zu Grunde

ging. Einige der Züge seiner zügellosen Rohheiten, die er in Warschau verübte, mitzutheilen, gehört recht eigentlich in die Reihe der russischen Hofgeschichten.

Geben wir folgende:

Constantin begann seine Herrschaft in Warschau mit Verordnungen, wie sie sein Vater in Petersburg getroffen, Alexander aber gleich nach seiner Thronbesteigung wieder aufgehoben hatte. Dahin gehörte u. a. die Art der Ehrenbezeugungen gegen seine Person, welche er von Polen und Russen in Warschau verlangte, und die Sucht, Alles im Militär, wie im Civilstande, nach seiner Normalform zu modeln.

Unbedingter Gehorsam war das Haupterforderniß, um vor den Augen des Großfürsten Gnade zu finden. Wehe dem, der an den Bestimmungen des Gewaltigen zu mäkeln wagte.

Bei den ewigen Exercierübungen, welche im Laufe des Sommers vor dem Großfürsten täglich stattfanden, begab es sich eines Tages, daß er ein Bataillon Jäger im Paradeschritt gegen die Ufer der Weichsel anrücken ließ. Der Führer der Truppe war am äußersten Ende des Flusses angelangt. Drei bis vier Schritt noch und seine Leute mußten Halt machen, oder ihn nöthigen, in das sandige Flußbette hinabzusteigen. Gleichwohl hemmte kein Commandowort von Seiten des Großfürsten den

Marsch der Truppen. Der Obrist, dadurch in die äußerste Verlegenheit gesetzt, glaubte, der Großfürst habe seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin gerichtet und commandirte, am Rande des Flusses angekommen, „Halt!“ —

Kaum aber steht die Colonne, so sprengt der Großfürst ganz wüthend heran und fragt fluchend: wer der Colonne zu stehen befohlen? und als der Bataillonschef schweigend auf die nahen, hier grade seichten Ufer der Weichsel weis't, erschallt sogleich das Commandowort zur Fortsetzung des Marsches. So müssen denn die Truppen mit ihrem Bataillonschef in die Weichsel rücken, und erst als ein Theil derselben bis unter die Arme im Wasser marschirte, wurde Befehl gegeben, den Rückmarsch anzutreten. — Der Bataillonschef kam zudem in Arrest und konnte sehr zufrieden sein, ohne Degradation davon gekommen zu sein.

Ein Seitenstück dazu liefert folgende Tyrannei, nur daß dies noch greller hervortritt. — Während der Wachparade, die für Constantin, wie für seinen Vater Paul, die Hauptaufgabe seines Lebens war, wurde dem Großfürsten in Warschau ein Chirurg vorgestellt, der Dienste unter der schirmenden Huld Sr. kaiserl. Hoheit zu nehmen wünschte. Es war ein junger Deutscher, den die Furcht vor den polizeilichen Demagogenrächern

nach Polen verschlagen hatte. Der Großfürst, der durch seine Spione von Allem unterrichtet war, kannte seine früheren Verhältnisse und wußte, was ihn nach Warschau getrieben hatte. Zum Unglück war er noch dazu übler Laune. Ein für völlig einexerciert geltender Soldat hatte den Daumen falsch, gegen die Vorschrift des Exercierreglements bei dem Präsentiren des Gewehres angelegt, und noch hatte der Zorn des Herrn nicht die exemplarische Strafe ausgesprochen, die ein so entsetzliches Vergehen verdiente. In diesem Augenblick war es, als ihm der erwähnte, schon früher bezeichnete Chirurg vorgestellt wurde. Dieser hatte Namen und Geburtsort verändert. Das war jedenfalls schon verrathen.

Nachdem der Großfürst sein Anliegen angehört und nicht ein Wort darauf erwidert hatte, fragte er den Chirurg barsch: „Hast Du Dein Handwerkszeug bei Dir?" „Ja, kaiserliche Hoheit." Darauf mußte der Soldat, dessen Daumen des Großfürsten tiefen Unwillen auf sich geladen hatte, aus dem Gliede treten und Constantin befahl dem Chirurgen, sofort das vordere Glied des rebellischen Fingers abzulösen.

Vergebens wendete der deutsche Wundarzt ein, daß der Finger vollkommen gesund sei; Flüche und Drohungen belehrten ihn aber, daß er zu gehorchen habe, wenn ihm sein eigenes Leben lieb sei. Der arme Soldat hielt schweigend seinen Daumen hin, ohne ein Zeichen

von Schmerz zu geben. Vielleicht tröstete er sich damit, — was der Großfürst wohl nicht bedacht haben mochte — daß er dadurch vom Soldatenstande befreit werden müsse.

Der Großfürst ertheilte dem Wundarzt Lobsprüche über seine Geschicklichkeit; dann aber fügte er hinzu: „Du hast die schwerste Strafe verdient; denn Du hast mich betrogen; Du bist ein Demagog, ein Jacobiner, danke es Deiner Geschicklichkeit, daß ich Dich nur nach Sibirien schicke und mit härterer Strafe verschone. Marsch, fort!“

Ein Wink mit der Hand machte den Flüchtling auf einige Kosacken aufmerksam, die mit einer Kibitke in der Nähe hielten. Sie bemächtigen sich seiner Person, nöthigten ihn das Fuhrwerk zu besteigen, und traten die Reise vom sächsischen Platze in Warschau nach Sibirien sofort mit ihm an.

Mitunter nahmen solche Aeußerungen des Despotismus, da sie eigentlich nichts waren, als augenblickliche Eingebungen der üblen Laune eines Barbarenfürsten, auch einen milderen Charakter an. So flüsterte einst in einer glänzenden Gesellschaft, als der Großfürst mit übertriebenen Lobsprüchen die Herrlichkeiten Moskau's und besonders des dortigen Gouvernements-Palastes schilderte, ein polnischer Officier seinem Nachbar in's Ohr: „Das nenn' ich den Mund voll nehmen!“

Da es in vornehmen Häusern, selbst unter den Damen Spione gab, so wurde schon am folgenden Morgen diese von einem aufwartenden Lakai gehörte Aeußerung dem Großfürsten hinterbracht. Bei der Wachparade ließ er den verwegenen Officier vortreten, hielt ihm seine Aeußerung vor und befahl: „Du sollst augenblicklich und auf eigene Kosten nach Moskau reisen und Dich überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Dann erwarte ich darüber Rapport von Dir."

Bei einem so launenhaften Fürsten war es nicht zu verwundern, wenn er sich einmal mit einer Art von Großmuth benahm. So ereignete sich einmal, daß ihm hinterbracht wurde, der französische Schauspieler von der dortigen Schauspielergesellschaft, Levaillant, habe in einem Privatzirkel gesagt: „Ich hoffe, Constantin wird einst dasselbe Loos haben wie der Herzog Berry." (Dieser wurde bekanntlich beim Ausgange aus dem Schauspielhause ermordet.)

Levaillant wurde vorgefordert. Der Franzose war kühn genug, seine Worte in Gegenwart des Großfürsten zu wiederholen und fügte hinzu: „Ich bin fest überzeugt, so wird es kommen, wenn Ew. kaiserl. Hoheit sich nicht entschließen werden eine menschenfreundlichere Regierung zu führen."

Constantin war davon überrascht. Zugleich gefiel ihm der Muth des Franzosen, der ihm Dinge sagte, die ihm noch niemals ein Mensch zu sagen gewagt hatte. Er sah das an für eine Warnung, die er beachtet haben würde, hätte sein roher Charakter irgend eine Milderung seines Benehmens zugelassen und schenkte dem Franzosen 100 Dukaten mit der Weisung, Warschau binnen 24 Stunden zu verlassen.

11.

Das Dessert von Talglichtern.

Nicht selten fiel das despotische Spiel der oft kindischen Launen des Großfürsten in's Lächerliche. Eines Abends, noch vor seiner zweiten Vermählung, hatte er unter Anderen mehrere vornehme Polen zum Souper eingeladen. Das Mahl war vortrefflich, aber vortrefflicher noch waren die Weine und Liqueure, denen tüchtig zugesprochen wurde. Wie gewöhnlich trank der Großfürst mehr wie jeder Andere, und war gegen Ende der Tafel ziemlich berauscht, woran vorzüglich der Branntwein Schuld war, den er mit dem Wein gemischt trank.

Als schon die Gesellschaft jeden Augenblick das Zeichen zum Aufstehen erwartete, wurde auf einen Wink des erhabenen Wirths einem jeden der Tischgenossen ein

Talglicht vorgesetzt, auch ihm selbst, und mit lallender Zunge forderte er Alle ohne Unterschied auf, das Licht mit dem Docht augenblicklich zu verzehren. „Ich selbst," fuhr er fort und griff nach seinem Lichte, „schließe mich nicht aus. Wehe dem, der es mir nicht gleich thut, er soll Zeit seines Lebens kein Licht mehr sehen, wie das seiner verschmähten Kerze."

Einige anwesende Russen bissen sogleich herzhaft in die ungewöhnliche Kost. Zaudernd dagegen ergriffen die Polen das ekelhafte Dessert, um sich zu überzeugen, daß hier kein Scherz, keine Täuschung stattfinde. Allein es war richtiger russischer Talg und der Docht reine Baumwolle. Das sollte verzehrt werden. Aber der Großfürst wiederholte fluchend seinen Befehl und führte, um Allen mit seinem Beispiel voranzugehen, sein Licht zum Munde und biß herzhaft hinein.

Doch augenblicklich verzerrten sich seine, ohnehin schon widerwärtigen Gesichtszüge. Seine Blicke musterten zornfunkelnd die ganze Gesellschaft und schienen Tod und Verderben zu drohen Jedem, der nur einen Augenblick zögern würde, die entsetzliche Kost zu verschlingen. Alle fügten sich dem Unvermeidlichen; und die Talglichter verschwanden unter Würgen und Gesichtsverzerrungen.

Schweigend und mit einer gewissen Schadenfreude auf seinen von Wein und Branntwein stark gerötheten Gesichtszügen hatte der Großfürst die Anstrengungen

der Tafelrunde, seinen Befehlen zu genügen, beobachtet; plötzlich aber sprang er wüthend auf, riß den Säbel aus der Scheide und wollte den Diener, der diese Lichter herumgegeben hatte, in Stücken hauen. Da Keiner der Anwesenden den Grund von diesem Wuthanfall ahnete, so bemühten sich Alle, den Bedrohten zu retten, was auch durch schleunigste Entfernung desselben gelang.

„Dreihundert Knutenhiebe dem Schurken" rief der betrunkene Cäsarowitsch seinem Adjutanten zu und verließ dann die Gesellschaft.

Der Grund dieser Wuth klärte sich erst später auf. Constantin hatte im rohen Scherz einem Diener befohlen, der ganzen Gesellschaft ächte Talglichter zu geben, — ihm selbst aber ein aus Marzipan täuschend nachgemachtes. Doch der unglückliche Lakay hatte dieses verwechselt, mit der wohlschmeckenden Kerze einen der Gäste beglückt und dem Großfürsten ein ächtes Talglicht gegeben, ein Versehen, das dieser erst bemerkte, als er herzhaft hineinbeißend den widerlichen Geschmack empfand.

12.

Spioniren und Demagogenriecherei Constantin's in Polen. Der französische Obrist May. Spioniren im Ausland. Entführung eines Arztes aus Dresden.

In Warschau gab es damals kein Haus ohne Spion. Ja es war kaum eine Versammlung von

fünf Personen möglich, ohne daß nicht wenigstens der Eine ein Spion war und jede bedenkliche Aeußerung eines Andern an hoher Stelle denuncirte, um dafür ein Goldstück oder auch nur einen Rubel zu empfangen. — Ja es ereignete sich sogar, daß zwei Spione, ohne sich gegenseitig als solche zu kennen, einander ausforschten und zu bedenklichen Aeußerungen verleiteten, die sie alsdann veranlaßten sich gegenseitig zu denunciren, was dem Großfürsten zu nicht geringer Belustigung gereichte.

Besonders aber war derselbe mißtrauisch gegen Fremde, die aus Frankreich kamen. In jedem solchen Reisenden sah er einen Demagogen oder Jacobiner, und ein solcher Verdacht genügte oft, um einen solchen unberufenen Reisenden nach Sibirien zu expediren.

Die über ganz Rußland ausgebreitete Spionage streckte ihre Fühlhörner über ganz Europa aus. Sie hörte was an den Ufern der Seine, an der Spree, an der Pleiße und Elbe gesprochen wurde, oft in den vertrautesten Kreisen und berichtete es mit Blitzesschnelle an ihre Chefs. Wer sich daher nach Rußland begab, war immer schon an der Gränze nach seinem Charakter und seinen Gesinnungen signalisirt.

Am meisten war der Verdacht des Großfürsten und seiner Polizei rege gegen alle Franzosen, die von vorn herein für Empörer, Jacobiner und Demagogen gehalten wurden. Von dem Augenblick an, wo sie die pol-

nische Gränze überschritten, wurden sie auf Tritt und Schritt von Polizeispionen verfolgt. Es galt dabei kein Unterschied der Personen oder des Standes. Und selbst das Betreten des russischen Gebiets wurde den Franzosen schwer gemacht. Der russische Gesandte in Paris, Pozzo di Borgo, visirte daher keinen Paß nach Polen oder Rußland, wäre es auch der eines gewöhnlichen Handelsreisenden, ehe seine Spione den Eigenthümer desselben nicht wochenlang beobachtet hatten.

Mit dieser allgemeinen Vorsicht, womit man Personen von liberalen Grundsätzen fern von dem Boden der Autokratie zu halten suchte, war auch eine besondere mißtrauische Aufmerksamkeit gegen alle Militärs verbunden, in denen man für das Eldorado der Knute die gefährlichsten Ruhestörer sehen wollte. Solchen Personen um jeden Preis den Weg nach Warschau und Petersburg zu verleiden, das waren die fortwährenden Instructionen an die russischen Agenten.

Nachstehend erzählter Vorfall gibt dazu einen auffallenden Beleg, zugleich auch davon, daß sich dieser Despot nicht selten imponiren ließ durch eine mit Entschiedenheit gegen ihn auftretende Persönlichkeit.

Der französische Obrist May wollte im Jahre 1822 in einer wichtigen Privatangelegenheit eine Reise über Warschau nach Moskau und Petersburg machen.

Nachdem er sich bei dem Präfecten und dem Minister des Auswärtigen in Paris mit den nothwendigen Pässen und Legitimationen versehen hatte, fehlte, um seine Reise antreten zu können, nur noch das Visum der russischen Gesandtschaft. Um dasselbe zu erhalten, begab sich der Obrist in die betreffende Gesandtschaftskanzlei und überreichte seinen Paß, der mit dem Versprechen angenommen wurde, ihm denselben visirt wieder zuzustellen.

Der Obrist wartete acht Tage vergebens auf die Rücksendung des Passes und begab sich alsdann wieder in die Kanzlei, um seine Angelegenheiten wieder in Erinnerung zu bringen. Der erste Gesandtschaftssecretär war dieses Mal anwesend und hörte das Verlangen des Obristen mit freundlicher Theilnahme an. Er versicherte ihm, man werde seine Wünsche ihm in der Kürze erfüllen, und plauderte ganz gemüthlich mit dem Obristen über den Zweck seiner Reise und dergleichen mehr. Dabei benahm er sich mit so vieler Gewandtheit, daß er den Franzosen vollkommen über seine Verhältnisse und Verbindungen ausfragte, ohne daß dieser es bemerkte. Da der Obrist die Ueberzeugung hatte, daß kein Grund vorliegen könne, ihm die Reise nach Rußland zu verweigern, zumal da Rußland mit Frankreich im Frieden sei und in seinem bisherigen Benehmen kein Zweifel an der Loyalität seiner Gesinnung zu finden

sei, so wies er noch darauf hin und empfahl sich im Vertrauen auf baldige Gewährung seiner Bitte.

Im Laufe des Gesprächs aber hatte der Obrist May erzählt, daß er im Jahre 1812 in Rußland gewesen sei und zu den Ueberbleibseln der großen Armee gehöre, die damals Napoleon gegen den Norden geführt habe.

„Sie haben von Glück zu sagen," erwiderte der Secretär, daß Sie damals so gut weggekommen sind. Jetzt werden Sie mein Vaterland mit andern Augen betrachten und mit angenehmeren Erinnerungen verlassen, wenn Sie Ihre Rückreise nach Ihrem schönen Frankreich wieder antreten werden. — Napoleon's gränzenloser Ehrgeiz allein hat uns auf kurze Zeit zu Feinden gemacht und mit offenen Armen wird man Sie in dem so schnell wieder auferstandenen Moskau empfangen, dessen Flammen einst die Gränzmarken Ihrer Siege bezeichneten."

Ganz eingenommen von der Artigkeit des russischen Legationssecretärs, empfahl ihm der Obrist nochmals seinen Paß, da die Beschleunigung seiner Reise für ihn von großer Wichtigkeit sei. Er entfernte sich mit der Hoffnung, Paris in einigen Tagen verlassen zu können.

Es vergingen jedoch wieder acht Tage und da der Obrist das Visum und seinen Paß immer noch nicht erhielt, so begab er sich nochmals auf die Gesandt-

schaftskanzlei, wo man ihn zum folgenden, dann zum nächsten Tage vertröstete, ohne daß er die Erfüllung seiner Wünsche erlangen konnte.

Vergeblich suchte der Obrist den Grund dieser Zögerungen zu ermitteln. Seine Ungeduld ließ ihm endlich keine Wahl, als sich noch einmal an den Legationssecretär, der sich gegen ihn so artig und zuvorkommend bewiesen hatte, zu wenden, um womöglich Aufschluß über dieses räthselhafte Benehmen zu erlangen. Allein dieser artige Höfling war für den Obrist nicht mehr zu sprechen. Dagegen überreichte ihm ein Kanzleischreiber seinen unvisirten Paß, mit dem Bemerken: „Seine Excellenz sei nicht im Stande den Wünschen des Herrn Obristen zu genügen, da ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers allen alten Militärs den Eintritt in das russische Reich ausdrücklich verbiete."

Der Obrist hatte bisher ein Hinderniß dieser Art unmöglich gehalten und daher alle Vorkehrungen zu seiner, auf die Dauer eines Jahres berechneten Reise getroffen. Das Aufgeben dieser Reise würde ihm den beträchtlichsten Schaden am Vermögen zugezogen haben, und so faßte er denn den allerdings sehr gewagten Entschluß, dennoch auch ohne Paßvisum abzureisen und führte auch diesen Entschluß mit der ihm eigenen Entschlossenheit aus.

Ohne das mindeste Hinderniß erreichte er die russische

Gränze. Diese aber hatte er kaum überschritten, als man ihm einen Specialbefehl vorzeigte, wodurch ihm jede Fortsetzung seiner Reise untersagt wurde.

Alle Vorstellungen dagegen waren vergebens. Schon wollte der Obrist wieder umkehren, als er versuchte sich dem Aufsichtsbeamten als Freimaurer zu erkennen zu geben. Das half über alles Erwarten. Der Gränzbeamte erkannte in ihm einen Bundesbruder und genehmigte seine Weiterreise. „Allein," fügte er hinzu, „ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit, da mein Unglück entschieden sein würde, wenn die Entdeckung meiner Nachsicht erfolgen sollte."

Er versprach die strengste Verschwiegenheit und reiste voll Erwartung weiter. Nicht weit von Warschau wurde sein Wagen von einem betrunkenen Postillon umgeworfen. Da er aber mit einigen Verletzungen der Hände und des Gesichts davon kam, so war ihm dieser Unfall ganz lieb, da er nun vorgeben konnte, dabei seine Brieftasche mit seinem Paß verloren zu haben.

Wie alle Reisenden, mit Ausnahme der Handelsreisenden, so erhielt auch der Obrist am Tage nach seiner Ankunft den Befehl, sich dem Großfürsten vorzustellen. Er mußte natürlich gehorchen und gab auf vorhergegangenes Befragen die ausgedachte Geschichte mit dem, bei dem Umsturz des Wagens verlorenen Paß zum Besten. Irgend ein Umstand in dieser Erzählung

mußte aber das Mißtrauen Constantin's rege gemacht haben; denn er äußerte, als der Obrist mit seiner Erzählung fertig war: „Da ist noch etwas dahinter verborgen. Begeben Sie sich nach Ihrem Gasthof; ich werde Erkundigungen über Sie einziehen, ob Ihre Papiere an der Gränze in Ordnung waren." Damit entließ er den betroffenen Reisenden, dem anfing für seinen Bundesbruder Bange zu werden.

In dieser Verlegenheit wendete er sich an den französischen Geschäftsträger in Warschau, den Obristen Grafen von Hedouville und bat ihn, sich seiner durch Vermittlung anzunehmen. Der Graf gab ihm die Versicherung, er werde bis morgen mit leichter Mühe Alles beseitigen, was seiner Reise noch etwa im Wege stehe, und sich selbst für seine Person beim Großfürsten verbürgen.

Um dem Geschäftsträger die Ueberzeugung zu geben, daß er nicht bei Nacht und Nebel aus Frankreich entwichen sei, übergab er ihm seinen Paß und erzählte ihm den Verfolg, nachdem der Graf die Versicherung gegeben hatte, über den Punkt des Ueberschreitens der Gränze Polens das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten.

„Seien Sie außer Sorgen," versicherte der Chargé d'affaires, „es wäre völlig überflüssig, wenn ich nur eine Silbe von dem verrathen wollte, was Sie mir vertraut haben, da schon meine Verantwortlichkeit genügte, alle

Schwierigkeiten zu beseitigen. Den Großfürsten werde ich heute noch sprechen und schon morgen wird es nur von Ihnen abhängen, wann Sie Ihre Reise nach Moskau fortsetzen wollen."

Beruhigt verließ der Obrist den Grafen und kehrte in sein Logis zurück. Dort packte er seine Sachen ein zur Weiterreise, so groß war sein Vertrauen auf die Zusicherungen des Geschäftsträgers.

Um nun den letzten Abend in Warschau noch angenehm hinzubringen, ging er in das Schauspielhaus und war eben im Begriff in der heitersten Stimmung in sein Gasthaus zurückzukehren, als ihm ein Unbekannter an der Straßenecke entgegentrat und ihm sehr eilig in französischer Sprache zuflüsterte: „Machen Sie, daß Sie in den Gasthof kommen, man wartet dort auf Sie, um Sie zu arretiren; es ist besser, wenn dieses im Hause, als auf der Straße geschieht."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so bog der Unbekannte um die Ecke und verschwand, ehe der erstaunte Obrist auch nur ein Wort an ihn richten konnte, um näheren Aufschluß von ihm zu erlangen.

Er setzte nun eiligst seinen Weg fort und fand in seinem Logis den Platzcommandanten und einen Hauptmann Malinowsky, die den Auftrag hatten, sich seiner Person und Papiere zu versichern. Dabei benahmen sie sich jedoch mit einer wahrhaft freundschaftlichen Artig-

keit. Sie erinnerten ihn sogar daran, wenn er etwa bedenkliche Papiere hätte, diese zu verbrennen, denn hier könne das Unschuldigste gefährlich werden. Dabei versicherten sie den alten Militär, der ein imponirendes und gewinnendes Aussehen hatte, ihrer wärmsten Theilnahme.

Max dankte ihnen für ihre Güte, betheuerte aber zugleich, daß man ihm zu viel Wichtigkeit beilege, „denn“ fuhr er fort, „es führen mich in der That nur persönliche Privatinteressen in dieses Land, dessen Beherrscher von mir nicht das Geringste zu befürchten hat. Hier haben Sie meine Schlüssel zu meinem Reisekoffer. Legen Sie dem Großfürsten Alles vor, was er enthält; ich glaube nicht, daß ich von seiner Gerechtigkeit die geringste Unannehmlichkeit zu besorgen habe.“

Der Wagen des Platzcommandanten brachte den Arrestanten und seine Begleiter in die Wohnung des Erstern. Tages darauf wurde der Gefangene nach der Wachtparade zum Großfürsten in das Belvedère geführt.

Schon vorher hatten ihm die Polen allerlei Rathschläge gegeben, wie er sich dem Cäsarowitsch gegenüber zu benehmen habe. Sie wiederholten jetzt ihre Rathschläge dringender.

„Lassen Sie sich,“ hieß es, „vom Zorn des Fürsten nicht irre machen. Er ist gewöhnlich heftig, nicht selten brutal. Beleidigt er Sie anfangs, so halten Sie um des Himmels Willen an sich, er erträgt kein Wider-

streben und in diesem Fall vergißt er sich ganz und gar."

„Sollte es möglich sein, daß er nach mir schlüge?" fragte der Obrist, indem ihm das Blut in's Gesicht stieg. Die Polen zuckten die Achseln und der Obrist Max, ein alter Krieger und entschlossener Mann, nahm sich vor, die Ehre seines Standes und seines Vaterlandes zu rächen und in solchem Falle dem Großfürsten an das Leben zu gehen und dann sich selbst zu tödten. Zum Glück hatte er ein Paar geladene Pistolen in der Brusttasche seines Rockes, die man bei seiner Entwaffnung nicht gefunden hatte.

Von diesem Augenblick an wurde auf der ganzen Fahrt kein Wort weiter gewechselt. In dieser Stimmung kam er im Belvedère, dem Residenzschlosse des Großfürsten, an. Dieser empfing ihn mit dem zornigen Zuruf: „Sieh da, Herr Schwätzer! wußten Sie noch nicht, daß jede Lüge an den Tag kommt? und daß man tausend neue Lügen machen muß, um eine zu verdecken?"

„Erlauben Ew. Hoheit, daß ich mich zu rechtfertigen suche," entgegnete der Obrist mit bescheidener Festigkeit.

„Um mich auf's neue zu belügen."

„Um Ew. Hoheit die Wahrheit zu sagen; denn nunmehr müßte ich es mir als Schande anrechnen, wenn ich nicht den Muth hätte, sie auszusprechen."

„Beschränken Sie sich darauf zu antworten, wenn Sie gefragt werden, und geben Sie Ihre Meinung auf, daß Sie mich täuschen könnten. Also erstens: Weshalb hat unser Gesandter in Paris Ihren Paß nicht beglaubigt? — weil Sie ein Carbonari sind."

„Ew. Hoheit entschuldigen — weil ich ein alter Militär bin."

„Da haben wir es! — Ein mit der neuen Ordnung der Dinge Unzufriedener. — Ein Liberaler, ein Empörer, wie sie in Frankreich zu Tausenden zu finden sind. Diese Art Leute kommt nur zu uns, um den giftigen Samen auszustreuen; allein wir wollen ihm das Aufgehen vertreiben."

„Ew. Hoheit irren in Bezug auf meine Person," entgegnete der Franzose mit fester Stimme und seine polnischen Begleiter fingen schon an für ihn zu fürchten. „Ich habe einzig und allein die Reise nach Moskau angetreten," sprach er, „um meine persönlichen Angelegenheiten zu betreiben. Es ist mir dabei weder in den Sinn gekommen, die Regierung des russischen Reichs zu einem Gegenstand des Tadels zu machen, noch sie zu preisen. Da alle russischen Unterthanen in Frankreich ungehindert reisen und wohnen können, wie ihnen beliebt, so hegte ich keinen Augenblick Zweifel, daß man die Bürger Frankreichs in Rußland dieselben Rechte genießen lassen werde."

„Und darauf hin glaubten Sie mit einem Passe reisen zu können; denn das Visum unseres Gesandten fehlt?"

„Ich war der Meinung, daß Ihr Gesandter seine Instruction überschritten habe, als er mir dieses Visum verweigerte, und erwartete jetzt Gerechtigkeit von Ew. kaiserl. Hoheit, aber keine Verfolgung."

Den Polen wurde immer mehr bange für den kühnen Franzosen; aber der Großfürst war zufällig bei guter Laune, so daß er ruhig hinnahm, was ein anderes Mal seinen höchsten Zorn erregt haben würde. Er ließ sich jetzt die Briefschaften des Obristen vorlegen, erbrach und durchsuchte sie bei einer Cigarre und las, was ihm gerade beliebte. Nachdem er sich einige Zeit damit beschäftigt hatte, schob er den durchgesehenen Stoß bei Seite und sagte: „das verschafft mir kein Licht; daraus kann ich nichts ersehen. Ich muß schlechterdings andere Aufklärung haben." Darauf gab er Befehl, den Obrist May bis auf Weiteres im Hause des Platzcommandanten zu verwahren.

Hier mußte der Obrist noch fünf volle Wochen zubringen. Indeß hatte der Großfürst mildere Befehle in Hinsicht seiner Verwahrung gegeben und hatte freigebig für seine anständige Verpflegung gesorgt. Zwei Unterofficiere der Veteranen waren zu seiner Bedienung commandirt und dann durfte er in Begleitung des Haupt-

manns Malinowsky das Schauspiel und das Bad besuchen. Mit der Dauer dieser Ausflüge nahm es der Hauptmann nicht so genau. In so weit hätte der Obrist zufrieden sein können; allein in der Ungewißheit der Lage, worin er sich befand, die Widerrechtlichkeit seiner Freiheitsbeschränkung und das Versäumen seiner so dringenden Angelegenheiten machten ihm diese Verzögerung zur wahren Pein.

Nach Verlauf von fünf Wochen waren endlich die so dringend verlangten nähern Nachweisungen über die Verhältnisse des Obristen May in Warschau angelangt. Sonderbar genug waren sie aber durchaus unrichtig. Man behauptete, er habe sich mit zwei andern Officieren außer Dienst im Bureau der Gesandtschaft eingefunden und Pässe nach Odessa für sich und seine Begleiter gefordert, um von da weiter nach Griechenland zu gehen. Da ihre Absichten aber nicht mehr deutlich gewesen, und ihre Gesinnungen übrigens nicht die besten wären, so habe man ihrem Anliegen nicht willfahren können.

Sobald der Großfürst diese Depeschen aus Paris empfangen hatte, ließ er den Gefangenen vor sich kommen. Zornig eröffnete er ihm das Ergebniß seiner Erkundigungen. „Hören Sie jetzt," herrschte er ihn an, „was man über Sie berichtet. Es kostete viele Mühe, um mit Ihnen hinter die Wahrheit zu kommen."

„Ew. Hoheit erlauben,“ erwiderte der Obrist, „daß ich bei meiner Erklärung verbleibe. Ihren Gesandten scheint ein Gedächtnißfehler oder sonst ein Irrthum zu einer Verwechselung meiner Person verleitet zu haben.“

„Nichts weniger als das,“ unterbrach ihn der Großfürst im heftigsten Tone, „bei unserer Verwaltung geht Alles in der besten Ordnung; man verwechselt Sie keineswegs und irrt sich nicht über Sie. Mich aber wollen Sie hintergehen, doch fürchten Sie, daß ich Ihre Pläne durchschaue und daß meine Geduld zu Ende geht.“

„Ew. Hoheit können versichert sein, daß ich in Allem die reine Wahrheit gesagt, also nichts zu befürchten habe von Ihrer Gerechtigkeit.“

„Es wird sich finden, ob Sie nicht dennoch Freimaurer, Jacobiner, Carbonari oder Agent irgend einer geheimen Gesellschaft sind.“

„Ich bin nur mein eigener Agent,“ betheuerte der Obrist sehr ernst, „und glaube nicht, daß man mir in Warschau ein solches Geständniß abnöthigen werde.“

„Was sagen Sie?“ brauste Constantin auf, „trauen Sie mir etwa dergleichen zu? halten Sie mich etwa für einen Inquisitor? — Nur hinter die Wahrheit will ich kommen! Und hinter die Wahrheit muß ich kommen. Haben Sie das verstanden? bevor Sie ihre Reise fortsetzen können, muß ich noch einmal nach Paris schreiben.“

Das war dem Obrist zu viel — noch fünf Wochen länger in dieser beschränkten Rast; er wagte daher in ziemlich determinirten Worten dem Großfürsten zu erklären, daß er nicht länger zu warten gesonnen sei.

„Ich bin," fuhr er fort, „dieser nutzlosen Untersuchungen und Verzögerungen müde; warum sollte ich mich länger dazu drängen ein Land zu bewohnen, das Ihrem absoluten Willen unterthänig ist. Erlauben Sie mir, mich in mein schönes Vaterland zurückzubegeben. Ich habe es nicht als Flüchtling verlassen und brauche nicht zu zagen, seine Gränzen wieder zu betreten. Nur mit neuem Vergnügen werde ich es thun, seitdem ich im Stande bin Vergleiche anzustellen."

„Mir aus den Augen, Unverschämter! — Marsch! Marsch!" — rief der Großfürst im höchsten Zorn, und die Polen hielten den freimüthigen Franzosen schon für verloren. — „Herr Platzcommandant! lassen Sie den Menschen durch Gensd'armen noch heute über die Gränze bringen." — Auch die Polen hielten die Entfernung des Reisenden für das Beste, um den noch roheren Ausbrüchen des fürstlichen Zornes zu entgehen.

Da es vergeblich gewesen wäre, den Schutz des französischen Geschäftsträgers anzurufen, nachdem er sich überzeugt gehabt, daß derselbe falsch und hinterlistig gegen ihn gehandelt habe, so blieb kein Mittel übrig,

dem großfürstlichen Befehl auch nur den geringsten Aufschub entgegenzusetzen. Und so wurde der Obrist noch an demselben Tage in Begleitung eines Unterofficiers nach der Gränze abgefertigt.

Als er daselbst bei dem Gouverneur von Kalisch angekommen war und ihm seine Erfahrungen, die er in Polen gemacht hatte, mittheilte, wünschte der Gouverneur ihm Glück, daß er noch leicht davon gekommen sei. „Himmel!“ rief dieser aus, „wie würde es einem meiner unglücklichen Landsleute ergangen sein, wenn er sich unterstanden hätte, eine solche Sprache zu führen!“

Wir haben damit gesehen, wie vor seiner mißtrauischen Laune selbst Ausländer nicht sicher waren. So ereignete sich einst, daß der Großfürst den General Fenshaw mit ausgedehnten Vollmachten und Creditbriefen nach Frankreich schickte, um den Verfasser eines Artikels im Constitutionel, der kurz nach der Krönung des Kaisers Nicolaus als König von Polen erschienen war, auszukundschaften und ihn wo möglich lebendig nach Warschau zu bringen. Unterwegs erfuhr jedoch dieser geheime Agent Constantin's, daß der Zweck seiner Reise verrathen sei, und kehrte unverrichteter Sache nach Polen zurück.

Unglücklicher scheint es einem Andern ergangen zu sein, der spurlos verschwand, weil ihn der Verdacht, ein Demagoge zu sein, von Seiten des Großfürsten getroffen hatte; wenigstens deutet Alles darauf hin, daß ein Geheimniß dieser Art dem nachstehenden Ereignisse zum Grunde gelegen habe.

Es war wenige Monate vor dem Aufstande der Polen gegen die ungerechte Bedrückung derselben durch Constantin und den Bruch der ihnen gegebenen Constitution, als der General Fenshaw, einer der thätigsten Polizeiagenten des Großfürsten, eines Morgens nach dem Belvedère fuhr, was an sich nichts Ungewöhnliches gewesen wäre, wenn ihm nicht ein verschlossener Wagen gefolgt wäre. Der General ließ vor einem der Seitengänge halten. Nachdem die Thür der geheimnißvollen Kutsche geöffnet war, stiegen zwei bewaffnete Männer, in russische Militärmäntel gehüllt, heraus; ihnen schwankte ein bleicher Civilist nach, und diesem folgte noch ein dritter Russe, der, nach seiner Uniform zu urtheilen, ein russischer Polizeibeamter war. Fenshaw warf einen flüchtigen Blick auf den offenbar unglücklichen Civilisten und sagte dann lächelnd zu seinem Adjutanten: „Dem scheint das Reisen auch nicht besonders gut zu bekommen; was thut's auch? — Hier bleiben kann er einmal nicht; ihm wäre es auch am besten, wenn er ganz abführe.“

Der General gab darauf Befehl, den Gefangenen die Treppe hinaufzuführen und ging voran zum Großfürsten, um dessen Ankunft zu melden.

Constantin warf einige Papiere, die er eben in den Händen hielt, bei Seite, verabschiedete seine Adjutanten und befahl, daß Fenshaw den saubern Vogel einführen sollte. Das geschah auch, doch auf einem andern Wege, als durch das gewöhnliche Vorzimmer. Die dort Anwesenden hörten nur, daß der Prinz wüthende Worte ausstieß, den Gefangenen schmähte und ihn Spion und Demagogen nannte. Zuletzt gab er Befehl, den Gefangenen nach Zamosk in Sibirien zu bringen. Man sah ihn wieder in den verschlossenen Wagen steigen und seitdem war er für dieses Leben spurlos verschwunden.

Bald darauf erzählte man von einem geschickten Arzt, einem Deutschen, der früher mit seiner Familie ruhig und in anständigen Verhältnissen in Dresden gelebt hatte. Dort war er eines Abends plötzlich verschwunden; und dann hörte man wieder, daß ein deutscher Arzt, dem es bei Todesstrafe untersagt sei, seinen Namen zu sagen, in den unterirdischen feuchten und dunklen Casematten jener sibirischen Festung auf Lebenszeit eingekerkert sei.

Es läßt sich leicht combiniren, daß es derselbe Unglückliche war, den der General Fenshaw dem Groß-

fürsten vorgeführt, welchen jener Polizeiagent, wahrscheinlich unter dem Vorgeben, daß Jemand seines ärztlichen Beistandes bedürfe, aus Dresden entführt und nach Warschau gebracht hatte.

So schonte Constantin nicht einmal das Völkerrecht und erstreckte seinen Despotismus auch über fremde Länder.

13.

Despotische Launen.

Wie bei dem Kaiser Paul, so war auch bei Constantin Alles oft die widersprechendsten Handlungen unbeschränkter Willkür, abhängig von augenblicklichen Eingebungen seiner despotischen Launen. — Hatten solche Handlungen auch bisweilen einen Anschein von Großmuth, so waren solche Züge doch nicht geeignet, das unaussprechliche Unglück, welches seine üblen Launen über zahllose Familien verbreiteten, aufzuwiegen.

So war einmal ein Soldat von der Garde, als er vom Exercieren zurückkehrte, unterwegs eingekehrt und hatte sich total betrunken. — Taumelnd ging er seinen Weg nach der Caserne zu, als ihm plötzlich der Großfürst begegnete. Es war unmöglich,

ihm auszuweichen; auch sah er sich schon bemerkt. Wie sehr er sich auch Mühe gab, mit angezogenem Gewehr möglichst stramm zu marschiren, so erhöhte er doch dadurch nur den komischen Effect und der Großfürst fragte ihn lachend: „Verfluchter Kerl, was machst Du da für Streiche?“

„Kaiserliche Hoheit,“ antwortete der Soldat mit lallender Zunge, „ich transportire einen Besoffenen nach der Hauptwache.“

Diese resolute Antwort belustigte den Großfürsten ungemein. Er steckte ihm einen Dukaten in die Halsbinde und befahl dem Gardisten, diesen Dukaten dem Betrunkenen zu geben, wenn er ausgeschlafen haben würde; doch sollte er ihm dabei einschärfen, daß er sich nicht wieder so vergehe.

Ein andrer Zug von Humor war noch stärker, da ein Rekrut es gewagt hatte, seine Eitelkeit zu verletzen.

Es ist bekannt, daß schon während der Anwesenheit seines Vaters Paul in Paris, als dieser noch Großfürst war, in dem ihn umgebenden Volkshaufen der Ruf ertönte: „Himmel, wie häßlich!“ — Damals lachte Paul darüber.

Später, als er der allmächtige Selbstbeherrscher von Rußland geworden war, nahm er solche Beleidigungen seiner Eitelkeit sehr übel. Eines Tages bei der Wachtparade ließ er einen armen Rekruten wegen eines

geringen Fehlers unbarmherzig durchprügeln. Schmerz und Verzweiflung preßten dem Gemißhandelten den Schrei aus: „O du verfluchter Kahlkopf!" — Außer sich über diesen Spottnamen befahl Paul, den frechen Soldaten todt zu knuten und erließ gleich darauf einen Ukas, worin bei derselben barbarischen Strafe verboten wurde, das Wort „kahl", wenn vom Kopf die Rede sei, und „stumpf" in Beziehung auf die Nase zu gebrauchen, ein Verbot, das eigentlich ihn selbst am meisten blamirte, indem es auf seine Gebrechen erst so recht aufmerksam machte.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich in Warschau mit dem Großfürsten Constantin, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieser zum Glück bei guter Laune war und damit der tragische Ausgang für dieses Mal abgewendet wurde.

Als einst ein Rekrutentransport angelangt war, beschäftigte sich Constantin mit der Besichtigung derselben, um sie in die verschiedenen Corps zu vertheilen. Dabei bemerkte er einen Rekruten, der ihn unverwandt betrachtete und dabei das Lachen nicht unterdrücken konnte. — „Worüber lachst Du?" fragte ihn der Großfürst. — „Ach, gnädigster Herr," entgegnete der Rekrut, „da soll man nicht lachen. In meinem Leben habe ich nicht eine solche Stumpfnase gesehen, wie die Ihrige."

Es war ganz richtig. Die Stumpfnase, welche dem Großfürsten eine so auffallende Aehnlichkeit mit seinem Vater gab, dem er auch so sehr im Charakter glich, war ein Appendix seines Gesichts, das ihn eben so häßlich, als lächerlich machte. Aber der kecke Rekrut war — um in der Officiersprache zu reden — ein hübscher Kerl, d. h. von riesiger Größe, und so nahm Constantin dieses Mal seine naive Antwort nicht übel auf, sondern schenkte ihm einen Silberrubel und sagte dabei gütig: „Damit Du Dich satt lachen kannst, sollst Du unter meine Leibgarde aufgenommen werden.“

Nicht immer war er indeß so gnädig. Ein Soldat, den der Großfürst in der Trunkenheit überrascht hatte, war ein guter Bajonetfechter. Diesem gab er den Befehl, sich mit scharfen Waffen gegen den Angriff von drei Ulanen zu vertheidigen. Das war allerdings ein von beiden Seiten lebensgefährlicher Kampf, denn diese durften von ihren Waffen, wie der Soldat von seinem Bajonet, jeden beliebigen Gebrauch machen. Der tapfere Soldat hieß Warzky. Er bestand rühmlich den Kampf, und machte die drei Ulanen durch geschickte Bajonetstiche bei gewandtem Pariren kampfunfähig und wurde begnadigt. Während der Revolution stand er als Lieutenant in dem berühmten vierten Regiment und

blieb am 20. Mai 1831 in der Schlacht bei Rutki, von 14 Kugeln durchbohrt.

14.

Anfeindungen des Großfürsten gegen die Constitution.

Der Großfürst fand ein wahres Vergnügen daran, die von dem Kaiser Alexander in Folge seiner Zusage auf dem Wiener-Congreß den Polen gegebene Constitution auf jede Weise lächerlich zu machen.

So war in Warschau sein vertrautester Rathgeber Nowosilzoff, der als Feind jeder polnischen Nationalität hinreichend bekannt war. Dessen Einfluß auf den Großfürsten war so mächtig und unbeschränkt und wurde so gemißbraucht, daß man ihn eigentlich als die Hauptursache der polnischen Revolution betrachten kann. In der Zeit, wo Nowosilzoff sich nicht in Warschau befand, wurde in dem Benehmen des Großfürsten stets die Hinneigung zu einer bessern Richtung beobachtet, welche sogleich wieder verschwand, wenn jener Vertraute in seine Nähe zurückkehrte.

Vergebens wagten die angesehensten Personen bei dem Prinzen den Versuch, ihn zu bewegen, diesen bösen Geist von sich zu entfernen. Als eines Tages Graf Zamoisky dringender in dieser Beziehung redete, als je-

mals, antwortete der Großfürst in tiefer Ironie: „Ihr Polen wißt eigentlich gar nicht was Ihr wollt. Habt Ihr denn schon vergessen, daß Ihr demselben Nowosilzoff Eure Constitution zu verdanken habt?"

Um die tiefe Bitterkeit dieses Vorwurfs zu verstehen, muß man wissen, daß dieser Nowosilzoff es war, den Alexander über die vom Fürsten Czartorisky für Polen entworfene Constitution um Rath gefragt und dessen Bemerkungen darüber die Folge hatten, daß diese liberale Verfassung verworfen wurde. Zugleich gab der Kaiser ihm den Auftrag, eine neue Constitution auszuarbeiten, und diese wurde dann mit einigen Abänderungen, die Alexander selbst gemacht hatte, im Jahre 1815 als Verfassung proclamirt.

Es läßt sich denken, daß jede nur einigermaßen liberale Bestimmung daraus gänzlich verschwunden war. Aber auch die so sehr beschränkte Freiheit, welche sie immer noch zu gewähren schien, war der russischen Willkürherrschaft ein Gräuel. Nicht genug, daß die erlassenen Verfügungen die Verfassung gänzlich ignorirten, so legte man auch ihren kostbarsten Bestimmungen die ungereimtesten Deutungen unter, sobald man sie zur Beschönigung irgend eines Gewaltstreiches nöthig zu haben glaubte.

So gerieth einmal ein polnischer Officier Namens Radensky, der am preußischen Hofe attachirt war, in

Verdacht, als Mitglied der Carbonari sich an der neapolitanischen Revolution betheiligt haben. Auf Grund dieser falschen Denunciation gab Constantin Befehl, ihn (1821) auf seiner Durchreise durch Kalisch zu verhaften. Da die preußische Regierung dagegen Reclamation erhob, so nahm er Bezug auf einen Artikel der Verfassung, der ihn ermächtige, die Ausländer zu verhaften, wo man ihrer nur habhaft werden könne.

Wie sehr damals schon die polnischen Beamten und Reichstandsmitglieder demoralisirt waren, zeigte sich auch wieder bei dieser Gelegenheit. — Als der Landbote von Kalisch, der Starost Nimojowsky, es übernommen hatte, eine Protestation des Verhafteten dem Reichstage vorzulegen, gerieth der Fürst Zajonsky, der damals Vicekönig war, in Zorn und äußerte gegen den Landboten: „Es geziemt einem Repräsentanten nicht, Proteste gegen Regierungsmaßregeln zu begünstigen."

Der Großfürst erzählte gern eine Anecdote, welche geeignet war, die Constitution lächerlich zu machen. So habe einmal bei der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus ein Bauer in St. Petersburg gerufen: „Es lebe die Constitution." Von einem Officier befragt, wie er sich so etwas unterstehen könne, habe der Bauer ganz betroffen geantwortet: „Nun, ich meine doch Con-

stitution ist die Frau von Constantin — unserm Großfürsten."

Constantin meinte durch solche und ähnliche Anecdoten die liberalen Ideen von Freiheit und Gerechtigkeit lächerlich zu machen; aber durch seine unbeschreiblichen Rohheiten erreichte er gerade das Gegentheil und machte den mangelnden Schutz einer freisinnigen Verfassung um so fühlbarer.

15.

Constantin's brutale Rohheiten.

In der That, an keinem Fürstenhofe Europas würde sich ein Prinz solche brutale Rohheiten erlaubt haben, wie Constantin in Warschau an seinem eignen Hofe.

So hatte einst die schöne Tochter einer vornehmen Familie seine Sinnengluth entzündet. Und so ließ er auf einem Balle durch seinen Adjutanten einen Tanz anordnen, durch dessen Touren das schöne unschuldige Mädchen in ein entlegenes Zimmer entführt wurde. Hier erschien Constantin, schloß die Thür ab und raubte ihr mit Gewalt, was ihre Sittlichkeit ihm versagt haben würde.

Weiter:

Ein Bibliothekar eines Magnaten wurde, weil er in einem Gasthause einigen Freunden einige Paragraphen aus der polnischen Constitution vorgelesen hatte, zeitlebens zum gemeinen Soldatendienste in einem lithauischen Infanterie-Regimente verurtheilt; dieses beklagenswerthe Opfer seiner Despotie war ein Pole Namens Haltmann. Im Jahre 1831 nahmen ihn die Polen bei Wavre gefangen — er hatte sich auch wohl absichtlich in ihre Arme geworfen. Dann nahm er unter dem Corps Raznicki Dienste, nachdem dieser polnische General die Weichsel passirt hatte. Später, nach Unterdrückung des Polenaufstandes, wanderte Haltmann nach Frankreich aus und nahm die Achtung aller seiner Waffengefährten mit.

Das war nun freilich mehr ein Beispiel von Despotismus als von Rohheit. Ein solches konnte er aber nicht stärker, als durch folgendes Ereigniß zu erkennen geben.

In Polen waren die Duelle unter den schärfsten Strafen verboten; dessenungeachtet unterblieben sie aber nicht ganz. In der ganzen Armee war der Lieutenant Wodzinski durch seine ungewöhnliche Körperkraft bekannt. Dieser konnte einst nicht umhin, einen Zweikampf einzugehen. Man schlug sich mit krummen Säbeln, eine höchst gefährliche Fechtart, und Wodzinski war so glücklich oder unglücklich, seinem Gegner mit einem furchtbaren Hiebe den Kopf vom Rumpfe glatt abzuhauen.

Als der Großfürst davon hörte, war er grade höchst aufgebracht über eines seiner Reitpferde, das mit ihm gestrauchelt war. Das geschah auf der Wachtparade. Er ließ Wodzinski sogleich rufen und herrschte ihn an: „Weißt Du, daß Du den Tod verdient hast?“

Der Pole schwieg und Constantin fuhr fort: „Du sollst viel Kraft haben, getrauest Du Dir, mit einem Hiebe den Kopf eines Pferdes vom Rumpfe zu trennen?“

„Ja!“ erwiderte Wodzinski kurz. „Wohlan denn, ich werde sogleich sehen, ob Dein Kopf fester sitzt, als der meines Pferdes; denn sei überzeugt, bleibt auch nur ein Härchen am Halse des Pferdes, das Du enthaupten sollst, hängen, so hast Du Dein Leben verwirkt.“

Constantin gab nun Befehl, das unzuverlässige Thier vorzuführen und befahl Wodzinski, demselben auf der Stelle den Kopf abzuschlagen.

Der Hieb gelang über alle Erwartung, und Constantin belobte den tüchtigen Kopfabschneider und ernannte ihn zudem noch zum Hauptmann. — Während der Revolution stand dieser Officier beim 1. Husaren-Regimente und befand sich später in Frankreich unter der Emigration.

16.

Schluß.

Man könnte die Reihe der Schilderungen solcher Rohheiten noch lange fortsetzen.*) Doch genügen diese Mittheilungen, um ein Lebensbild von ihm zu geben, welches es nicht bedauern läßt, daß er nicht den Thron Rußlands bestiegen hat, wozu er eigentlich durch das Erstgeburtsrechts berufen war.

Es ist bekannt, daß er durch seine Rohheiten in Warschau zu einer allgemeinen Indignation Veranlassung gab, welche für den Aufstand der Polen den geeignetsten Boden gab. Man weiß aus der Geschichte der polnischen Revolution, daß er sich bei dem Aufstande seiner Fähndrichschule ungemein feige bewies und durch seine Flucht der Insurrection Raum gab, sich schnell über das ganze Reich auszudehnen und zu organisiren. Man weiß endlich, daß, noch ehe die Revolution mehr dem Verrath ihrer ersten Führer als der Macht der russischen Waffen erlag, er im russischen Hauptquartier im Herbst an der

*) Harri-Harrings: „die polnische Revolution" enthält noch zahlreiche Beispiele von Constantin's despotischer Rohheit, die wir aber mit Stillschweigen übergehen, da das Mitgetheilte vollkommen hinreicht, um von ihm ein Charakterbild zu geben.

Colera erlag — wenig bedauert, galt die endliche Lösung seines Geschickes für eine Vergeltung der ewigen Gerechtigkeit Gottes.

Doch das einzige Gute, was er jemals Rußland erwiesen hatte, war seine Resignation auf die Krone, welche wir im folgenden Abschnitte mittheilen werden.

III.

Der Kaiser Nicolaus I. Paulowitsch.

Ein Lebensbild.

1.

Interregnum.

Kaum war die Nachricht von Alexander's Tode in Petersburg angelangt, als sich Nicolaus, nach einem langen und geheimen Zwiegespräch mit seiner Mutter, in den versammelten Senat begab, um seinem ältern Bruder Constantin den Eid der Treue zu schwören.

„Nach dem Rechte der Erstgeburt," erklärte er, „ist derselbe legitimer Erbe des russischen Throns und selbstherrschender Kaiser. Ich werde ihm zuerst den Eid der Treue schwören, damit das Reich meinem Beispiel folge."

Indeß ereignete sich folgender Umstand. Der Reichsrath war in Folge des Thronwechsels zusammenberufen und hielt es für seine erste Pflicht, Kenntniß zu nehmen von dem Inhalt eines Packets, das mit dem kaiserlichen Siegel verschlossen, schon seit langer Zeit von dem Kaiser Alexander der Obhut des Reichsraths anvertraut war. Dieses Packet führte die Aufschrift von Alexander's eigener Hand, welche lautete: „Vom Reichsrathe aufzu-

bewahren, bis ich anders darüber verfüge, für den Fall meines Todes aber in einer außerordentlichen Sitzung des Raths zu eröffnen, bevor man zu irgend einer andern Verhandlung schreitet."

Der Präsident des Reichsraths, Fürst Peter Wasilewitsch Lapukhin erbrach feierlich das Siegel und fand im Packet ein eigenhändig von dem Kaiser unterzeichnetes Manifest, datirt von Tzarskoe-Zelo, den 28. August 1823. Diesem lagen zwei etwa um achtzehn Monate ältere Actenstücke bei. Das eine derselben war ein eigenhändiges Schreiben des Großfürsten Constantin an seinen Bruder, den Kaiser Alexander, worin er in den bescheidensten und respectvollsten Ausdrücken erklärte, daß er der Thronfolge entsage, da ihm sowohl das Genie als die Kraft fehle, die Würde eines Souverains zu tragen, worauf er vermöge seiner Geburt Ansprüche machen könne; er bitte daher Se. kaiserl. Majestät dieses Recht demjenigen zu übertragen, dem dasselbe nach ihm zustehe.

Die ebenfalls beiliegende Antwort des Kaisers Alexander enthielt nichts weiter, als die einfache Annahme dieser Verzichtleistung auf die Thronfolge, datirt vom 14. Februar 1822.

Diese Actenstücke waren entscheidend. Es konnte nicht mehr der geringste Zweifel sein, daß der Thron von dem Augenblicke an, als Alexander gestorben war, dem Großfürsten Nicolaus gebühre.

Dieser aber trug Bedenken, das Geschenk des Thrones anzunehmen, obwohl er wahrscheinlich von der geheimnißvollen Entsagung darauf schon früher Kenntniß erhalten hatte. Wenigstens wollte er Constantin Zeit lassen, seine Entsagung zurückzunehmen. Als daher der Reichsrath sich in corpore nach dem Winterpalast begeben, ihm diese Mittheilung gemacht hatte und sich anschickte ihm den Eid der Treue zu leisten, indem er ihn zum Selbstherrscher aller Reußen erklärt hatte, that Nicolaus jedem weitern Schritt Einhalt, indem er sprach: „Ich bin nicht Kaiser und will es auch nicht auf Kosten meines ältern Bruders werden. Wenn der Großfürst Constantin seine Verzichtleistung aufrecht erhält, wenn er dabei beharrt, seine Rechte zum Opfer zu bringen, aber auch nur dann werde ich mein Recht geltend machen und es durch Annahme der Krone documentiren."

So servil sonst der Reichsrath zu sein pflegte, so bewies er doch in diesem Falle einen seltenen Muth zum Widerstand.

Er stellte die Gefahren vor, die dem Vaterlande durch die bevorstehende Krisis drohten. In einem autokratischen Staate — sagte der Sprecher — drohe allemal ein Interregnum mit Revolution. Es wurde dieses Thema mit den kräftigsten Argumenten unterstützt. Allein selbst die allergenügendsten Wahrheiten konnten Nicolaus

nicht bewegen, von seinem unerschütterlich gefaßten Entschluß abzugehen. Er erklärte: „Da unter der vorigen Regierung ich nicht als Thronfolger proclamirt bin, so kann ich auch nicht der Thronentsagung bindende Kraft zugestehen. Constantin ist gegenwärtig Kaiser, und keinem Andern steht es zu, eine Acte zu sanctioniren, welche sich nicht auf die beschworene Successionsordnung stützt. Es ist möglich, daß er seine Entsagung zurücknimmt. Man muß das indeß abwarten und bis dahin provisorisch so handeln, als sei das deponirte Manifest nicht gefunden worden."

Dem gemäß forderte Nicolaus den Reichsrath auf, seinem Beispiele zu folgen und dem Großfürsten Constantin als dem nächsten und rechtmäßigen Thronerben den Eid der Treue zu leisten.

Die Bedenken des Reichsraths waren damit nicht gefallen. Man half sich aber dadurch, daß dieses höchste Collegium erklärte: „Ew. Majestät sind unser Kaiser und wir sind Ihnen Gehorsam schuldig. Wenn Sie uns also befehlen, den Großfürsten Constantin als unsern legitimen Souverain anzuerkennen, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als diesem Befehle nachzukommen."

Das Beispiel des Reichsraths bestimmte den Senat zu gleicher Anerkennung Constantin's und dieser proclamirte denselben als Kaiser. Auch die geistliche Synode war nicht geneigt, sich zu widersetzen.

Nach dem Vorgang der höchsten Behörden folgte auch das größere Publikum mit einer so stupiden Gleichgültigkeit, die deutlich bewies, daß keiner der Söhne Paul's besonders beliebt war. Der Eid wurde im Namen Constantin's gefordert und vom Volke, wie vom Militär geleistet, obgleich das Ableben des Kaisers Alexander noch nicht officiell bekannt gemacht war.

Die unwissenden und an Gehorsam gewöhnten Soldaten wurden ganz verwirrt gemacht. Man sagte ihnen, daß sie dem Kaiser Alexander noch einmal Gehorsam schenken sollten. So auffallend diese Maßregel war, so trugen die an blinden Gehorsam gewöhnten Regimenter kein Bedenken zu gehorchen. Man führte sie in die Kirche und ließ sie auf die Fahnen dem neuen Herrscher Gehorsam schwören. — „Wer ist denn dieser neue Herrscher?“ fragten sie unter einander. — „Der Cäsarowitsch Constantin“ hieß es. Dieser war den Soldaten mehr bekannt als seine Brüder. Sie schüttelten die Köpfe, aber sie schworen. Alles rief laut: „Hurrah, Constantin!“ und machte in allen Gliedern das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Nicolaus war nicht populär und ist es auch nie geworden. In der Armee hatte seine kleinliche Strenge in Beziehung auf die äußere Haltung der Soldaten, seine fleißigen Inspectionen in den Casernen, das Revidiren der Wachen in den verschiedensten Stunden der

Nacht, in welcher jeder Besuch eine Ueberrumpelung war, dabei die eisige Kälte seines Wesens ihm alle Gemüther entfremdet. Eben so wenig hatte es Nicolaus für der Mühe werth gehalten, im größern Publikum sich um Sympathien zu bewerben.

Einen Beweis, wie kalt er sich vom Publikum abschloß, gab er einst noch als Großfürst im Gegensatz zu dem liebenswürdigen Benehmen Alexander's in Peterhof. Wenn die kaiserliche Familie sich dort befindet, so hat das Volk hergebrachter Weise die stillschweigende Erlaubniß, sich in die nächste Nähe derselben drängen zu dürfen. Das war auch geschehen, als einst Alexander auf der vor dem Schlosse in's Meer vorspringenden Terrasse den Kaffee eingenommen hatte und dabei dicht vom Volke umstanden, in gewohnter Huld mit mehrern Personen freundlich gesprochen hatte. Kaum hatte sich das kaiserliche Paar unter dem Jubel der Menge zurückgezogen, so wurde schnell durch die Wachen von beiden Seiten das Volk zurückgedrängt, um einen größern Platz frei zu machen. „Wozu geschah das?“ fragte man von allen Seiten. „Seine kaiserliche Hoheit der Großfürst Nicolaus,“ hieß es, „wird herauskommen.“ Und er kam wirklich, schritt in den gesäuberten Raum bis an's Meer, schaute einige Augenblicke hinaus und warf keinen Blick auf die sich tief verbeugende Menge. Mit einem leichten, stolzen Kopfnicken kehrte er in's

Schloß zurück!" Ein solches Benehmen erweckt keine Liebe. und Nicolaus sollte es empfinden bei dem später ausbrechenden Aufstande, daß er die Sympathien der Menge nicht für sich hatte.

So war Nicolaus schon als Jüngling, und die einen tiefern Blick in sein Privatleben gethan haben, behaupten, daß er im Kreise seiner Familie mehr gefürchtet, als geliebt war.

So wurde denn in Folge der Huldigung Constantin Cäsarowitsch zum Kaiser ausgerufen. Der Senat und die höchsten Behörden sendeten an Constantin, der sich damals in Warschau befand, ihre Protokolle über den Huldigungseid, den sie ihm geleistet hatten, ein. Sie erstatteten in allen Geschäftsangelegenheiten ihre unmittelbaren Berichte an den Kaiser Constantin nach Warschau. Noch kannte man dessen Entschließungen nicht; aber Niemand zweifelte daran, daß er der rechte legitime Kaiser sei. — Uebrigens gingen die Staatsangelegenheiten ihren ruhigen Gang. Es war eine Regentschaft eingesetzt und in allen Kanzleien und Bureaus herrschte die vollkommenste Ordnung im Dienst.

Indeß Viele betrachteten den jetzigen Zustand als ein Interregnum, da sie nicht mit Unrecht meinten: wenn Constantin wirklich die Krone annehmen wolle, so hätte er längst in Petersburg sein können. Das Volk wartete wie eine willenlose Heerde schweigend ab,

in welcher Weise sein Geschick entschieden werden würde. Es mischte sich nicht selbst hinein und fast hatte es den Anschein, als gehe die ganze Sache das Volk nichts an. Man hatte ihm sogar die letzte Krankheit des Kaisers Alexander verhehlt. Viele glaubten kaum an dessen Tod und schworen doch unbedenklich Constantin den verlangten Huldigungseid. Der Russe kennt keine andern Grundsatz, als: „Schweige und gehorche!“ und darnach wurde gehandelt und manifestirte sich der öffentliche Geist zu einer wahren Apathie in dieser so wichtigen Angelegenheit.

Wie groß auch die Versuchung und das Bedrängen von allen Seiten an Constantin war, sein Wort zurückzunehmen, so war es doch einer der wenigen edlen Charakterzüge desselben, daß er seinem Worte treu blieb und seine Entsagung erneuerte.

Schon zwei Tage nach dem ihn schmerzlich berührenden Eintreffen der Nachricht von Alexander's Tode hatte er an seine Mutter einen gefühlvollen Brief darüber geschrieben, worin er auf seine frühere Entsagung kommend, dieselbe in allen Stücken erneuerte.

Unter demselben Datum erließ er an seinen Bruder Nicolaus eine gleich lautende Mittheilung. Er nannte darin seinen Bruder Nicolaus kaiserliche Majestät und erklärte seinen festen und unerschütterlichen Willen, an der Entsagung festzuhalten.

Mit dieser wichtigen Depesche eilte der Großfürst Michael, der damals zum Besuch bei ihm war, nach Petersburg. Die Entfernung von 312 Meilen legte er in 11 Tagen zurück. Der Ernst der Erklärung Constantin's, auf seiner früheren Entsagung zu beharren, war damit über alle Zweifel erhaben. Trotzdem setzte sie doch, nach Allem was bis dahin geschehen war, die kaiserliche Familie in nicht geringe Verlegenheit.

Nicolaus aber entschied sich sehr bald für die Thronbesteigung, die er in einem Manifest aussprach. Ehe er jedoch dieses erließ, bewog er seinen Bruder Michael, noch einmal nach Warschau zurückzueilen und Constantin noch einmal zu ersuchen, die Krone anzunehmen. — Aber Michael vollendete diese Reise nicht. Schon in Dorpat begegnete ihm ein hoher Staatsbeamter, der die Antwort Constantin's auf die ersten Eröffnungen von der ihm geleisteten Huldigung überbrachte. — Der Großfürst Michael kehrte mit um und überbrachte an seinen Bruder Nicolaus Constantin's bestimmte Erklärung. Das geschah am 14. December.

An demselben Tage erhielt Constantin in Warschau vom Senat in Petersburg ein Packet mit den stattgehabten Verhandlungen. Der Abgesandte nannte ihn: „kaiserliche Majestät!" Diesen Titel aber wies Constantin auf das entschiedenste zurück. Er erbrach das Packet, las das inliegende Schreiben des Senatspräsi-

denten Fürsten Lapukhin und beantwortete dasselbe in einer Weise, die keinen Zweifel über den Ernst seines Entschlusses der Entsagung zurückließ und damit allen weitern Manifestationen zu seinen Gunsten ein Ende machte.

Als er auf einem zweiten Packete die Adresse: „An Seine Majestät den Kaiser" erblickte, weigerte er sich, dasselbe zu öffnen, weil es, wie er sagte, nicht für ihn bestimmt sei, und schickte das Paket unerbrochen zurück, indem er zugleich dem Fürsten Lubanoff-Rostowsky darüber Vorwürfe machte. Er schrieb an denselben: „Da aus den eröffneten Documenten hervorgeht, daß durch den hohen Willen Seiner hochseligen Majestät des Kaisers der Großfürst Nicolaus als Thronfolger bezeichnet ist, so hätte der dirigirende Senat, als Erhalter des Willens Seiner hochseligen Majestät, ihn ohne Weiteres zur Ausführung bringen müssen."

Was konnte Constantin mehr thun? Hätte er sich selbst nach Petersburg begeben, so würde er die Schwierigkeiten nur vermehrt haben. Und dann war es nicht rathsam, in einer so bedenklichen Zeit Warschau zu verlassen.

Das Interregnum hatte nun bereits drei Wochen gedauert. Jetzt endlich neigte sich der Kampf brüderlicher Großmuth dem Ende zu. Wenn Nicolaus den Eingebungen seines Zartgefühls und der strengsten Ge-

wissenhaftigkeit gefolgt war, so hatte er diesen Gefühlen mehr als genügt. Er durfte jetzt nur noch der Stimme der Pflicht Gehör geben und durfte selbst bei der jetzt drohenden Gefahr einer Thronbesteigung nicht mehr davor zurückweichen.

Am 24. December hatte er Alles erfahren, was ihm zu wissen nöthig war, um seine Entscheidung zu treffen. Jetzt mußte er jedes Bedenken fallen lassen, jede Zögerung mußte aufhören. Der Wille der Vorsehung hatte sich ihm offenbart. Der Erbe Alexander's bestieg jetzt den Thron und meldete seinem Bruder Constantin diesen Act, welchen er zugleich auch den zahllosen Völkerschaften seines weiten Reiches durch ein Manifest verkündigte.

Welche Beweggründe die beiden Brüder für diesen edlen Wettstreit gehabt haben, möchte sich schwer ergründen lassen. Nur so viel steht fest, daß Constantin durch seine liebenswürdige Gattin, die Fürstin Lowicz, das Privatleben zu lieb gewonnen hatte, um es den Gefahren und Unruhen einer Thronbesteigung unter dem Drohen einer so weit greifenden Verschwörung zu vertauschen, zumal da weder seine Gemahlin, noch seine Kinder Anrechte auf den Thron hatten. Auch war Constantin kein Mann von Muth und Entschlossenheit.

Dieses geht am besten aus einer Antwort hervor, die er der Königin-Wittwe von Sachsen gegeben haben

soll, als diese ihre Verwunderung darüber äußerte, wie er einem der mächtigsten Throne der Erde habe entsagen können: „Weil," entgegnete er, „man in Rußland einen starken Hals haben muß, wenn man Kaiser werden will, und ich wünschte nicht an dem meinigen gekitzelt zu werden." Man fügt hinzu, daß er eine entsetzliche Furcht hatte vergiftet zu werden, wenn er den Thron besteigen würde.

Nicolaus dagegen wollte um jeden Preis den Anschein vermeiden, als habe er sich zum Thron gedrängt oder eine Charakterschwäche seines älteren Bruders und berechtigten Thronerben gemißbraucht. Zudem kannte er genau die Gedanken und Gesinnungen seines Bruders und wußte bestimmt, daß dieser von seiner Thronentsagung nicht abgehen werde, und so glaubte er ohne Gefahr die Komödie spielen zu können, womit er vor der Welt im Nimbus des Edelmuths erscheinen mußte.

Mochte dieses nun auch klug berechnet sein, so war es doch nicht politisch gehandelt; denn eben durch diese Zögerung und die Ungewißheit des Interregnums mit seinen schwankenden Zuständen gab er den Feinden des Thrones, den Verschworenen einer weit verzweigten Conspiration die Waffen in die Hände, die sie nur zu gut zu benutzen wußten, wie wir aus dem Folgenden sehen werden.

2.

Thronbesteigung Nicolaus' I.

Es ist hier nicht der Ort, tiefer in die Verschwörung einzugehen, die bei Nicolaus' Thronbesteigung zum gefährlichen Ausbruch kam. Nur die Scenen mögen hier Schilderung finden, bei welchen Nicolaus persönlich betheiligt war und sich eben so muthvoll, als im Anfange human bewies, womit sein späteres grausames Verfahren als Richter und Rächer um so schärfer im Widerspruch erschien.

Die Nachricht vom Tode Alexander's hatte Petersburg noch nicht erreicht. Dort war damals die öffentliche Sicherheit durch unzählige Raubanfälle, Ermordungen und andere Missethaten bedroht und gefährdet. Fast täglich kamen Gerüchte und Beschwerden über solche Missethaten vor. Die Polizei schien nicht mehr auszureichen, nur die ärgsten Greuelscenen zu unterdrücken; wie thätig sie auch war, politische, oft unwahre Denunciationen vorzubringen und dadurch zahllose unschuldige Familien unglücklich zu machen, so wenig vermochte sie den nächtlichen Räubereien und Ermordungen Einhalt zu thun oder auch nur bedeutende Enthüllungen über die große Verschwörung zu machen, die sich von Petersburg aus über ganz Rußland verbreitete und in die Tausende verwickelt waren. Wurden Einzelne entdeckt

und bestraft, so war das nichts als das Abhauen eines der Köpfe der Hyder. Es wuchs die dreifache Anzahl dafür wieder der Conspiration zu.

Der Kaiser Nicolaus datirte seine Regierung vom 1. December, dem Todestage des Kaisers Alexander. Sie begann aber eigentlich erst am 24., an welchem Tage er das Antrittsmanifest derselben unterzeichnete.

In diesem Manifeste hieß es am Schlusse:

„Endlich ermahnen und fordern Wir alle Unsere getreuen Unterthanen auf, mit Uns ihre inbrünstigen Gebete zum Allmächtigen zu erheben, damit er Uns die Kraft verleihen und Uns stärken möge, die Bürde zu tragen, welche Uns die heilige Vorsehung auferlegt hat; daß er Uns in Unserer festen Absicht erhalte, nur für Unser geliebtes Vaterland zu leben und in die Fußtapfen des Monarchen zu treten, welchen Wir beweinen. Möchte Unsere Regierung nur eine Fortsetzung der seinigen werden und möchten Wir alle Wünsche für das Glück Rußlands erfüllen können, welche der Edle für dasselbe gehegt hatte, dessen heiliges Andenken in Uns den Wunsch und die Hoffnung nähren wird, den Segen des Himmels und die Liebe Unserer Völker zu verdienen."

Diese edle Sprache, an deren Aufrichtigkeit Niemand das Recht hatte zu zweifeln, würde den günstigsten Eindruck auf das Militär und das Volk gemacht haben, wenn das Manifest früher erschienen wäre und sich auf

die alsdann zu publicirende Entsagungsacte gestützt hätte. Jetzt war es zu spät damit. Man hatte eben erst dem Großfürst Constantin den Eid der Treue geleistet; nach dem Princip der russischen Heimlichkeitskrämerei erhielt Niemand Aufschluß darüber, woher nun auf einmal die Huldigung des Kaisers Nicolaus kommen sollte. Constantin war fern, und Viele hielten es für eine Thronberaubung. Wenigstens verstanden es die Verschworenen, diese Meinung für ihre Pläne auszubeuten und dadurch die unwissenden Soldaten und das noch unwissendere Volk zu verführen, diesem angeblichen Thronräuber den Eid der Treue zu versagen, welchen man vor wenigen Tagen erst dem Großfürsten Constantin geleistet hatte.

Den 24. December, an welchem Tage Nicolaus im Winterpalast das Manifest seiner Thronbesteigung unterzeichnete, verbrachte man mit Conferenzen und Berathungen. Der Reichsrath versammelte sich als Geheimrath. Man zog Nachrichten über das Treiben verschiedener Personen ein, die verdächtig waren. Alles befand sich in der höchsten Spannung; nur Nicolaus blieb kalt und ruhig.

Nicolaus hatte seine bescheidene Wohnung in dem kleinen und schmucklosen Palais Arischkeff mit der prächtigen Residenz im Winterpalast vertauscht. Als er dort das Asyl seines stillen häuslichen Glücks verließ, soll er,

seine hohe Gemahlin umarmend, in trauriger Vorahnung gesagt haben: „Meine Liebe, unsere schönen Tage sind nun vorbei."

Nach den Enthüllungen des General Diebitsch mußte man einen Aufstand in Klein-Rußland erwarten. In Petersburg hielt man die Gefahr noch nicht für so nahe; doch unterließ man es nicht, militärische Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Tage, den 25. December, gegen Abend versammelte Nicolaus den Reichsrath und ließ sich von demselben huldigen. Diese Zusammenkunft, woran noch mehrere andere Personen Theil nahmen, währte mit den Berathungen, die sich an die Huldigung knüpften, bis 2 Uhr in der Nacht. Nicolaus hatte unter dem Namen: „Nicolaus der Erste Paulowitsch" den Thron seiner Vorfahren bestiegen.

Um 7 Uhr am folgenden Morgen, den 26. Dec., vollzogen die beiden andern großen Staatscorporationen, der Senat und die Synode, dieselbe Feierlichkeit. Als der Tag anbrach, erfuhr erst die Bevölkerung, welchen Händen das Schicksal das Heil des Vaterlandes anvertraut hatte.

Es wurde aber der 26. December ein Trauertag in der Geschichte des russischen Reiches.

6.

Der Aufstand in Petersburg.

Als an diesem Morgen der Reichsrath versammelt war, erhielt der Kaiser Nachricht von den Bewegungen, die sich in seiner Hauptstadt vorbereiteten, worüber er erst seit zwei Tagen die erste oberflächliche Kenntniß empfangen hatte. Ein Brief des Unterlieutenants Rostoftsoff machte ihm die Anzeige, daß die Rebellion auf dem Punkt stehe, auch in Petersburg auszubrechen, und daß die Verschworenen seit zwei Tagen schon in den Casernen bemüht wären, das Militär zu verführen und für sich zu gewinnen.

In Folge dieser Mittheilung hielt man es nicht für angemessen, das Gardecorps zu vereinigen, sondern beschloß, die einzelnen Regimenter in ihren verschiedenen Casernen zu beeidigen. Und das geschah sehr unvorsichtig noch vor der Verbreitung des Manifestes; denn die Absicht dieser Verheimlichung, wohlwollende, aber unwissende Menschen, die erst Constantin ihren Eid geschworen hatten, mit der Forderung eines anderen Huldigungseides geradezu zu überraschen, war ein sehr großer Mißgriff. Dem beschränkten Verstande dieser Menschen, die sich nie um Politik bekümmert hatten, mußte das als eine Schlinge erscheinen, um Constantin vom Throne zu verdrängen, und die sonst an Subordination gewöhnten Leute stutzig machen.

Bei dieser Stimmung ließ man die Wache im Palast statt von den Grenadieren der Garde von einem Detachement des Regiments Finnland beziehen, das stark genug war, die Wachen zu verdoppeln.

Der Palast glich einer Festung. Ohne diese Vorsichtsmaßregeln würde eine Ueberrumpelung des Winterpalastes stattgefunden haben.

Die Verschworenen hielten den Zeitpunkt, wo Nicolaus seinen Palast verlassen würde, um die Huldigung entgegenzunehmen, für den günstigsten zum Ausbruch ihrer lichtscheuen Pläne.

Die Verschworenen waren zahlreich. Die meisten derselben gehörten zu den alten und angesehenen Familien. Sie hatten sich unter dem Namen einer nordischen Gesellschaft offen für wissenschaftliche Zwecke, im Geheimen aber für den Umsturz des Thrones und Herstellung einer constitutionellen Regierung verbunden. Das Haupt der Verschwörung und das leitende Element war der Obrist Postol. Dieser aber befand sich im Süden des Reichs, um dort den Aufstand vorzubereiten. In Petersburg stand ein Triumvirat an der Spitze der Bewegung, bestehend aus dem Fürsten Obolensky, der der Heftigste unter Allen, Relajeff, ein einfacher Edelmann, der der Vorsichtigste, und der Fürst Trubetzkoi, der wegen seiner weitreichenden Verbindungen der Wichtigste war, sich aber im Laufe der Ereignisse als der Feigste unter Allen bewies.

Im Uebrigen war Fürst Trubetzkoi, den Alexander in Paris hatte ausbilden lassen, ein uneigennütziger, liberaler und arbeitsamer Mann, der die neue Literatur sehr liebte.

Unter diesen drei Männern herrschte die vollkommenste Uebereinstimmung. Bei den verschiedensten Charakteren ergänzten sie sich gegenseitig. Die nordische Gesellschaft handelte nur nach ihrem Willen.

Um die nöthige Einheit in die Entwickelung der Revolution zu bringen, wurde beschlossen, nach der Entthronung des Kaisers Nicolaus den Fürsten Trubetzkoi zum Dictator zu ernennen.

Noch andere bedeutende Männer waren bei der Verschwörung betheiligt. Am 24. und 25. December versammelten sich die Verschworenen. Bei ihren Berathungen brachte das Uebermaß hitziger Getränke, womit die Meisten sich überladen hatten, tolle und excentrische Vorschläge an den Tag. Am Ende wurde beschlossen, den Tag zum Ausbruch des Aufstandes abzuwarten, an welchem Nicolaus öffentlich erscheinen würde, um den Huldigungseid persönlich entgegenzunehmen.

Der entscheidende Augenblick nahte. Die Verschworenen wußten es; denn durch ihre Spione erfuhren sie Alles, was im Winterpalast vorging.

Die falsche Nachricht war eingegangen, daß im Süden 100,000 Mann bereit seien, sich der Revolution

anzuschließen. Man erfuhr, daß am 26. December der Senat den Eid der Treue leisten würde und hielt diesen Zeitpunkt für den geeignetsten zum Ausbruch des Aufstandes.

Alexander Bestuschef, von noch zwei anderen Officieren begleitet, war früh Morgens schon beschäftigt, in der ziemlich entfernt belegenen Caserne des Regiments Moskau die sämmtlichen Compagnien aufzuwiegeln. Er sprach mit gleißender Beredtsamkeit zu ihnen: „Man täuscht uns! Der Großfürst Constantin hat nicht auf die Krone Verzicht geleistet; mindestens ist er dazu gezwungen worden; man hält ihn gefangen, wie auch den Großfürsten Michael, den Chef unseres Regiments."

Lügnerisch setzte er hinzu: „Ich komme direct aus Warschau und habe den Befehl, mich dieser verrätherischen Handlung zu widersetzen." — Sein Bruder, Michael Bestuschef, rief: „Der Kaiser Constantin liebt unser Regiment und wird Euren Sold vermehren. Nieder mit Jedem, der ihm nicht treu bleibt!"

Diese Beredtsamkeit der jungen Männer machte den tiefsten Eindruck auf die unwissenden Soldaten. Sie wurden ermahnt, den Huldigungseid für Nicolaus nicht zu leisten. Die in Friedenszeiten üblichen hölzernen Steine wurden durch ächte Flintensteine ersetzt, und mit den Worten: „Derewaschki daloi" (fort mit den Holzsteinen!) erbrachen die Soldaten die Regimentskammern und versahen sich mit Patronen.

Da ereignete sich die erste Gräuelthat mit dem Beginn der Revolte.

Kaum hatten die Soldaten, die sich Patronen und Feuersteine mit Gewalt geholt, ihre Reihen wieder eingenommen, so erschien ein Adjutant des Regiments-Commandeurs, des Generalmajors Baron Friedrichs, der alle Officiere zusammenberief. Nun rief einer dieser Officiere, der Fürst Chtechepin, mit lauter Stimme: „Ich erkenne den General nicht mehr an und verweigere ihm den Gehorsam!" Dann befahl der Fürst den Soldaten seiner Compagnie, die Gewehre zu laden und die Fahne den Händen der Grenadier-Compagnie zu entreißen. — Als nach einigen Minuten der General sich selbst näherte, sprengte er mit gezogenem Säbel auf ihn ein, während Alexander Bestuschef das Pistol auf ihn abfeuerte. Der unglückliche General Friedrichs wurde von der Kugel am Kopf verwundet und sank für todt gehalten nieder. Er starb indeß nicht an seiner Wunde, war aber auch nicht der Lebensretter des Kaisers, wie andere Berichte sagen.

In demselben Augenblicke, als Friedrichs fiel, eilte der Generalmajor Chtechepin, der eine Gardebrigade commandirte, herbei; aber auch ihm stürzte sich der Fürst Chtechepin entgegen, verwundete ihn und hörte auch da noch nicht mit seinen Hieben auf, als er den General vor seinen Füßen niedergestürzt sah. In wahrhaft wahn-

finniger Wuth hieb der Capitain auf Alle ein, die ihm Widerstand leisteten, bemächtigte sich der Fahne und führte seine ganze Compagnie aus der Caserne. Auf die Vorstellungen der höhern Officiere antworteten die Soldaten mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser Constantin!"

Vor der äußern Barrière der Caserne angekommen, wurde der Fürst Chtechepin unschlüssig. Mit Betroffenheit sah er, daß ihm die übrigen Compagnien nicht folgten. Der Obrist Adlerberg, ein junger Graf Lieven, der am Hofe sehr beliebt war, und andere Officiere, auf deren Treue der Kaiser Nicolaus sich verlassen konnte, hatten die armen unwissenden und unschlüssigen Soldaten durch ihre Beredtsamkeit zu ihrer Pflicht zurückgeführt. Indeß nach einiger Zeit stießen noch eine zweite Compagnie und einige Trupps verführter Soldaten zu den Rebellen, und nun marschirten diese im Sturmschritt gegen den Senatsplatz. Die Volksmenge, welche ihnen mit Verwunderung begegnete, wurde gezwungen, sich den Rebellen anzuschließen. Auf dem Platze angelangt, nahmen sie ihre Stellung hinter der Statue Peter's des Großen, um dort die versprochene Verstärkung abzuwarten. Lange warteten sie vergebens. Endlich fanden sich außer dem Marinebataillon noch einige Compagnien des Grenadiercorps ein.

Indessen hatte sich schon eine Menge Personen den Rebellen angeschlossen und die große Menge schien eben-

falls dazu bereit zu sein, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte.

Im Winterpalast herrschte eine bedeutende Unruhe. Nachdem Nicolaus sein Manifest über die Thronbesteigung erlassen hatte, erwartete er ungeduldig Nachricht über die befohlene Eidesleistung in den Casernen. Die Minuten wurden ihm zu Stunden, denn es war ihm bekannt, daß er auf seine Garden nicht mit Zuversicht rechnen konnte — und ohne diese Garden ist ein russischer Kaiser eben so schwach, als mit denselben stark. Aber Nicolaus war ein Mann von Muth und Entschlossenheit. Trotzdem stand es bei ihm fest, alle die Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, die ihm sein hoher Beruf auferlegt hatte.

Kurz nach 11 Uhr erschien der commandirende Chef der Garde, General Noimoff, mit seinem Generalstabschef, dem ausgezeichneten General Neidhardt, und brachte die Meldung, daß die Eidesleistung in den vorgeschriebenen Formalitäten bei den meisten Regimentern ruhig und ohne Schwierigkeit erfolgt sei und man nur von dem Grenadiercorps, dem Regiment Moskau und den Marinecompagnien wegen der großen Entfernung der Casernen noch keine Nachricht habe; man könne sich indeß der Hoffnung hingeben, daß Alles gut abgegangen sei. So schien die Gefahr vorüberzugehen; allein man täuschte sich. Schon nach einer Viertelstunde gingen die ersten

Nachrichten von den erzählten Ereignissen ein, die sich bald vervollständigten.

Jetzt war es klar, daß die Revolte in bedenklicher Weise ausgebrochen sei. Der Kaiser traf sogleich seine Sicherheitsmaßregeln. Der Generalstab erhielt den Auftrag, sofort dem Regiment Semoloff den Befehl zu ertheilen, gegen die Rebellen vorzurücken und die Gardecavallerieregimenter bereit zu halten, auf die erste Ordre die Rebellen anzugreifen.

Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, bei dieser Gelegenheit sich den Soldaten und dem Volke persönlich zu zeigen, traf Nicolaus zuvor Fürsorge für die Sicherheit des Palastes und seiner Familie.

Darauf begab er sich mit seiner Gemahlin Alexandra Feodorowna in die Schloßkapelle, um mit ihr gemeinschaftlich den Segen des Himmels zu erflehen und dadurch den Muth der Kaiserin zu heben.

Alsdann ergriff er seinen achtjährigen Sohn Alexander, den jetzigen Kaiser, bei der Hand und begab sich mit ihm nach der Hauptwache des Palastes. Er befahl der verdoppelten Wachmannschaft, die aus finnischen Jägern bestand, ihre weithin tragenden Büchsen zu laden. Dieses Corps ist in der ganzen russischen Armee als die besten Scharfschützen bekannt. Dann sprach er in vertrauensvollem Tone zu den Soldaten, indem er ihnen seinen Sohn zuführte: „Ich vertraue ihn Euch an, Ihr

werdet ihn vertheidigen. Es ziehen Rebellen gegen den Palast. Gehört Ihr etwa auch zu ihnen? Nun, so feuert auf die Brust Eures Kaisers."

Die von solcher Seelengröße hingerissenen Jäger riefen einstimmig: „Es lebe unser Kaiser Nicolaus!"

„Nun, ich sehe," antwortete dieser, „der Nabladnik (Thronfolger) ist in Sicherheit. Er sei Euer Kaiser, wenn ich falle!" Die Jäger waren durch dieses Vertrauen bis zu Thränen gerührt. Sie schwuren, den Thronfolger mit ihrem Leben zu decken und bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Eine rührende Scene erfolgte jetzt. Die bärtigen braunen Krieger nahmen den schönen, feinen Knaben mit seiner zarten Blässe auf den Wangen auf ihre Arme. Er ging unter Hurrahrufen von einem Arm auf den andern über. Die grimmigen Krieger mit ihrer wilden Zärtlichkeit mochten wohl den jungen Prinzen erschrecken; aber er fand sich darein, indem er leicht herausfühlte, daß es gut gemeint sei, und Nicolaus war überzeugt, daß sein Sohn nun in guten und treuen Händen sei; denn er kannte den russischen Soldaten, der, wenn er einmal durch Vertrauen gewonnen, sein Wort gegeben hatte, lieber sich hätte todtschlagen lassen, als dieses sein Wort brechen. — Die Jäger wachten über das ihnen übergebene kostbare Pfand so eifrig, daß sie später den Prinzen an Niemanden wieder herausgeben wollten, als

an den Kaiser selbst. „Gott allein kennt eines Jeden Gedanken," sagten sie zu seinem Gouverneur, der den Prinzen wieder seiner Mutter zuführen wollte. „Wir aber werden den Sohn unsers Väterchens nur seinem Vater selbst wieder übergeben."

Plötzlich sprengte General Miloradowitsch in den beschneiten Hof des Palastes, um dem Kaiser über den Stand der Dinge seinen Rapport abzustatten. Nicolaus stieg darauf zu Pferde, und von Miloradowitsch und einigen Adjutanten begleitet ritt er hinaus auf den Admiralitätsplatz, dem Schauplatz der Empörung.

Der ganze ungeheure Platz bot einen seltsamen, unheimlichen Anblick dar. Er war, so weit das Auge reichte, mit einem Teppich von blendend weißem Schnee belegt. Das Grau des Winterhimmels, der diesen Platz und die Masse riesiger Paläste überwölbte, bot dagegen den schauerlichsten Contrast. Die breite Newa war mit Eis bedeckt und überschneit. Dadurch erschien der Platz noch einmal so groß, als er war. An verschiedenen Stellen waren einzelne Regimenter aufgestellt, die sich auf dem weiten Platze in ihrer Verkleinerung durch die großen Entfernungen fast verloren.

Wer in die Nähe dieser Truppen kam, wurde erschreckt durch das wilde, finstere und selbst drohende Aussehen derselben. Auffallend war die verlegene und unsichere Haltung der Offiziere, sowie die Unordnung, welche sich

in einer Gruppe von Generalen bemerklich machte, an deren Spitze man den jungen Kaiser erkannte. Kam man in die Nähe desselben, so fiel gewiß Jedem das bleiche, niedergeschlagene Gesicht auf. Nur wenn er seine Blicke über die im Hintergrunde jenseits der Reiterstatue Peter's des Großen versammelten Rebellen und Volkshaufen hinstreifen ließ, las man in seinen Augen und den scharf geschlossenen Lippen den Ausdruck von Muth und kalter Energie.

Das unaufhörliche, fernher tönende rebellische Geschrei der hinter den Soldaten in dichtgedrängten Massen stehenden Menschenhaufen unterbrach die sonstige Stille des weiten Platzes. Eine Batterie Kanonen wurde aufgefahren — Alles drohende Anzeichen!

Unter der Volksmenge sah man eine ungewöhnlich große Anzahl bärtiger Muschiks, diese rohen Proletarier und Leibeigenen Petersburgs, die wie mit blödsinnigem Lächeln der Entwickelung des Schauspiels zusahen, dessen Bedeutung sie in ihrer Unwissenheit nicht zu deuten wußten. Auch an den Seiten und auf der Brücke standen müssige Menschenhaufen in dichtgedrängten Schaaren. Nicolaus, mit dem gezogenen Degen in der Hand, ritt dicht an sie heran und rief ihnen zu: „Hört auf mich und thut mir den Gefallen, Euch nach Hause zu begeben. Hier ist nichts für Euch zu thun." Die Volksmenge zog sich darauf wohl einige Schritt zurück; bald aber

siegte wieder die Neugierde und sie drängten auf's neue vor. Einige alte Weiber, die eben dabei am neugierigsten sich vordrängten, riefen einander mit Begeisterung zu: „Das war er selbst — er hat uns darum gebeten — und wie höflich und milde — seht doch einmal! — wir müssen ihm schon den Willen thun und nach Hause gehen!“ Aber sie blieben stehen.

Nun aber zog die reitende und die adlige Garde über den weiten Platz. Sie schienen gleichsam über den frisch gefallenen Schnee hinwegzugleiten; denn die Hufschläge der Pferde konnte man nicht hören, besonders bei dem sich immer wieder erneuenden Hurrahgeschrei.

Beide Regimenter haben dieselbe Uniform: weiß, mit rothem Kragen, und dieselben Cascets.

Der Kaiser veränderte oft seine Stellung. Er schien aber eher die Gefahr zu suchen, als sie zu vermeiden.

Als Nicolaus den Palast verlassen hatte, stand die Sache in der That bedenklich. Doch von jetzt an zeigte sich des jungen Kaisers Entschlossenheit im höchsten Glanze und rettete seine Sache, die Viele schon verloren gegeben hatten.

Indeß hatte sich der Obrist Alexis Orloff, an der Spitze mehrerer Schwadronen der reitenden Garde, vor dem Winterpalast aufgestellt. Diese kleine Truppe verlor sich fast auf dem mit Schnee bedeckten weiten Platze, der sich vom Winterpalast bis zum Senatsgebäude hinzieht

und dessen Mittelpunkt der heutige Admiralitätsplatz bildete. Diese Hilfe kam zur rechten Zeit und Orloff erwies damit dem Kaiser einen Dienst, den dieser nie vergaß.

Mit einem kleinen Gefolge, das sich auf dem kurzen Ritt vom Winterpalast nach dem Platze der prächtigen Isaakskirche mit ihren vielen Kuppeln noch vergrößerte, kam Nicolaus bei jenen Truppen, die Orloff ihm zugeführt hatte, an. Als er seine Blicke über die Admiralität hinausschweifen ließ, sah er hinter der Reiterstatue Peter's des Großen, der im römischen Kostüm, einen Felsen hinaufgaloppirend, dargestellt ist, die Meuterer vor dem Staatsgebäude zwischen der Isaakskirche und dem englischen Quai sich in Schlachtordnung aufstellen. Er konnte deutlich erkennen, daß ihre Menge sich von Minute zu Minute durch Zuzug vermehrte. Dichtgedrängte Volksmassen schaarten sich zu den Empörern mit dem Zuruf: „Es lebe der Kaiser Constantin!“ Nicolaus sah jetzt ein, daß die Zeit zum energischen Handeln gekommen sei.

Er gab dem ersten Bataillon des Regiments Preobrajensky, das schon in mancher russischen Thronrevolution eine Hauptrolle gespielt hatte, den Befehl zum Vorrücken, was auch sogleich geschah. Als die Rebellen den ersten Trommelschlag des vorrückenden Bataillons vernahmen, zerstoben die aufgewiegelten Volksmassen nach allen Seiten hin und der Platz zwischen der kleinen,

den Kaiser umgebenden Gruppe und den Rebellen wurde plötzlich frei.

Da auf einmal sprengte aus der Mitte der Rebellen ein Officier in gerader Richtung auf den an der Spitze seiner Generale haltenden Kaiser zu, die rechte Hand unter den Rabatten der zum Theil aufgehakten Uniform haltend. Aengstlich umringt den Kaiser die Generalität seiner Umgebungen, um ihn vor der offenbar drohenden Gefahr zu schützen. Doch dieser winkt ihnen zu, daß sie sich zurückziehen möchten, und in glänzender Entschlossenheit reitet er dem Dahersprengenden auf Pferdelänge entgegen. „Halt!“ rief er ihm zu; „was bringst Du mir?“

Der bestürzte Reiter parirt sein Roß; er wirft einen Blick auf den unbeweglich haltenden Monarchen — krampfhaft zuckt seine Hand am verborgenen Pistol, das er unter den Rabatten seines Uniformrockes trägt. Dann, ohne zu salutiren, wirft er sein Roß herum und jagt zurück, wo er sich in den Reihen der Rebellen verliert, denen er zuruft: „Er sah mir in's Auge — ich konnte ihn nicht tödten!“ — So hatte Nicolaus durch die imponirende Majestät seiner Erscheinung, die Energie seines Blicks und die Entschlossenheit seines Handelns die Lebensgefahr beseitigt, der er sich mit allzugroßer Kühnheit ausgesetzt hatte.

Darauf zurückkehrend in den Kreis seiner Genera-

stät, gab er ganz ruhig, als ob nichts geschehen sei, auch dem dritten Preobrajensky'schen Gardebataillon so-wie noch mehreren Compagnien der Grenadiere von Pawlowsk und dem Bataillon Garde-Sapeurs Befehl zum Anmarsch. Dieses letztgenannte Bataillon wurde zur Verstärkung der Wache vom Winterpalast beordert. Dort hatten sich die beiden Kaiserinnen und sämmtliche in Petersburg anwesenden Prinzen und Prinzessinnen versammelt und harrten mit gespannter Aengstlichkeit des Ausganges des Kampfes, der jetzt schon anfing, durch das Knattern des Gewehrfeuers und das Alles übertönende aufrührerische Geschrei einen ernsten Charakter anzunehmen.

An der Spitze von 3000 Mann marschirte nun der Kaiser selbst gegen die Rebellen.

Auf seinem Wege stieß er auf eine Truppenabtheilung, die sich zu den Insurgenten begeben wollte. Der Kaiser ritt heran und grüßte sie auf übliche Weise mit den Worten: „Guten Tag, meine Kinder!“, aber die Antwort der Soldaten war das rebellische Geschrei: „Es lebe Constantin! Ein Hurrah für Constantin!“ — Nicolaus aber, ohne sich dadurch außer Fassung bringen zu lassen, deutete mit dem Finger auf das äußerste Ende des Platzes, wo die Rebellen standen, und sprach mit eiserner Ruhe: „Ihr irrt Euch! — Dort bei den Verräthern ist Euer Platz.“ — Eine andere ihm be-

gegnende Abtheilung begrüßte er auf dieselbe Weise. Sie machte schwankend in der Verlegenheit Halt und gab keine Antwort. Der Kaiser benutzte diesen Augenblick der Unentschiedenheit mit großer Geistesgegenwart, indem er mit lauter und klangvoller Stimme commandirte: „Rechts um — schwenkt Euch! — Marsch!“ und die Soldaten gehorchten instinctartig, als hätten sie nie eine andere Absicht gehabt.

Indeß hatten die Empörer weitere Verstärkungen erhalten. Der Lieutenant Panoska, der wieder einen Theil der Grenadiere verführt hatte, marschirte mit denselben vor den Senatspalast. Da er diesen hinreichend besetzt sah, so faßte er den Plan, den Winterpalast durch Ueberrumpelung zu nehmen. Aber auch hier fand er die Truppen entschlossen zum Widerstand aufgestellt, und so wagte er den Angriff nicht und zog sich über die zugefrorene Newa zurück.

Nach dem Zuzug zu den Rebellen von Panoska mit seinen Grenadieren und noch einer Marineabtheilung begann der Kampf.

Das Regiment Moskau unter den Rebellen hatte sich vergebens bemüht, den Winterpalast zu erstürmen. Eine Abtheilung finnischer Jäger vertheidigte denselben zwei Stunden lang mit großer Tapferkeit und Erfolg. Darauf zogen sich die Rebellen von dort zurück.

In den Reihen derselben machte sich schon eine

gewisse Muthlosigkeit bemerklich. Sie sahen, daß die verheißenen ungeheuren Zuzüge ausgeblieben waren, daß noch die Mehrzahl der Truppen treu zum Kaiser hielt, und dann gereichte es auch nicht zur besondern Ermuthigung, daß ihre Anführer zum Theil uneinig geworden waren, daß sich ein Schwanken in ihren Anordnungen bemerken ließ und daß Einige derselben auf dem Kampfplatze gar nicht erschienen waren.

Der Kaiser hielt den Rebellen gegenüber auf der andern Seite des Platzes an der Spitze seiner ihm treu gebliebenen Truppen. Da plötzlich ertönten aus der Ferne Trommelschläge und bald erkannte man, daß der erst vor kurzem von seiner zweiten Reise nach Moskau zurückgekehrte jüngere Bruder des Kaisers, Großfürst Michael, mit dem gezogenen Degen in der Hand, zu Fuß marschirend, an der Spitze des treu gebliebenen Theils vom Regiment Moskau, dessen Commandeur er war, im Sturmschritt diese Abtheilung dem Kaiser zuführte. Eben dahin sprengte auch die reitende Artillerie mit brennenden Lunten, die Alexander-Newsky-Perspective herabkommend.

Der Großfürst Michael war eben noch zu rechter Zeit eingetroffen, um seinem Bruder in dieser schweren Stunde Beistand zu leisten. Seiner Beredtsamkeit und seinen Versicherungen, daß Constantin aufrichtig und freiwillig dem Thron entsagt habe, war es bald gelungen,

die noch schwankenden Gemüther in der Caserne für Nicolaus wiederzugewinnen.

Vergebens hatte man den Kaiser gebeten, sich selbst zurückzuziehen und an den Gefahren des Angriffs gegen die Rebellen nicht Antheil zu nehmen. — „Nein," entgegnete er, „ich muß mich in diesem kritischen Augenblick meines Thrones würdig erweisen."

Eben so vergeblich wurde er nun von allen Seiten bestimmt, den Befehl zum Angriff zu geben, da schon jetzt der Erfolg nicht mehr zweifelhaft sein könne. Der Großfürst Michael erinnerte umsonst auf das dringendste an die herannahende Dunkelheit. „Noch eine halbe Stunde, Sire!" rief er ihm zu, „und der Zweck der Gegner ist erreicht, Freund und Feind würgen sich in der undurchdringlichen Nacht und die Stadt wird den Flammen zum Raube."

Damals war Nicolaus' Herz noch nicht so verbittert und verhärtet, wie später; auf alle Vorstellungen, daß ja nun alle Mittel der Güte und Versöhnung erschöpft seien, antwortete er mit einer Milde, deren er später nie wieder fähig war: „Ich will, so lange ich kann, das Blut meiner Unterthanen schonen; denn der erste Kanonenschuß wird das Todesurtheil sein für den letzten Rebellen."

Endlich nach einer Stunde, als schon 4 Uhr vorüber war, und die ersten Schatten der Nacht anfingen,

ein Dämmerlicht über die weißen Schneefelder der Stadt zu verbreiten, genehmigte der Kaiser, daß der Generalgouverneur mit den Empörern rede und den Versuch mache, die Irregeleiteten, wie der Kaiser selbst die verführten Soldaten nannte, zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Diese, wie Jeder voraussehen konnte, ganz vergebliche Milde sollte aber zu einem beklagenswerthen Ereignisse führen.

Der General Graf Miloradowitsch, der Freund und tapferste General Alexander's I., ritt im Vertrauen auf seine Popularität und die bisherige Liebe der Soldaten zu ihm, ganz allein auf den Haufen der Empörer zu. Kaum hatte er seine Anrede an dieselben begonnen, um sie durch geeignete Vorstellungen zu ihrer Pflicht zurückzuführen, als ihm ein lebhafter allseitiger Ruf: „Hurrah für Constantin! — Es lebe Constantin!“ entgegentönte. Man rief Drohungen gegen ihn und gebrauchte sogar Gewalt. Fürst Obolenski richtete selbst einen Bajonetstich gegen ihn, verwundete aber nur sein Pferd. Gleichzeitig aber schoß Kakhofski aus nächster Nähe ein Pistol auf ihn ab, und durch die Kugel wurde er tödtlich verwundet. — Sterbend seufzte er noch: „Wie konnte ich ahnen, daß ich den Tod von einem der Unsrigen erleiden würde!“ — Dieser russische Murat, wie man den tapfern Reitergeneral nannte, hatte in sechzig

Schlachten zur Ehre des Vaterlandes im Kugelregen gestanden und war nicht verwundet worden, und nun mußte er von der Hand eines Rebellen fallen!

Nicolaus war durch diesen Mord an einem seiner besten und treuesten Generale auf das tiefste erschüttert. Er besuchte ihn noch auf seinem Sterbelager und sagte ihm theilnehmende und herzliche Worte.

Indeß wuchs die Gefahr des Aufstandes mit jedem Augenblick mehr und mehr. Immer größere Volkshaufen schlossen sich an die Empörer, darunter die bärtigen Mäschicks, die nur auf den Augenblick lauerten, die Brandfackel oder Raub und Mord in die Häuser der reichen und vornehmen Bewohner zu werfen.

Nicolaus, ergriffen von dem Eindruck, den die Ermordung des Generals Miloradowitsch auf ihn und die ihn umgebenden Generale gemacht hatte, war nun endlich entschlossen, seine Scheu, Blut zu vergießen, zu überwinden. Er drückte mit tiefer Bewegung dem sterbenden General die Hand, und um, ehe er Gewalt brauchte, noch den letzten Act der Güte zu versuchen, ließ er den Metropoliten Seraphim, einen fast siebenzigjährigen weißbärtigen Greis, der allgemein verehrt war, kommen, und beauftragte ihn, noch das letzte Friedenswort bei den Rebellen zu bersuchen. Gern war der fromme Greis, der in seinen zitternden Händen kaum das Kreuz des Erlösers tragen konnte, bereit, sich

als Friedensapostel zu den verführten Schaaren zu begeben.

Begleitet von Eugen, dem Metropoliten von Kiew, dem zweiten Prälaten des Reichs und gefolgt von einer zahlreichen Geistlichkeit schritt Seraphim über das weite Schneefeld, das der Schauplatz des Blutvergießens werden sollte.

Kaum hatte er in Gott geweihter Erhebung seine Ansprache begonnen, so übertönte der Wirbel von funfzig Trommeln seine Worte des Friedens. Als er sich den Anführern näherte, um diese erst zu gewinnen, stieß man den vom Volke fast heilig gehaltenen Mann mit Gewehrkolben zurück. — Mit Hohn deutete man auf sein silberweißes Haar und fragte ihn spöttisch: „Woher nimmst Du den Muth, Dich um Dinge zu bekümmern, die Dich nichts angehen?“ — Da mußten wohl die beiden Metropoliten und die Popen einsehen, daß sie nicht mehr im Stande sein würden, sich nur Gehör zu verschaffen, und sie zogen sich, verfolgt von dem rohen Hohngelächter der Rebellen, zurück.

Strengere Maßregeln waren jetzt um so dringender nothwendig, als die Empörer Rubel und Branntwein unter die Volksmenge hatten vertheilen lassen, und damit läßt sich bei dem ächten Russen Alles gewinnen. Der rohe Haufen trat auf die Seite der Rebellen und der Ruf: „Hurrah für Constantin!“ zog wie ein wildes Gebrüll durch die Luft.

Nicolaus beorderte die reitende Garde zu einem Angriff von allen Seiten auf den Rebellenhaufen. Aber dieser Angriff sollte nur ein Scheinangriff sein, um das Blut der Unterthanen des Kaisers zu schonen. Er wurde mit Flintenschüssen zurückgewiesen.

Der Kaiser wendete sich nun an verschiedene Regimenter, die in seiner Nähe hielten. „Ich rechne auf Euch," sprach er zu den Soldaten, „Kinder! seht dort einen Haufen irregeleiteter Menschen, welche sich gegen ihren rechtmäßigen Herrscher empören. Unter dem Vorwande, ihrem Eide, den sie dem Großfürsten Constantin geleistet, treu zu bleiben, verfolgen sie schlechte Absichten. Ich bin sicher, Ihr werdet Eure Pflicht thun!" — „Führe uns vorwärts! Hurrah Nicolaus!" riefen sie einstimmig.

Die Stellung der Empörer war für sie vortheilhaft. Die Scheinangriffe erhöhten nur ihren Muth. Sie hielten für Schwäche, was doch Milde und Schonung war, und wurden nur um so frecher in ihrem Beginnen. Zudem schienen Muth und Kampflust bei den Truppen, die dem Kaiser treu geblieben waren, nicht allzu groß zu sein.

Dadurch wurde nun der Kampf von Seiten der Rebellen immer wilder. Sie wurden nun die Angreifenden, und die treuen Regimenter hatten Mühe, solche Angriffe abzuwehren. Der Mörder des General Milo-

radowitsch, Kachofski, erschoß nun auch den Obristen Stürler, einen Schweizer, den tapfern Commandeur des Grenadierregiments. Neben Andern wäre fast der Großfürst Michael ein Opfer seines Muths geworden. Wilhelm Kuchelbecker schlug seine Pistole auf ihn an und würde ihn aus großer Nähe erschossen haben, wenn nicht einige Matrosen, durch die Größe einer solchen Frevelthat erschreckt, ihm in den Arm gefallen wären. Kuchelbecker wendete sich nun gegen den General Woinoff, aber glücklicher Weise versagte die Pistole, die kurz vorher in den Schnee gefallen war. — Ein anderer Rebell, Jacobowitsch, suchte eifrig an den Kaiser zu kommen, um ihn zu tödten. Es gelang ihm aber nicht.

Der Kampf hatte, begünstigt durch die vortheilhafte Stellung der Insurgenten schon mehrere Stunden gedauert, als endlich um vier Uhr, beim Anbruch der Nacht, der Befehl zum Auffahren der Artillerie gegeben wurde.

Mehrere Feldkanonen wurden in der Nähe des Admiralitäts-Boulevards grade dem Senatspalast gegenüber aufgestellt und mit Kartätschen geladen. Noch einmal erließ der Kaiser eine Aufforderung an die Empörer, sich zurückzuziehen, während die Kanoniere ihre brennenden Lunten in der Luft schwenkten, die beim Einbrechen der Dunkelheit an sich schon eine weithin leuchtende Warnung gewährten. Aber höhnend, mit

dem Rufe: „Es lebe Constantin!“ wurde die Aufforderung des Kaisers beantwortet. Noch immer zögerte Nicolaus, doch endlich, gedrängt von den Vorstellungen und Bitten der Seinigen, gab er den Befehl zur Abfeuerung der ersten Kanone. „Aber,“ setzte er menschenfreundlich zu, „richtet sie zu hoch! — Ich will nicht, daß einer dieser unglücklichen Verführer getödtet werde; doch sei es die letzte Warnung.“ —

Doch auch diese hatte keinen andern Erfolg, als erneuerten Hohn; denn die Verschworenen nahmen den Fehlschuß für den Beweis einer ihnen günstigen Stimmung der Artillerie, und selbst Nicolaus mußte erkennen, daß die Gesinnung der Artilleristen durch die lange Zögerung eine ungünstige geworden war. Nun erst entschloß er sich, Ernst zu machen und Befehl zu geben, einen Kanonenschuß mit Kartätschen in die dicht gedrängten Haufen der Insurgenten abzufeuern. Dabei erwiesen sich die Artilleristen abermals lau und zögernd, und man erzählt, daß Nicolaus selbst eine Kanone richtete und dem zögernden Kanonier die Lunte entriß und selbst abfeuerte. Mit diesem Augenblick war in seiner höchst gereizten Stimmung die Zeit der Gnade und Milde für immer vorüber.

Schon die Wirkung dieses ersten Schusses war fürchterlich. Viele Tausende von Menschen waren so dicht und nahe auf einander gedrängt, daß jede der

zahlreichen Kartätschenkugeln, die sich in einer Patrone befanden, mehrere Menschenleiber durchschlug. Man beorderte jetzt eine Schwadron zum Einhauen gegen die Rebellen und schon nach wenigen Minuten erfolgte die zweite Salve aus mehreren Kanonen, — da stob Alles in rasender Eile auseinander.

Das weite Schneefeld bedeckte sich mit Leichen, Verstümmelten und Blutlachen. — Der Kampf war zu Ende; Soldaten und Empörer, die von den Rebellenführern nicht mehr zurückgehalten werden konnten, zerstreuten sich nach allen Seiten. Sie wurden von der reitenden Adelsgarde nach Wassilij Ostrow verfolgt, — das ist eine bebaute Insel, nahe dem jenseitigen Newaufer, wohin sie auf dem starken Eise der Newa mit Leichtigkeit gelangen konnten. Andere Haufen entflohen längs der englischen Strandgasse und durch die Straße Gubernajo, die parallel mit der Hauptstraße läuft, auf welcher man in der Dämmerung die Flüchtenden nur wie gespenstische Schatten sah. Dort wurden sie abgeschnitten. An dieser Stelle wurden mehr als 500 Menschen gefangen genommen. Die anderen zerstreuten sich nach allen Seiten und suchten Schutz in den Häusern, deren Bewohner edelmüthig genug waren, ihnen die Thüren zu öffnen. In der Nähe des Senatspalastes drang ein Haufen in ein Haus, dessen verschlossene Thüren sie erst mit Kolbenstößen gesprengt hatten und

verbarrikadirten sich daselbst; aber das half ihnen wenig; die treugebliebenen Soldaten hatten im Kampfe selbst die Kampflust wieder gewonnen; sie erstürmten die Barrikaden und umringten die Eingedrungenen, die sie bald darauf gefangen nahmen. — So wurden in der Nacht noch über 1000 Rebellen gefangen genommen, die entwaffnet und in die Casernen eingesperrt wurden.

Aber eine furchtbare Ernte hielt der Tod. Die zur Wuth aufgestachelten Cavalleristen, welche die Fliehenden verfolgten, schonten kein Menschenleben mehr.

Man kannte die Zahl der Gebliebenen nicht; denn in das Eis der Newa wurden weite Oeffnungen gehauen, in welche die Todten hineingeworfen, die Fliehenden hineingedrängt wurden. Unter dem Eise dem Meere zugetrieben, verschwanden sie auf ewig. Andere Fliehende stürzten unvorsichtig hinein und hatten dasselbe Geschick. Selbst aus den untern Volksklassen, welche theils Neugier, theils Plünderungslust herbeigezogen hatte, wurden Viele theils getödtet, theils gefangen genommen.

Während draußen vor dem Winterpalast der wilde Lärm tobte, erwartete im Innern die Kaiserin, umgeben von den Damen ihres Hofes, in tödtlicher Angst den Ausgang des Kampfes. Als sich Nicolaus endlich zum Aeußersten entschließen mußte, hatte er einen Adjutanten abgesendet, um der Kaiserin diese Botschaft zu bringen;

denn er fürchtete die Wirkung, welche die Artilleriesalve auf ihre schwachen Nerven üben mußte.

Bei dem ersten Kanonendonner sank die Kaiserin, in Thränen zerfließend, auf ihre Kniee und betete für das Leben ihres Gemahls. Schon vor sechs Uhr eilte der Kaiser in ihre Arme und suchte ihr geängstigtes Gemüth zu beruhigen. Doch konnte er sich nur wenige Minuten bei ihr aufhalten. Er begab sich an das Schmerzenslager des Grafen Milobadowitsch, um diesem berühmten Opfer einer unglücklichen Katastrophe für seine dem Vaterlande geleisteten letzten Dienste zu danken. Die Aerzte hatten die Wunden des Helden für tödtlich erklärt. Nur noch Augenblicke waren ihm vergönnt zu leben. Nicolaus empfing seinen letzten Willen und gelobte dessen pünktliche Erfüllung.

Höchst aufgeregt kehrte der Kaiser in seinen Palast zurück. Es ist begreiflich, daß selbst die Umarmungen der Kaiserin nicht alle Bitterkeit aus seinem Herzen vertilgen konnten. — „Welcher Anfang meiner Regierung!“ rief er aus. Das waren die ersten Worte, die er hervorbringen konnte. Für das Herz der Kaiserin Alexandra Feodorowna war indeß die Rettung ihres Gemahls aus der drohenden Gefahr ein mildernder Balsam. Doch blieben die Spuren des Eindrucks jenes grauenvollen Tages in ihrem nervösen Zustande noch bis heute fortwirkend zurück.

Noch am Abende dieses verhängnißvollen Tages wurde in der Capelle des Winterpalastes ein feierliches Tedeum gesungen. Nicolaus wohnte mit dem ganzen Hause und dem Hofe diesem feierlichen Dankgottesdienste bei.

Die Truppen blieben die Nacht über unter den Waffen; die Zugänge wurden durch starke Detachements besetzt. Durch die Nacht leuchteten schauerlich schön auf dem mit Blut bedeckten weiten Schneefelde die Wachtfeuer der bivouakirenden Soldaten. Außerdem durchkreuzten zahlreiche Patrouillen die Stadt nach allen Richtungen hin. Selbst am folgenden Tage wurden die militärischen Sicherheitsmaßregeln fortgesetzt. — Aber die Ruhe und Ordnung wurde nicht wieder gestört.

Der Thron war befestigt und schreckliche Blutgerichte sollten ihn gegen alle ferneren Angriffe sichern.

4.

Bestrafung der Rebellen, zunächst des Fürsten Trubetzkoi.

Wo waren die Häupter der Rebellen geblieben, nachdem sie ihr Gewissen mit dem Tode oder dem Unglück so vieler Männer, unter denen sich brave Familienväter befanden, belastet hatten?

Ihre Uneinigkeit, das Ausbleiben Einiger vom Schauplatz des Kampfes und die Rathlosigkeit Anderer

hatten ihren Untergang gefördert. Die Aufstellung auf dem freien Platze im Quarrée war wohl gegen Cavallerie und Infanterie zu halten; aber nicht gegen Artillerie, wie schon der erste Erfolg zeigte. — Weit länger und erfolgreicher hätten sie ihren Widerstand fortsetzen können, wenn sie gleich vom Anfange an die Festung überrumpelt hätten, die damals nur schwach besetzt war. Sie hätten damit einen festen Stützpunkt gewonnen und Artillerie zur Verfügung erhalten, um sich mit Kraft widersetzen zu können.

Einer der Hauptverschworenen, Ryleieff, hatte sich, nachdem Alles verloren war, in seine Wohnung zurückgezogen, wo sich auch mehrere seiner Freunde und Mitverschworenen einfanden.

Der Fürst Trubetzkoi war nicht dort. Dieser Großprahler, der bei dem Laden seiner Pistolen ausgerufen hatte: „Ich werde der Welt zeigen, daß es Rußland nicht an einem Brutus fehlt, der sich für das Vaterland opfert,“ wurde auch im Kampfe nicht gesehen. Er war, nachdem Nicolaus' Ermordung gelungen sein würde, zum Dictator ausersehen. Dieser von seinem Glück und und seiner Mutter verzogene Feigling hatte sich am Tage des Ausbruchs der Revolte bei keinem der Mitverschworenen sehen lassen. Beim Beginn des Aufstandes war er, anstatt nach der getroffenen Verabredung nach dem Senatsplatz zu eilen und den Oberbefehl über die In-

furganten, welche den Senatspalast überrumpeln sollten, zu übernehmen, hatte er sich in die Kanzlei des Generalstabs geflüchtet und hatte dort den Eid für Nicolaus abgelegt. In dieser Kanzlei bekam er Nervenzufälle. Als er sich etwas erholt hatte, begab er sich, um seine Schande den Blicken der Menge zu entziehen, zu seiner Schwester. Die innere Angst ließ ihm aber nirgends Ruhe. Er flüchtete zu seiner Schwiegermutter, der Gräfin Laval, einer Frau von stärkerem Charakter. Auch hier glaubte sich der feige Verschwörer nicht sicher und flüchtete sich, begünstigt vom Dunkel der Nacht, in das Haus seines Schwagers, des Grafen von Lebzeltern. Hier endlich beruhigte er sich einigermaßen. Der Graf war östreichischer Gesandte und deshalb glaubte der Fürst Trubetzkoi, dort ein Asyl gefunden zu haben.

Aber so gänzlich hatte er den Kopf verloren, daß er in der Eile der Flucht aus seinem Hause das Wichtigste, was sich unter diesen Umständen thun ließ, die Vernichtung seiner Papiere, vergessen hatte. Diese aber wurden bei einer Haussuchung in seiner Wohnung gefunden und compromittirten ihn so, daß er seiner Haupttheilnahme an der Verschwörung überführt war, ehe nur ein Verhör mit ihm vorgenommen wurde. Es befand sich dabei eine Liste aller seiner Mitverschworenen und so wurden nicht nur er selbst, sondern auch eine Menge seiner Freunde, die auf ihn ihr Vertrauen gesetzt hatten,

durch seine Unvorsichtigkeit dem Untergange geweiht. — Diese Papiere wurden gefunden und noch in derselben Nacht begab sich der Minister Graf Nesselrode in eigener Person zu dem östreichischen Gesandten, um ihn zu ersuchen, daß er seinen Schwager veranlassen möge, sich nicht länger dem Befehle des Kaisers zu widersetzen und unmittelbar von dort, in Begleitung eines Adjutanten, welcher den Befehl hatte, ihm den Degen abzunehmen, sich in den Winterpalast zu begeben.

Das geschah, und bald stand der Fürst Nikolajeff Trubetzkoi vor dem Kaiser Nicolaus.

Dieser begann jetzt mit aller Strenge seines imponirenden Wesens ein Verhör mit ihm. Trubetzkoi versuchte anfangs jede Theilnahme an der Verschwörung zu leugnen. Aber seine Papiere und die seiner Mitschuldigen überführten ihn bald. Nicolaus zeigte sie ihm schweigend.

Da mußte er wohl einsehen, daß alles Leugnen vergebens sei. Er fiel dem Kaiser zu Füßen und flehte um Gnade und Schonung seines Lebens.

„Gut — es sei — ich schenke Ihnen das Leben," sprach der Kaiser, „aber schreiben Sie an Ihre Gattin, was ich Ihnen dictiren werde."

Und Nicolaus dictirte, was der Fürst fast mechanisch schrieb: „Ich befinde mich wohl! — ich werde mein Leben behalten." Der Fürst hörte auf zu schreiben;

das Weitere mit Entsetzen erwartend; denn offenbar war dieses Wort noch nicht der Abschluß von des Kaisers Willensmeinung. „Nun schließen Sie den Brief und siegeln Sie ihn zu. Ich werde ihn besorgen.“

Finster fuhr Nicolaus fort: „Wenn Sie den Muth in sich fühlen, ein entehrtes, von Gewissensbissen gefoltertes Dasein zu führen, so sollen Sie es haben; das ist aber auch das Einzige, was ich Ihnen versprechen kann.“

Der Kaiser entließ ihn und der von allen Gütern des Reichthums und der Ehre umgeben gewesene junge Mann, welcher sich erst vor kurzem mit einer der schönsten, edelsten und liebenswürdigsten jungen Damen am russischen Hofe vermählt hatte, der Fürst Nicolajeff Trubetzkoi, würde mit einer schweren eisernen Kette am Bein, mit geschorenem Kopfe, in grober Züchtlingskleidung in den nördlichsten Theil Sibiriens transportirt. Seines Ranges, seiner Aemter und Würden entkleidet, erhielt er statt seines Namens eine Nummer, womit er als Gefangener in die geheime Liste des Gouvernements eingetragen war. — Wie ein gemeiner Verbannter mußte er in eisiger Wüste die härtesten Arbeiten verrichten, ohne Aussicht auf Mildernng seiner grausamen, wenn auch wohlverdienten Strafe.

Seine edle und jugendlich schöne Gemahlin wünschte das Loos ihres unwürdigen und doch von ihr geliebten

Gatten zu mildern und hat den Kaiser um die Gnade, dessen Verbannung theilen zu dürfen. Diese grausame Wohlthat wurde ihr zu Theil; doch nur unter den harten Bedingungen, daß sie ihr großes Vermögen abtrete und nur noch eine Rente von 800 Rubel behalte; auch daß sie nie wieder nach Petersburg zurückkehren dürfe.

Gemeinschaftliches Unglück erhöht die Liebe unter Ehegatten, die einander im Leiden nicht verlassen. Ihre Ehe, die früher kinderlos war, wurde unter den elendesten Zuständen in Sibirien durch fünf Kinder gesegnet.

Nach sieben langen Jahren schrieb diese edle Gattin eines Verbannten an ihre Verwandten in Petersburg, sie möchten bei dem Kaiser unterthänigst um die Gnade flehen, daß ihre Kinder nach Petersburg oder irgend einer andern großen Stadt gesendet werden dürften, um dort eine standesgemäße Erziehung zu erhalten.

Da zeigte sich zum ersten Male die eiskalte Härte, welche die Erbitterung über die Revolution, die auch unter Pestel im Süden des Reichs gefolgt war, im Gemüth des Kaisers zurückgelassen hatte. Nicht der rührende Edelmuth der ihrer Pflicht getreuen Gattin, nicht die Unschuld ihrer Kinder an dem Verbrechen ihres Vaters konnte in der Seele des Kaisers einen Zug von Milde erwecken. Kalt schrieb er unter die demüthige

Bittschrift der Verwandten der edlen Fürstin: „Die Kinder eines Leibeigenen und Sträflings bedürfen keiner Erziehung."

Indeß war die dem Fürsten zuerkannte Strafzeit endlich verflossen; aber anstatt nun freigegeben zu werden, wurde er mit seiner Familie in einen der entlegensten Theile Sibiriens verwiesen, um sich dort eine neue Heimath zu gründen. — Hier aber befand sich die Fürstin in einer noch weit schlimmeren Lage als zuvor; denn so lange ihr Gemahl Gefangener war, hätte sie doch wenigstens Menschen um sich, mit denen sie reden konnte, die doch Mitleid für sie hegten, während sie jetzt in einer weiten Einöde, nur von Tannenwäldern und Schneefeldern umgeben, völlig vereinsamt war.

In dieser verzweiflungsvollen Lage schrieb die Fürstin auf's neue an ihre Verwandten nach Petersburg, daß sie des Kaisers Gnade anflehen möchten, um wenigstens die Erlaubniß zu erhalten, daß sie sich in der Nähe einer Stadt niederlassen dürften, um doch ihre zarten Kinder nicht ohne ärztlichen Beistand hinsterben lassen zu müssen. Einer ihrer Verwandten, ergriffen von der tiefrührenden Wahrheit, die in dieser Bitte lag, hatte den Muth, dem Kaiser diesen Brief vorzuzeigen; aber Nicolaus erwiderte kalt: „Es überrascht mich, daß es Jemand wagt, von dieser Familie, deren Haupt sich gegen mich verschworen, zum zweiten Male zu reden."

So versagte Nicolaus in seiner herzlosen Härte den unschuldigen Gliedern der Familie eines Verbannten nicht nur jede Milderung und Gnade, sondern auch jede Gerechtigkeit.

Wir können uns denken, daß das Schicksal der übrigen Mitverschworenen, die wirklich thätlich Theil am Ausbruch der Verschwörung genommen hatten, noch viel härter ausgefallen sein mußte. Doch auffallend genug zeigte Nicolaus dabei anfänglich eine Milde, die mit der spätern Härte seines Charakters sich nicht vereinigen läßt.

5.

Geschick der übrigen Mitverschworenen.

Nicolaus setzte eine Untersuchungscommission ein, um die Verschwörung bis auf die tiefste Wurzel zu verfolgen. Alle Gefängnisse waren gefüllt; noch immer erfolgten zahlreiche Verhaftungen. Es wurden unter den Angeklagten verschiedene Kategorien gemacht, um die Verführer von den Verführten zu scheiden. Proclamationen darüber wurden an das Volk erlassen. Die Presse durfte nichts Andres darüber bringen, als was den kaiserlichen Manifesten beliebte der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die Commission arbeitete mit großem Eifer und

einer Unparteilichkeit, welche in der Absicht des Kaisers lag. Nach fünfmonatlichen Arbeiten konnte die Commission das Ergebniß derselben dem Kaiser vorlegen. Dieser Bericht fand bei demselben Anerkennung und Belobung.

In Folge der verschiedenen Unterscheidungen, die gemacht waren, kamen eine Menge der leichter gravirten Officiere mit leichten Strafen davon, als Degradation, Versetzung in ferne Garnisonen u. s. w.

Noch blieben aber nicht weniger als 620 Personen in Haft, die unter der schweren Anklage des Hochverraths standen. Für diese wurde vom Kaiser ein eigener Ausnahme-Gerichtshof eingesetzt, der seine gemessenen Instructionen erhielt, welche jedoch den Geist der Gerechtigkeit athmeten.

Nun ist es bekannt, daß seit der Regierung der Kaiserin Elisabeth für alle nicht politische Verbrechen die Knutenstrafe und Verbannung nach Sibirien statt der Todesstrafe bestimmt war; was aber politische Verbrechen betrifft, so werden diese noch heute nach russischen Gesetzen mit einer barbarischen Strenge bestraft, die nur der Kaiser selbst mildern kann. Hier aber wurde in der kaiserlichen Instruction befohlen: „Alle die Verbrechen, deren sich die Angeklagten selbst schuldig bekannt haben, oder deren man sie hätte überführen können, sollen ohne alle Ausnahme mit dem Tode bestraft werden."

Zum Unglück aber bestand dieses Ausnahmegericht meistens aus Männern der altrussischen Partei, welche die Rebellen schon haßten als Neuerer. Ganz gegen den Willen des Kaisers wurden sie aus unparteiischen Untersuchungsrichtern — Verfolger und Rächer. Man wagte nicht die Verhöre vor dem gesammten Gerichtshof vorzunehmen, oder mehrere der Angeklagten miteinander zu confrontiren, aus Furcht, unangenehme Wahrheiten zu hören, welche dann protokollirt werden mußten und leicht dem Kaiser vor Augen kommen konnten.

Man zog es vor, einzelne Commissarien zu ernennen, welche in die Kerker gesendet wurden und dort, wie behauptet wird, nicht selten durch Anwendung der Tortur Geständnisse erzwangen, wie man sie haben wollte. Da aber der Kaiser erklärt hatte, daß die mildeste Ansicht die geltende sein solle, so erfolgte der Spruch des Ausnahmegerichts, welcher über 31 Angeklagte erster Kategorie (des Complotts des Kaisermordes) die Todesstrafe mittelst Enthauptung verhängte. Die andern Kategorien wurden nicht mit Todesstrafen belegt, aber die Strafen des politischen Todes, der lebenslänglichen Zwangsarbeiten, der Verbannung nach Sibirien, Degradation zum gemeinen Soldaten, waren immer schon hart genug, um die Todesstrafe reichlich zu ersetzen.

Vor der Vollziehung derselben mußten die Urtheile

dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt werden. Noch war damals das Herz des Kaisers Nicolaus nicht so verhärtet wie später, um nicht der Milde zugänglich zu sein. Der Gerichtshof aber, in seiner leidenschaftlichen Parteistimmung, glaubte dieser humanen Absicht des Kaisers schon mehr als genügend nachgekommen zu sein und hielt sich für verpflichtet gegen jede weitere Ausdehnung der Gnade zu protestiren. Er sagte in dieser Beziehung: „Ohne Zweifel kann das Gesetz der Milde keine Gränzen setzen, welche die schönste Prärogative der höchsten Gewalt ist; der Gerichtshof wagt indeß vorzustellen, daß die ausgeführten Missethaten von so gräßlicher Natur und die Sicherheit des Staats so sehr gefährdend sind, daß selbst die Hoffnung auf die Milde des Herrschers verboten scheint."

Dieser Protest eines Gerichtshofes gegen das Begnadigungsrecht des Herrschers steht einzig da in den Annalen der Gerechtigkeitspflege. Indeß hatte es doch die Folge, daß Nicolaus den Regungen der Milde nicht in dem Maße Ausdehnung zu geben wagte, wie er wohl gern gewünscht hätte.

Indeß wurde doch durch kaiserliche Gnade allen Kategorien der Verurtheilten bedeutende Strafmilderungen zu Theil. Namentlich wurden mit Ausnahme von fünf der Hauptanführer die sämmtlichen übrigen zum Tode verurtheilten Verbrecher der ersten Kategorie

theils zu lebenslänglicher, theils zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit und Verlust des Adels und Ranges rc. begnadigt. Und so erhielten auch nach Verhältniß die übrigen Kategorien einige Milderung.

Die Namen der fünf Hauptverbrecher Paul Postol, Konrad Ryleieff, Michael Bestuscheff Rumin, Sergius Murawieff, Apostol und Peter Kalkhofsky, die auch zu den zum Tode Verurtheilten gehörten, wurden in dem kaiserlichen Begnadigungs=Manifest nicht genannt. Es hieß ihretwegen: „Was endlich die Staatsverbrecher betrifft, deren Namen in dem gegenwärtigen Ukase nicht erwähnt sind, und die wegen der Abscheulichkeit ihrer Verbrechen von jeder Kategorie und der Vergleichung mit den übrigen Angeschuldigten ausgeschlossen sind, so übergeben wir ihr Schicksal ganz und gar der Entscheidung des hohen nationalen Gerichtshofes, nach dessen schließlichen Urtheilsspruche die Strafe, welche er über die Schuldigen fällen wird, sogleich zur Ausführung gebracht werden soll."

Da nun Nicolaus die alten barbarischen Strafen des lebendigen Räderns, Viertheilens, Verstümmelns rc. im Licht unsres Jahrhunderts nicht wieder hergestellt wissen wollte, so mußten sich die erbitterten Richter freilich mit einer einfachen Todesstrafe begnügen. Hatten aber die armen Verurtheilten gehofft, als Militärs ohne Beschimpfung erschossen zu werden, so suchten wenigstens

die rachsüchtigen Richter die früher beschlossene Todesstrafe der Enthauptung in eine nach russischen Begriffen entehrende, durch Erhängen, zu verwandeln.

Es war um zwei Uhr Morgens am 26. August 1826, als die ersten Vorbereitungen geschahen. Dumpfer Trommelschlag und der gedämpfte Ton der Trompeten verkündete die bevorstehende Hinrichtung in allen Stadtvierteln. Seit achtzig Jahren hatte man in Petersburg keine Hinrichtung gesehen und doch hatten sich nicht viel Zuschauer eingefunden; so groß war der Abscheu des Volkes gegen die von Elisabeth abgeschafft gewesene Todesstrafe. Ein Galgen auf einer der Bastion der Festung war errichtet, groß genug, um die fünf Verurtheilten aufzunehmen. Um drei Uhr verkündete Trommelwirbel die Ankunft der Verurtheilten, denen das Leben geschenkt war. Knieend hörten sie ihr Urtheil an. Es wurden ihnen die Epauletten und Orden abgerissen. Man zog ihnen die Uniformen aus, zerbrach, zum Zeichen der Degradation, ihre Degen über ihrem Haupte, bekleidetete sie mit grauen Kitteln, führte sie unter dem Galgen durch und verbrannte die ihnen abgenommenen Uniformen und Ehrenzeichen auf einem Scheiterhaufen. — So geschah alles Mögliche, um diese Unglücklichen zu infamiren, ehe man sie ihre Strafe antreten ließ.

Nachdem man sie wieder in die Festung zurückgeführt hatte, kamen die fünf zum Tode Verurtheilten.

Sie trugen graue Kittel, deren Kapuzen ihre Gesichter verhüllten, so daß Niemand ihre Züge erkennen konnte.

Einer nach dem Andern erstieg das Gerüst und die unter dem Galgen aufgestellten Schemel. Die Stricke wurden ihnen um die Hälse geschlungen. Da ereignete sich ein Zufall, der die gräßliche Strafe noch durch verdoppelte Todesqual erhöhte. Der Henker war nämlich kaum vom Gerüst heruntergetreten, als die Pfeiler desselben plötzlich zusammenbrachen. Nur Postol und Kalkhofsky hatten ihr Schicksal erfüllt. Die drei Andern dagegen waren dem Stricke entglitten, und in die gähnende Oeffnung unter dem Schaffot hinabgefallen.

Der Kaiser befand sich in Tzaresko-Zelo. Niemand wagte die Verantwortung des Aufschubes auf sich zu nehmen. Die Unglücklichen mußten zweimal die Qualen des Todes ausstehen. Sie wurden unter den Trümmern des Schaffots hervorgezogen und dieses wurde von neuem aufgebaut. Rylejeff war durch den Fall etwas betäubt worden. Er erholte sich aber bald wieder und sagte: „Mir soll also nichts gelingen — nicht einmal das Sterben." Bestuscheff Rumin hatte sich durch den Fall beschädigt. Er mußte auf das Schaffot getragen werden. Einige Augenblicke darauf wurde die Execution auf's neue vollzogen und gelang besser.

Die Truppen defilirten vor den schwebenden Leichen vorbei und verließen schweigend den entsetzlichen Schauplatz.

Um fünf Uhr Morgens verkündeten Manifeste bei Trommelwirbel was geschehen war. Niemand sprach darüber ein Wort; aber eine tief erbitterte Stimmung bemächtigte sich der Volksmassen.

So kamen fünf Männer von großer Energie des Charakters in der Blüthe ihres Lebens um, die dem Vaterlande hätten große Dienste leisten können. In der Verirrung eines glühenden Patriotismus hatten sie sich falschen Trugbildern hingegeben, die sie in's Unglück stürzen mußten.

Nicht viel weniger zu beklagen als diejenigen, deren Leben und Leiden am Galgen geendigt hatten, waren die, welche nach Sibirien transportirt wurden. Man denke sich Männer, die allen Luxus des vornehmen Lebens gewöhnt, in Züchtlingskleidung mit geschorenem Bart und Kopfhaar auf zweiräderigen, auf den Achsen feststehenden Karren (Telagasa) gesetzt. Noch am Tage der Hinrichtung mußten sie zu vier und vier diese Karren besteigen, die keine anderen Sitze hatten, als ein Bund Stroh. Auf diese Weise mußten die Verbannten den dreitausend Werste oder dreihundertfunfzig geographische Meilen langen Weg nach Sibirien zurücklegen. Ueberall verhöhnte der unverständige Pöbel mit Schimpfworten und Kothwürfen die Männer, welche ihr Leben für dessen Befreiung vom drückendsten Joche eingesetzt hatten. Die sie begleitenden Kosaken hielten sich nicht

hier berufen, die Verbannten gegen den Volksunwillen zu schützen; um desto strenger befolgten sie ihre Instruction mit der Knute, jeden Versuch derselben sich mit einander zu unterreden, durch furchtbare Schläge zu bestrafen und mit gezogenen Säbeln und geladenen Karabinern die Unglücklichen Tag und Nacht zu bewachen, daß sie keinen Fluchtversuch wagten. — Trubetzkoi war krank; aber er hatte später, wie wir erzählt haben, den schmerzlichen Trost mit seiner edlen Gemahlin wieder vereinigt zu werden, gegen die und deren Kinder der Kaiser eine so grausame und unversöhnliche Härte übte. Auch andere Frauen der Verbannten folgten mit opferfreudigem Muthe ihren meistens noch jugendlichen Männern, die fast alle aus den höchsten und gebildetsten Ständen stammten.

Ihr Bestimmungsort lag jenseits des Baikalsee's. Es war das Dorf Tschula an der Ingada, auf dem Wege von Wakaniz nach Udinsk und Uschinks. Das Klima ist in diesem Becken des See's weniger rauh, als in andern Theilen Sibiriens. Bergwerke waren dort nicht vorhanden, und so beschränkte sich ihre Zwangsarbeit darauf, daß sie täglich einige Stunden in einer eigens für sie errichteten Werkstatt arbeiten mußten. Auch wurde ihnen kaum eine irgend zulässige Erleichterung versagt. Selbst Lectüre war ihnen gestattet, und Tschula wurde gewissermaßen eine Oase der Si-

vilisation inmitten einer ungeheuren menschenleeren Wüste.

Ganz im Gegensatz mit der unmenschlichen Härte, welche Nicolaus — freilich in den spätern Jahren seiner Regierung, wo sein Gemüth schon verbittert und eiskalt geworden war — gegen die unschuldige, unglückliche Familie Trubetzkoi's erwies, wurde den hinterlassenen Familien der Verbannten das Verbrechen derselben nicht angerechnet. Ja, der Kaiser schien geflissentlich darauf bedacht zu sein, dieselben durch seine besondere Theilnahme vor den Augen der Welt gewissermaßen zu rehabilitiren. So z. B. schenkte er dem Vater des Anstifters der Rebellion im Süden, des Obrist Pestel's, dessen Vermögen zerrüttet war, 50,000 Rubel, so wie Erlaß des rückständigen Pachtzinses für ein Krongut, welches Alexander ihm auf 12 Jahre überlassen hatte. — Pestel's Bruder, den Obersten in der Adelsgarde, ernannte der Kaiser zu seinem Adjutanten. Auch der unglücklichen jungen und schönen Wittwe Ryleieff's, an welche der Hingerichtete noch kurz vor seinem Tode einen so rührenden Brief geschrieben hatte, gab er Beweise seiner innigen Theilnahme. Er ließ mehrere Male zu ihr senden, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr Unterstützung anzubieten. Er schickte ihr eine Summe, die genügend war, sie über jede Noth zu erheben, und versprach ihr, für die Zukunft ihrer noch un-

erzogenen Kinder zu sorgen. Wenn auch die edle Frau im ersten Schmerz mit den härtesten Ausdrücken alle Wohlthaten des Kaisers zurückwies, so war doch Nicolaus edel genug, ihr dieses nicht zuzurechnen, sondern ihr und ihren Kindern seine Gnade für die Zukunft zu bewahren, wenn die Zeit der Milderung ihre Schmerzen sie veranlassen würde, solche Wohlthaten dankbar anzunehmen. Man muß überhaupt mehrere Züge von Menschlichkeit anerkennen, die Nicolaus noch später gegen die Verbannten übte. Man versichert, daß im Jahre 1842 Alle begnadigt waren — selbst Trubetzkoi, den mit seiner Familie die Strenge des Kaisers so schwer getroffen hatte.

Ein edler Grundzug des Charakters blickt überhaupt stets hindurch zwischen allen Beweisen von kalter, herzloser Strenge, die wir mehr einer tiefen Verbitterung über verfehlte Bestrebungen in einem verschlossenen Charakter beimessen müssen, als einer Bösartigkeit, die bei Nicolaus keineswegs vorhanden war.

6.

Das Versöhnungsfest.

Am 26. Juli 1826, an demselben Tage, an welchem die Execution gegen die Verurtheilten erfolgt war, erließ der Kaiser ein Manifest, dessen Hauptinhalt die Erklärung war, daß die Verbrecher ihre Strafe erlitten

hätten. Es schloß mit der Bestimmung, daß ein feierliches Versöhnungsfest veranstaltet werden solle.

„Feierliche Danksagungen“ — hieß es darin — „müssen zum Höchsten aufdringen; wir haben seine allmächtige Hand erkannt, als sie den Schleier zerriß, der dies schreckliche Geheimniß verhüllte. Wir haben seine Hand erkannt, als er den Verbrechen, welchem er gestattet hatte, sich zu bewaffnen, einen rächenden und strafenden Untergang bereitete. Gleich einem augenblicklichen Sturm scheint die Empörung nun zum Ausbruch gekommen zu sein, um die Verschwörung, aus der sie hervorgegangen war, zu vernichten.“

Dieses Versöhnungsfest wurde in St. Petersburg gefeiert. Die ganze Garnison dieser Residenz war in einem großen Quarré auf dem Isaaksplatz aufgestellt, einen Altar umgebend, welcher auf einer hohen Estrade auf derselben Stelle errichtet war, wo am 26. December der mörderische Kampf stattgefunden hatte. Das Volk strömte in Masse herbei und wurde nicht behindert sich zu nähern. Bald sah die begeisterte Menge den Kaiser, geleitet vom Metropoliten im vollsten kirchlichen Schmuck aus der Kirche der Admiralität heraustreten. Beide schritten feierlich auf den Altar zu. In demselben Augenblick erschien auch ein Staatswagen mit der Kaiserin und dem Prinzen Karl von Preußen, ihrem Bruder, an ihrer Seite.

Sogleich begann der feierliche Gottesdienst. „Gott hat seine Hand über das ganze Land ausgestreckt und vor dem Untergange bewahrt.“ Das war das Thema der ergreifenden Rede, welche der Metropolit sprach. Inbrünstige Danksagungen wurden dafür an den Herrn gerichtet und laute Lobgesänge ertönten zum Himmel hinauf.

Dann wurde für die Seelenruhe derjenigen gebetet, die bei Vertheidigung des Thrones und der öffentlichen Ordnung gefallen waren. Der göttliche Schutz wurde für eine Regierung herabgefleht, die mit so trüben Aussichten und so ernsten Prüfungen begonnen hatte; darauf schritten die Priester die Stufen des Altars herab, näherten sich den Truppen und dem Volkshaufen und besprengten diese und den Platz zum Zeichen der Reinigung mit Weihwasser.

Um 11 Uhr Morgens verkündigten 100 Kanonenschüsse das Ende der Ceremonie. Jede Spur des Verbrechens war getilgt und die Sühne vollendet.

An den folgenden Tagen wurde der Admiralitätsplatz mit seiner Erweiterung, dem Isaaksplatze, nicht leer von Menschen. Die Ruhe wurde indeß nicht wieder gestört; es waren nur Neugierige, die sich in dichten Schaaren dem Schlachtfelde zuwendeten, um mit eignen Augen die Spuren der Verwüstung zu sehen, die der Kampf zurückgelassen hatte. Der junge Kaiser erschien

zu Pferde, dankte den treugebliebenen Fahnen, ließ die der größtentheils abgefallenen Regimenter auf's neue weihen und sprach dabei: „Ihr habt die Ehre verloren, sucht sie wieder zu gewinnen." Dabei gab er ihnen die neugeweihten Fahnen mit eigner Hand zurück. — Sie schwuren den Eid der Treue, die rebellisch gewesenen Compagnien wurden aber zu der Armee des Kaukasus versetzt, um, wie man ihnen sagte, ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Ehre wieder zu erkämpfen.

7.

Einzelne Charakterzüge des Kaisers. — Alexander Bestuscheff. Bulateff. — Graf Zacharias Tschernischeff. — Der junge Suwarow.

Einzelne Züge aus der Zeit der Entdeckung der Verbrecher werfen noch ein vortheilhaftes Licht auf den ursprünglich edlen Charakter des Kaiser Nicolaus.

Mehrere der Mitverschworenen hielten sich nach der Niederschmetterung der Revolution noch versteckt in der Umgegend von Petersburg und in der Stadt und den Vorstädten. Sie wurden meistens durch ausgesendete Patrouillen und die Wachsamkeit der Polizei entdeckt und in die Gefängnisse geführt. Andere stellten sich freiwillig zur Bestrafung.

Unter diesen befand sich der Obrist Alexander Bestuscheff. Auch der Obrist Bulateff stellte sich freiwillig.

Beide wurden nach dem Winterpalast geführt, und der Kaiser ließ sie vor sich kommen.

Der junge Bestuscheff, dessen Beredtsamkeit ein halbes Regiment verführt hatte, verstummte vor den strengen Blicken des Kaisers.

„Wo waren Sie am Tage der Revolte?“ fragte ihn der Kaiser. — „In Ihrer Nähe, Majestät!“ erwiderte dieser freimüthig. — „Hätten Sie sich schwach gezeigt, so wäre es um Sie geschehen gewesen. Aber ich fühlte mich nicht im Stande loszudrücken, als ich Ew. Majestät so muthig sah.“

„Aber,“ fuhr der Kaiser fort, „zu einem solchen Unternehmen gehört doch vielfachen Beistand, — auf welche Mittel zählten Sie denn?“

„Derartige Dinge,“ entgegnete Bestuscheff, „lassen sich nicht in Gegenwart anderer Personen mittheilen.“

Ohne Zögern gab nun Nicolaus Befehl, ihm in sein Cabinet zu folgen. Nun waren Beide allein. — Dort hatten sie eine lange Unterredung unter vier Augen. Später erfuhr man, daß nützliche Wahrheiten zu den Ohren des Kaisers kamen. Auch Bulateff war zugegen, und dieser enthüllte nun dem Kaiser ein wahres Schauergemälde von der Bestechlichkeit der Richter, der Betrügereien der höchsten Würdenträger, den unerhörten, während der letzten Zeit begangenen Ungerechtigkeiten, und zwar mit einer solchen Macht der Wahrheit, daß

der Selbstherrscher bei dem Anblick dieses Abgrundes, der die ganze sociale Ordnung fast unrettbar zu verschlingen drohte, erbebte.

Auch gegen einzelne Verschworene bewies Nicolaus eine Milde, die leider seinem später so verhärteten Gemüthe fremd geworden war.

So unter Andern gegen den Grafen Zacharias Tschernischeff, der Capitän in der Adelsgarde war. Dieser noch sehr junge Mann hatte zwar am Aufstande und Kampfe selbst nicht Theil genommen; aber er hatte sich von seinem Schwager Nicitia Murawieff verleiten lassen zur Theilnahme an den geheimen Gesellschaften, aus welchen der Aufstand hervorgegangen war. Da er aus einer berühmten Familie herstammte, so wünschte der Kaiser ihn zu retten. Er ließ ihn vor sich führen und redete den in bescheidener, aber ruhiger und fester Haltung vor ihm stehenden jungen Mann mit tiefer Bewegung an:

„Ist es möglich, daß Sie, der Sie einer der ersten Familien meines Reichs angehören, von einer entehrenden Strafe bedroht sind? — Ich hoffe — nicht. Verleugnen Sie die von Ihnen ausgesprochenen Grundsätze, die von Ihnen begangenen unsinnigen Handlungen, bekennen Sie Ihre Reue, und ich kann Ihnen verzeihen."

Der unglückliche Verblendete behielt eine, unter andern Umständen ehrenhafte Festigkeit und antwortete:

„Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt!“ — Und so war er denn nicht zu retten und mußte seinen Muth büßen mit der Züchtlingskleidung und dem geschorenen Kopfe eines nach Sibirien Verbannten.

Wo keine Beweise vorlagen, sondern nur Verdachtsgründe, da gab sich Nicolaus das Ansehen, diese übersehen zu haben und das Ansehen des Vertrauens.

So führte man eines Morgens am 28. December einen Enkel des berühmten Feldherrn Suwarow in den Winterpalast. Dieser junge Mensch war der einzige Sohn des Fürsten Arkadius Italienski Suwarow und der geistreichen Helena, geb. Narischkin, die sich später zum zweiten Male mit dem Fürsten Wasilij Galizin verheirathete. Nicolaus schlief noch, als der junge Fürst erschien. Der junge Mann, der damals Cornet bei der reitenden Garde war, wurde einstweilen in ein kleines Zimmer eingeschlossen und von zwei Posten bewacht. Um acht Uhr ließ ihn der Kaiser rufen. Die Vorzimmer waren mit Generalen, Adjutanten und Obersten gefüllt, von welchen keiner den für schuldig Gehaltenen kennen wollte, obgleich sie früher im täglichen Verkehr mit ihm gestanden hatten.

„Suwarow! Suwarow!“ rief ihm der Kaiser entgegen, sobald er ihn erblickte, „so entehren Sie einen Namen, den ganz Rußland verehrt?“

Der junge Fürst wurde durch diese Worte völlig

niedergeschmettert. — „Wodurch,“ fragte er, „habe ich mir einen solchen Vorwurf zugezogen? — Ich glaube den Zorn Ew. Majestät nicht zu verdienen.“ — In seiner Unerfahrenheit hätte er leicht etwas Gravirendes äußern können. Schwereres hatte er sich allerdings nicht vorwerfen können. Nicolaus theilte ihm die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe mit und forschte namentlich nach seiner Verbindung mit dem Fürsten Odajefsky, seinem Kameraden und Genossen. Der Jüngling gestand, daß er mit demselben befreundet sei, und oft in seiner Gesellschaft zugebracht habe; daß man frei, ja vielleicht zu frei in derselben gesprochen, aber nie in seiner Gegenwart eine gegen den Kaiser gerichtete Aeußerung habe fallen lassen, was er auch nicht geduldet haben würde.

„Sagte ich es nicht,“ rief Nicolaus triumphirend, „daß es für einen Suwarow unmöglich ist, seinen Herrscher zu verrathen!“ und umarmte den Cornet. — Dieser Vorfall hatte Zeugen und verbreitete sich blitzschnell durch den ganzen Palast. Als darauf der junge Offizier, der wieder zu Gnaden aufgenommen war, durch die Reihen der Höflinge schritt, die ihn einige Augenblicke zuvor nicht hatten kennen wollen, so wollte ihm jetzt Jeder die Hand drücken und ihn umarmen. Er hatte jetzt eben so viel Freunde, wie zuvor Feinde gehabt. Nach den Erfahrungen aber, die er soeben gemacht hatte, ließ

er sich so leicht nicht fangen. Am folgenden Tage wurde er zum Premierlieutenant und bald darauf zum Flügel-Adjutanten des Kaisers ernannt. Er avancirte schnell, denn schon 1830 war er Generalmajor.

8.

Nicolaus im Anfange seiner Regierung.

Der neue Kaiser hatte sich in dem schweren Streite um den Besitz der Krone vortheilhaft hervorgethan. Ganz Petersburg war Zeuge seines Muths, seiner Kaltblütigkeit und zugleich seiner Milde und Menschlichkeit gewesen. Er leistete den Bewohnern von Petersburg einen großen Dienst; denn die Häuptlinge des Aufstandes hatten den Soldaten im Fall des Sieges die Plünderung der reichen Hauptstadt versprochen. Die ganze untere Bevölkerung würde sich dann in dem preiszugebenden Branntwein und in den gefüllten Weinkellern der Großen und Reichen berauscht haben und, mit den wüthenden Soldaten vereinigt, alle die Tausende von Fremden, die damals in Petersburg lebten, ermordet haben. — Nicolaus hatte, ohne Zweifel wie sein Vorgänger Alexander, den besten Willen, die zahllosen Mißbräuche, die er erkannt hatte, auszurotten, aber wie dieser, scheiterte auch Nicolaus an der tief eingerissenen Corruption der Beamten, worauf wir später zurückkommen werden.

Als Nicolaus, wie Alexander, an die Spitze seiner laut verkündigten Regierungs-Principien den trefflichen Wahlspruch setzte: „Zakona, Zalog blajeniteva vsekh i rajedavo" („das Gesetz ist der Stützpfeiler für Alle und für Jeden!"), zweifelte Niemand daran, daß dieser Grundsatz auch zur Wahrheit werden würde, und diese Hoffnung stimmte die Volksmeinung günstig für Nicolaus, den man früher weder gekannt, noch beachtet hatte.

Man war überrascht durch die Leutseligkeit und Zugänglichkeit desselben. Täglich sah man ihn an der Seite der Kaiserin, in einem, nur mit einem Pferde bespannten Schlitten, ohne alles Gefolge, selbst ohne Bedienten durch die Straßen der Hauptstadt fahren. Er war für Jedermann zugänglich und Alle, die ihm nahe kamen, rühmten seine Liebenswürdigkeit und seine Güte.

Der Kaiser beschränkte sich nicht blos auf seine Vorliebe für das Militär; sondern er nahm auch mit dem größten Interesse alle bürgerlichen Institute und Einrichtungen in Augenschein. Unvermuthet sah man ihn eines Tages auf der Börse. Dort unterhielt er sich mit den Kaufleuten, auch den minder reichen, mit einer Offenheit und Natürlichkeit, wodurch er alle Herzen gewann.

Als er bei diesem Besuche im großen Börsensaale vor die Büste Alexander's kam, sagte er zu den Umstehenden: „Meine Herren, vergessen Sie nie diesen Mann;

denn er war eben so sehr Ihr Wohlthäter, als der meinige," und ehe er sich entfernte, sprach er im gerührten Tone: „Lieben Sie mich, wie ich Sie liebe, — von ganzem Herzen!"

Nicolaus wollte Alles mit eigenen Augen sehen; er wollte Selbstherrscher im vollsten Sinne des Wortes sein. Dabei besaß er eben so viel Energie, als unermüdete Thätigkeit. Oft schien er wie aus unmittelbarer Inspiration zu handeln, was ihn bei den Russen in Ruf brachte. War er von der Besichtigung öffentlicher Einrichtungen im Interesse des Gemeinwohls zurückgekehrt, so nahmen ihn die Berathungen mit den Ministern in Anspruch. Häufig verlängerten sich diese Berathungen bis Mitternacht. So gab sich Nicolaus im hohen Pflichtgefühl den Staatsgeschäften mit einem Eifer hin, der ihn ganz mager und elend machte. Dann sagte wohl die Kaiserin in liebevoller Besorgniß zu den Ministern: „Meine Herren, lassen Sie doch meinem Manne etwas Ruhe und trinken Sie lieber eine Tasse Thee mit uns."

Die russischen Monarchen pflegten bei ihrer Thronbesteigung einen Gnadenact zu erlassen. Das geschah auch von Nicolaus. Aber nur gemeine Verbrecher wurden dadurch aus den Kerkern Petersburgs befreit und vermehrten die große und allgemeine Unsicherheit. Weder die politischen Verbrecher des Decemberaufstandes wurden

davon berichtet, gegen die er das Princip der Gerechtigkeit freien Lauf lassen wollte, noch die Staatsgefangenen aus älterer Zeit, von denen viele, oft ohne Urtel und Recht, seit einer langen Reihe von Jahren in den Gefängnissen schmachteten.

Nicolaus verkündete den auswärtigen Höfen, so wie in Manifesten, daß er in Hinsicht der Verwaltung der Regierung ganz in Alexander's Fußstapfen treten werde. Davon durfte man sich nun freilich kein Glück für Rußland versprechen. In der ersten Zeit war er so vollständig beschäftigt mit der Aufspürung der durch das ganze Reich weit verbreiteten Verschwörung und Bestrafung der entdeckten Theilnehmer, daß an einer Verbesserung der Verwaltung gar nicht zu denken war. Im ersten Jahre behielt er Alexander's Minister bei und ließ Alles beim Alten.

Sein ohnehin schon starker, aus hundert Personen bestehender Generalstab wurde noch mit 50 vermehrt und zwar mit solchen Officieren, die sich während des Aufstandes vortheilhaft ausgezeichnet hatten, von denen er voraussetzen durfte, daß sie das von ihm beliebte Spioniersystem, welches immer mehr an seinem Hofe sich einschlich, mit Eifer zur Ausführung bringen würden.

Die Zahl der Ordensverleihungen mehrte sich in's Ungeheuere, so daß diese Auszeichnungen immer mehr ihren Werth verloren. Dennoch wurden sie eifrig ge-

sucht und vermehrten die Zahl der servilen, schweifwedelnden feilen Höflinge in's Ungeheuere, nicht eben zur Erhöhung der Würde und Moralität des Hofes und des Heeres.

9.

Die Kaiserin.

Die Vermählung des damaligen Großfürsten, der noch so wenig Aussicht hatte, jemals auf den russischen Thron zu gelangen, mit der Tochter Friedrich Wilhelm's III., erfolgte am 13. Januar 1817. — Es war das erste Mal in der russischen Geschichte, daß eine Tochter aus dem Königshause einer Großmacht mit einem russischen Prinzen, der noch so fern von der Krone stand, vermählt wurde, und da auch der fromme, ächt religiöse König das Opfer einer Zustimmung zu dem Glaubenswechsel derselben gab, so wagte man vorauszusetzen, daß derselbe bereits von der geheimen Resignation Constantin's auf die Krone, mithin auch von der entfernten Aussicht Nicolaus' auf den Thron, Kenntniß erhalten hatte.

Bei der Ceremonie ihrer Weihe für den Glauben der griechischen Kirche, nahm die Prinzeß Marie Louise Charlotte von Preußen die Namen „Alexandra Feodorowna“ an.

Sie war im Jahre 1798 geboren, also bei ihrer Vermählung 19 Jahre alt. Nicolaus war zwei Jahre älter.

Die beiden Neuvermählten paßten ganz vortrefflich zu einander. In den Grundzügen ihrer Charaktere stimmten sie überein, jedoch mit dem Unterschiede, welche das verschiedene Geschlecht beider herbeiführte.

Ihre Mutter, die unvergeßliche Königin Louise von Preußen, schrieb einmal in einem vertrauten Briefe über sie, als sie noch Kind war: „Charlotte befriedigt täglich mehr; ist sie auch wenig mittheilsam und verschlossen, so birgt sie doch, wie ihr Vater, unter einer kalten Außenseite ein warmes Herz, welches alle Leiden mitzufühlen versteht. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme; daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ist ihr gewiß ein glänzendes Loos beschieden."

Die Verbindung war eine glückliche; die schöne und fein gebildete Prinzessin wußte sich nicht nur eine tiefe, achtungsvolle Neigung ihres Gemahls zu erringen; sie übte bald auch einen großen Einfluß auf die weitere Charakterentwickelung desselben aus. Ihr sanftes Wesen wirkte mildernd auf die kalte Strenge und Unzugänglichkeit, die sich leider mehr und mehr, von Jahr zu Jahr in seinem Charakter entwickelten.

Wie Alexander fand auch Nicolaus keinen Geschmack an geräuschvollen und steifen Festen des Hofes. Er zog es vor, im lieben Kreise seiner Familie einige glückliche Stunden in dem früher von ihm bewohnt gewesenen kleinen Palast Anischkoff zuzubringen.

Am 29. April 1818 wurde seine hohe Gemahlin von seinem ältesten Sohn, dem Großfürsten Alexander Nicolajewitsch, entbunden, der jetzt als Kaiser von Rußland, nachdem er der Welt den Frieden zurückgegeben hat, so große Hoffnungen erweckt.

Dieses Ereigniß übte ohne Zweifel den günstigsten Einfluß auf die guten Eigenschaften, welche in Nicolaus' Charakter noch nicht zum Durchbruch gekommen waren. Das häusliche Leben machte auf seine im Allgemeinen wenig gefühlvolle Seele den tiefsten Eindruck.

In einem Schreiben an den Bischof Augustin von Moskau sprach er sich darüber auf das wärmste und in frommem, religiösen Sinn aus.

10.

Ein Portrait von Nicolaus als Großfürst. — Eindrücke in seiner Kindheit.

Das beste Portrait von Nicolaus' Persönlichkeit und Charakter gab der russische Fürst Kozkofski in einem

Memoir, das in französischer Sprache geschrieben war. Wir theilen daraus einen Auszug mit.

Er schilderte ihn noch als Großfürsten.

„Der Großfürst Nicolaus hat von der Natur eine der schönsten Gaben empfangen. Er hat die edelste, imponirendste Gestalt, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Der gewöhnliche Ausdruck seiner Physiognomie hat etwas Strenges und Misanthropisches, welches das Gefühl der Behaglichkeit ausschließt. Sein Lächeln ist ein Lächeln der Gefälligkeit, nicht das Ergebniß der Heiterkeit und Hingebung. Die Gewohnheit, seine Gefühle zu unterdrücken, ist bei ihm so unzertrennlich von seinem Wesen geworden, daß man nie einen Zwang, eine Verlegenheit oder etwas Studirtes in seinem Wesen und Reden zu bemerken im Stande ist. Danach sind seine Worte und alle seine Bewegungen abgemessen.

„Das ganze Wesen dieses Fürsten hat etwas wahrhaft Wunderbares. Er spricht mit Lebendigkeit, mit wahrer Abgemessenheit und Einfachheit. Alles was er sagt, ist geistreich. Nie kommt ein bannaler Scherz, ein spaßhaftes oder unangenehmes Wort über seine Lippen. Im Ton seiner Stimme, oder seiner Satzbildung liegt nichts, was auf Stolz oder Verstellung hindeutete. Aber dennoch fühlt man bei alledem heraus, daß sein Herz verschlossen ist; daß diese Scheidewand unübersteiglich ist; daß man thöricht sein würde, wenn

man hoffen wollte, in sein Inneres zu dringen, oder sein ganzes Vertrauen zu gewinnen.

Diesen Ausdruck seiner Physiognomie hat er, bis auf einen gewissen Punkt, auch seiner Gemahlin mitgetheilt. Sie hat oftmals einen mißtrauischen, kalten und forschenden Blick, der nicht mit ihren harmonischen und anmuthsvollen Gesichtszügen übereinstimmt.

„Unzweifelhaft steht es fest, daß die Eindrücke, welche Nicolaus in seiner Kindheit empfangen hatte, nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung eines so verschlossenen Wesens gewesen sei.

„Noch war er in der zartesten Kindheit, als ihn jener unvergeßliche, furchtbare Augenblick traf, daß in der entsetzlichen Nacht der Ermordung seines Vaters, seine Mutter ihre beiden jüngsten Söhne, Nicolaus und Michael, aus ihren Betten riß und sie unter den Ausbrüchen der Wuth und der drohenden Lava der Krieger durch die langen Corridore trug, bis zu den Zimmern ihres Gemahls, wo ihr Graf Pahlen, der Führer des Aufstandes, mit den kalten Worten entgegentretend, erklärte: „Soyez tranquille, Madame — il n'y a point de danger pour vous.“ — Der Graf verschwand schon im nächsten Augenblick, ohne auf ihre Frage: „et mon mari?“ die genügende Antwort zu geben. Und Bajonette verhinderten sie am weitern Vordringen in das

Schlafgemach Paul's, wo die Schauderscene seiner Ermordung vorfiel."

Die spätern Eindrücke prägten leider in seinen letzten Regierungsjahren den Grundzug seines Charakters: „kalte Entschlossenheit" noch mehr in seinem ganzen Wesen aus. Kehren wir nun in seine spätere Regierungszeit zurück.

11.

Die Zustände Rußland's unter Nicolaus. — Dessen Furcht vor Revolution. — Hemmung jeden Fortschritts. — Geheime Polizei. — Bestuscheff's freimüthige Eröffnung über den Zustand des Reichs. — Legislative und andere Zustände in Rußland.

Fragen wir uns, was hat Nicolaus für die Verbesserung der inneren Zustände seines weiten Reichs gethan, um seinen Werth als Mensch und Herrscher danach abzuschätzen, so haben wir nur ein Bild von diesen Zuständen, wie sie damals waren, zu geben, um zugleich darauf hinzuweisen, welche große und fast übermenschliche Aufgabe Alexander II. sich zum Ziel seines Strebens gesetzt haben soll, wenn es wahr ist, was man behauptet, daß sein Princip sei: Ruhe und Frieden nach Außen; Aufgeben aller althergebrachten Eroberungspläne, Segen des Friedens und Entwickelung der Wohlfahrt und Cultur seiner Völker.

Gebe Gott seinen Segen dazu; aber wir fürchten, Nicolaus hat es sich unmöglich gemacht, auf diesem Wege bedeutende Fortschritte zu machen.

Der Kaiser sagte einst: „Ich bin kein Krieger, aber ein Organisateur; aber er zeigte weder Geschick für das Letztere, noch für das Erstere. Er führte schreckliche Kriege, setzte ganz Europa in Brand durch seine maßlosen, lange vorbereiteten Eroberungspläne gegen die Türkei, und erlag den vereinten Anstrengungen der Westmächte, die er nie nur für möglich gehalten hatte, und dem Unwillen von ganz Europa. Er verlor den Nymbus, den er auf Kosten der innern Wohlfahrt seines Reichs von Rußlands Macht und Größe über seine lange für unbesiegbar gehaltene Krone verbreitet hatte und starb mit dem Bewußtsein, maßloses Unglück über sein Reich gebracht zu haben — und Alles vergebens!

Hätte Nicolaus Alexander's Herz und dessen edle Gesinnungen gehabt, und hätte Alexander die Energie des Willens und der That, die Nicolaus' kalter Stolz charakterisirte, besessen, so wären Beide nicht von dem Wahn befangen gewesen, daß durchaus kein Fortschritt, keine liberale Bewegung in Rußland aufkommen dürfe, daß die veralteten Mißbräuche sich nicht radikal heilen ließen; so würde Rußland durch zwei treffliche Regenten beglückt worden sein, statt daß beide die Wohlfahrt des Reichs nicht aufkommen ließen. Jener nicht aus Cha-

rakterschwäche und Pietismus, dieser nicht aus Mangel an Einsicht dessen, was Noth that.

Metternich machte einmal im Jahr 1829 einem russischen Diplomaten die sehr richtige Bemerkung: „Ihr Kaiser hat in seinem Reiche größere und nützlichere Eroberungen zu machen, als irgendwo."

Dennoch strebte Nicolaus' Ehrgeiz nur nach außen. Für die Forschritte der Civilisation, die er gradezu haßte, und die Nationalwohlfahrt hat er kaum etwas gethan, und was geschah, waren nur halbe Maßregeln, die mehr schadeten als förderten.

Nicolaus stand seit dem Tage seiner Thronbesteigung unter dem dämonischen Einfluß der Furcht vor aller eindringenden, freien Civilisation. Sein kalter und beschränkter Geist, der sich daran ergötzte, Soldaten mit gefülltem Wasserglase auf dem Tschacko marschiren zu lassen, war unempfänglich gegen die Genüsse der höheren Cultur. Sein vom hochfahrenden Majestätsbewußtsein durchdrungener Sinn anerkannte kein Recht und keinen Anspruch des Volks auf freie Entwickelung. Er hielt den Exercierplatz für die Welt und sich berufen, die Welt in einen Exercierplatz zu verwandeln. Er verstand nur die Organisation, die der Feldwebel schafft. — So hat er allerdings viele Einrichtungen getroffen, aber nur solche, die zur Mehrung seiner Macht dienten, nicht zu Gunsten seiner Nation.

Die Entsagung seines Bruders Constantin hatte Nicolaus erst das Anrecht auf die Krone gegeben; den Thron selbst aber hatte er sich erst erobern müssen im Kampf gegen die weit verzweigte Verschwörung. An die Furcht vor der Revolution, die seit dem 26. December in ihm zurückblieb, knüpfte sich bald die vor seinem ältern Bruder. Beides gab der Regierungsweise des Kaisers ein eigenthümliches Gepräge.

Zu Alexander's Zeiten waren politische Verhaftungen selten gewesen. Die geheime Polizei existirte zwar, aber bei dem milden und edlen Charakter desselben war sie nie so fürchterlich gewesen als unter seinen Vorgängern in der Regierung und jetzt wieder unter Nicolaus. — Die Spionage drängte sich überall ein. Haussuchungen und Verhaftungen wurden bald tägliche Ereignisse, welche die Ruhe der Familien störten. Eine furchtbare Beklemmung ergriff ganz Rußland. Ganz ungewöhnliche Maßregeln wurden zur Sicherheit des Kaisers ergriffen. Mehrere Jahre lang war es in St. Petersburg verboten, daß Menschen truppenweise auf den Straßen zusammenstehen sollten. Sogar die Armen, die nach altrussischer Sitte in den Höfen eines Trauerhauses während eines Begräbnisses sich zu versammeln pflegten, um sich speisen zu lassen, wurden verjagt. Wenn der Kaiser ausfuhr, mußten Kosaken die Gräben und Nebenwege absuchen, und umfassende Vorsichtsmaß-

regeln wurden getroffen, wenn er sich nach Tzaresno-Selo oder einem andern Lustschlosse in der Nähe der Residenz begab, noch mehr wenn er Reisen unternahm; ja sogar bei Revuen, wenn er sich inmitten seiner Truppen befand.

Das blau uniformirte Gensd'armerie-Corps und das uniformirte Personal der geheimen Kanzlei (geheime Polizei) wurden der Schrecken Rußlands. — Waren diese uniformirten Häscher mit ihrer schrankenlosen Gewalt und fast noch schrankenloseren Habsucht eine Plage des Landes, so wurden die geheimen Agenten der fressende Krebs, der das Blut und das Mark der ganzen Nation verdarb.

Das ganze Reich war gewissermaßen unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Beamten, die Officiere, die Edelleute, die Gesandten im Auslande, selbst der Großfürst Constantin in Warschau wurden von Polizei-Agenten auf das schärfste beobachtet. Die dritte Section der geheimen Kanzlei miethete ihre Agenten in allen Sphären der Gesellschaft. Sie belohnte Jeden, der aus freien Stücken als Denunciant auftrat. Die Furcht vor Spionage und ihre Folgen vergiftete das ganze russische Leben. Ein unbedachtes Wort des Tadels oder der Kritik, ein freundliches Wort an einen Verdächtigen gerichtet, ein unschuldiger Scherz konnte zum Verderben führen.

Wer vor die dritte Section der geheimen Polizei gefordert wurde, nahm von den Seinigen Abschied wie ein Sterbender. Er schmachtete Wochen und Monate lang in strenger Haft, dann wurde er deportirt oder unter das Militär in entfernten Garnisonen gesteckt. Viele wurden aus ihren Häusern geholt und Niemand sah oder hörte wieder etwas von ihnen. Selbst die halb erwachsene Jugend wurde nicht verschont. Im Jahre 1827 wurden auf der Universität Moskau die Brüder Kritsky ergriffen. Sie sind verschwunden. Niemand wußte eigentlich, was sie gethan hatten und was man ihnen gethan hat.*)

Wir haben aus Constantin's Lebensskizze gesehen, daß unter derselben Geißel die Polen litten. Aber nicht genug, daß sie unter dem despotischen Druck der Launen des Großfürsten und der Polizei desselben standen, so gab es auch in Petersburg eine geheime Kanzlei, die sich ausschließlich mit Polen beschäftigte und dort ihre zahlreichen geheimen Agenten hielt.

Seit der Thronbesteigung Nicolaus' vermehrten sich die Denunciationen und beliefen sich auf mehrere Tausende. Die Summen, die dafür verausgabt wurden, erhöhten sich mit jedem Jahre.

Um mit einem Blick die Größe der Gefahr dieses

---

*) A. Herzen, Memoiren.

geheimen Polizeiwesens übersehen zu können, sei nur erwähnt: daß an den General Koruta, der an der Spitze von nur einer Section der geheimen Polizei in Polen stand, allein von dem Polizeispion Makrett im Jahre 1826 an 2160 Denunciationen eingereicht wurden. Dieser Spion verwendete für den Dienst der geheimen Polizei 1825: 29,000, 1826: 35,000, 1827: 26,000, 1828: 38,000, 1829: 40,000 poln. Gulden. General Reguleđi verbrauchte zu gleichem Zweck monatlich 300 Dukaten.

Dafür konnte schon viel Unglück angerichtet und in dem unglücklichen Polen verbreitet werden.

Diese fürchterliche Organisation und unbarmherzige Handhabung der Polizei war nichts als das Ergebniß der Furcht des Kaisers vor der Revolution und vor seinem Bruder Constantin, der bei dem launenhaftesten Despotismus doch im Heere, wie im Volke populärer war, als der kalte Nicolaus, und der vielleicht nur eines Wortes bedurft hätte, um ihn vom Throne zu stoßen.

Und dennoch — behauptet man — hatte kein Czar vor ihm einen so tiefen Einblick in die Leiden des Volks gethan, als Nicolaus, wenigstens nicht eine sich so aufdringende Gelegenheit gehabt, dieselben kennen zu lernen.

Zunächst gab ihm dazu die entdeckte und unterdrückte Verschwörung die Veranlassung.

Von der Untersuchungs-Commission hatten die Ge-

fangenen des 26. Decembers muthvoll, da sie nichts mehr zu verlieren hatten, als ihr ohnehin schon verfallenes Leben, ihre Klagen erhoben gegen den kaiserlichen Despotismus. Mit dem heiligen Ernst der Resignation und der Wahrheitsliebe, welche durch die Nähe des Todes verbürgt war, hatten sie sich offen über die Lage Rußlands ausgesprochen; sie hatten das ganze Elend der Gesetz- und Rechtlosigkeit, die Corruption der Bureaukratie, und im Militär das Verderbliche eines unbeschränkten Despotismus und das Entwürdigende der Leibeigenschaft aufgedeckt und nachgewiesen.

Die Acten lagen dem Kaiser vor. Einige der Angeklagten hatten sogar Gelegenheit gehabt, ihn selbst die Wahrheit hören zu lassen.

Vor Allem aber war es der Staatsmann Nicolaus Bestuscheff, der in einer Sitzung, fast unter vier Augen, es wagte, dem Kaiser offen die Schäden bloszulegen, welche den December-Aufstand heraufbeschworen hatten. Seine kräftigen, einschneidenden bittern Worte, mit Klarheit seiner Ideen und Wärme des Gefühls, mit wahrem Patriotismus vorgetragen, unterstützt durch eine vom Unwillen gehobene Beredtsamkeit, schienen einen starken Eindruck auf den Kaiser gemacht zu haben.

„Ich könnte Ihnen verzeihen," sagte Nicolaus,*)

*) Nach Schnitzler's „Geheimer Geschichte Rußlands."



„und wenn ich die Ueberzeugung hätte, für die Zukunft an Ihnen treue Diener zu besitzen, so würde ich es thun."

„Ach, Sire!" erwiederte Bestuscheff, „gerade darüber beklagen wir uns, daß der Kaiser Alles vermag, und daß es für ihn kein Gesetz gibt. Ich bitte Sie im Namen Gottes, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen; und daß in Zukunft das Loos Ihrer Unterthanen nicht mehr von Ihren Launen oder den Eindrücken des Augenblicks abhängig gemacht werde."

Und Nicolaus antwortete kalt: „Ich bestrafe die Rebellen mit eiserner Härte, ja selbst mit der Grausamkeit eines Rächers, und in dem, was sie zum Aufstande getrieben, wird nichts geändert."

Der legislative Zustand Rußlands blieb, wie er war. Alexander hatte in der ersten Zeit seiner Regierung einen Anlauf zu Reformen genommen. Nicolaus erklärte das für Neuerungssucht und Phantasien und ließ es beim Alten.

Der Reichsrath, dem Alexander einige Bedeutung beigelegt hatte, wurde zum Unbedeutenden herabgedrückt, der Senat blieb nichts als eine Versorgungs-Anstalt für invalide Generale, und hatte nichts zu thun, als die kaiserlichen Ukase und Verordnungen zu registriren.

Die Gesetzgebung war allein in der Hand des Kaisers und dieser war darin so thätig, daß er in den Jahren 1826 — 1832 an 5073 Verordnungen erließ.

12.

Fortsetzung. — Ausnahmegerichte. — Abhängigkeit des Richterstandes. — Cabinetsjustiz. — Beispiele davon. — Kokettiren mit Gerechtigkeit. — Corruption der Beamten. — Große Betrügerei in Kronstadt.

In Rußland waren die Gerichtshöfe nichts als Creaturen des kaiserlichen Beliebens. Die Richter in den höchsten, wie in den untern Instanzen, wurden vom Kaiser ernannt und konnten von ihm nach Belieben abgesetzt werden. Dabei blühte die Cabinetsjustiz. Der Kaiser verschärfte nach Belieben die von den Gerichtshöfen erkannten Strafen, cassirte Urtheile, ernannte Specialgerichtscommissionen, die von ihm ihre Instructionen erhielten, wie sie richten sollten. Nicolaus betrachtete die Gerichte als eine Art von strafender Polizeibehörde, die unter seinen Befehlen stand. Eine Menge Belege dazu liefern alle Schriftsteller, die über Rußlands neuere Zustände Mittheilungen gemacht haben. Zwei Beispiele von einer so willkürlichen und grausamen Cabinetsjustiz wollen wir im Folgenden mittheilen:

Die Gefangenen des 26. Decembers (des Aufruhrs) wurden einem vom Kaiser ernannten Specialgericht unterworfen. Als die Untersuchungscommission in Polen ein Urtheil gesprochen hatte, cassirte es der Kaiser und übertrug dem polnischen Senat, von dem man ein här-

teres Urtheil erwartete, die Untersuchung und richterliche Entscheidung. Da auch dieser die Angeklagten freisprach, zögerte man mit der Ausführung des Urtheils, d. h. mit der Freilassung der Freigesprochenen. Erst nach langen Verhandlungen mit dem Ministerium fand diese Statt, und im Namen des Kaisers wurde allen Senatoren, die für die Freisprechung gestimmt hatten, das allerhöchste Mißfallen kundgegeben.

Von Verschärfung eines Strafurtheils liegen zwei Fälle vor.

Das Specialgericht für die Rebellen des 26. Decembers hatten den Lieutenant Zabeikoff zur Degradation zum gemeinen Soldaten verurtheilt. Nicolaus fügte noch den Verlust des Adels und der Fähigkeit, im Dienste zu avanciren, hinzu.

Noch eclatanter ist der Fall: Ein Cadet, Namens Engel, den sein Hauptmann hatte peitschen lassen, nahm seinen Abschied und forderte den Hauptmann. Er wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt, zweimal durch zwei Schwadronen Spießruthen zu laufen. Nicolaus verschärfte das Urtheil mit den Worten, die er darunter schrieb: „Dreimal durch drei Schwadronen.“

Dabei liebte es Nicolaus, mit einem Schein von Gerechtigkeit zu prunken. In Petersburg besteht eine polizeiliche Verfügung, wonach ein durchgegangenes Pferd der Feuerlöschmannschaft verfallen ist. Nun hatte der

Graf Adlerberg das Unglück, daß ihm eins seiner schönsten und edelsten Pferde durchging. Die Polizei nahm es in Anspruch. Der Graf eilte zum Kaiser und bat, das confiscirte Pferd loszugeben, und erbot sich, mehrere gute Pferde dafür hinzugeben. Der Kaiser entgegnete: „Nimm Dir doppelt so viel Pferde aus meinem Marstall; aber gegen das Gesetz kann ich nicht handeln."

Nicolaus nahm sich indeß ernstlich vor, dem Betruge, der Bestechlichkeit der russischen Beamten ein Ende zu machen. Diese Corruption hatte unter Alexander's milder Regierung eine außerordentliche Höhe erreicht. Nicolaus hatte sich davon überzeugt. Kaiserliche Revisoren durchzogen nach allen Richtungen das ganze Reich. Es kamen unglaubliche Mißbräuche und Unordnungen zur Sprache. So hatten 16 Gouvernements-Regierungen die Ausführung von 2749 an den Senat gerichteten kaiserlichen Ukasen, die seit 1821 erlassen waren, nicht bewerkstelligt. Im Gouvernement Kursk waren allein 600 solcher Ukase liegen geblieben. Alte und unverschämte Erpressungen kamen an's Licht; die großartigsten Unterschleife wurden entdeckt. So u. A. stellte sich heraus, daß der Director der Kanzlei des Justizministeriums von einer Partei eine Geldsumme genommen hatte. Bei Revision der Kasse der Gouvernements-Regierung in Petersburg fand sich ein bedeutendes Deficit und der Kassirer hatte die Flucht ergriffen.

Im Frühling 1826 kam eine arge Betrügerei zur Kenntniß des Kaisers, die in Hinsicht der Frechheit ihres Gleichen sucht.*) — Als sich Nicolaus am 28. April 1826 in Zarskoje-Selo befand, und grade Revue hielt, kamen vier Mann in Landestracht, im Kaftan und langen Bart, von der untersten Volksklasse, die man in Rußland „Muschicks“ nennt, und wendeten sich an einige höhere Officiere, mit dem Verlangen, den Kaiser selbst zu sprechen. Man zögerte, ihnen zu willfahren. Man verlangte zu wissen, was sie dem Kaiser zu sagen hätten, die Muschicks aber blieben dabei, sie könnten die Sache Niemandem entdecken, als dem Kaiser selbst, und die Entdeckung, die sie zu machen hätten, sei sehr wichtig.

Die Officiere geriethen in Verlegenheit; indeß richtete sich die Aufmerksamkeit des Kaisers auf diese Scene. Er ließ die Muschicks herantreten.

Diese Leute machten nun Anzeige von einem colossalen Unterschleif, der in Kronstadt stattgefunden habe. „Aus den kaiserlichen Magazinen, Werften, Arsenalen und Schiffen der Krone waren eine Menge Sachen entwendet, als: Takelage, Eisenwerk, Kupferbeschläge und tausend andere Gegenstände, welche zum Bau und zur Ausrüstung von Schiffen gehörten. Alles das ist in das städtische Kaufhaus von Kronstadt gebracht, in Lä-

---

*) Schnitzler erzählt sie ausführlich, wie folgt.

ren, hinter geheimen Verschlägen aufgehäuft und wird dort um einen Spottpreis verkauft."

Der Kaiser wollte diese Erzählung nicht glauben.

„Warum habt Ihr denn meinen Officieren nichts von dieser Entdeckung mittheilen wollen?" herrschte er die Bauern an.

„Hätten wir," war die Antwort, „diese Thatsachen irgend einem Andern mitgetheilt, als Ew. Majestät, so hättest Du nie etwas davon erfahren und Niemand wäre bestraft worden, als wir selbst."

„Hütet Euch," drohte der Kaiser, „ich mache Euch verantwortlich für die Wahrheit Eurer Angaben!"

Aber er war entschlossen, die Sache zu untersuchen. Ein Adjutant, Michael Lasareff, Flotten-Capitän, mußte mit 300 Mann abgehen von Petersburg und unerwartet das Kaufhaus in Kronstadt besetzen. Lasareff fand alles genau so, wie es die Mujschicks angegeben hatten. Er ließ die mit gestohlenen Gegenständen gefüllten Räume versiegeln, die Zugänge bewachen und stattete dem Kaiser einen der Wahrheit angemessenen Bericht ab.

Nicolaus war damals noch nicht so resignirt, Alles gehen zu lassen, wie es wollte, wie in den spätern Jahren. Er befahl, daß die Schuldigen die ganze Strenge des Gesetzes treffen solle.

Aber in der Nacht des 21. Juni sah ganz Peters-

burg den westlichen Theil des Horizonts von einem Feuerschein geröthet. Und am nächsten Tage raunte man es sich zu, daß das Kaufhaus in Kronstadt mit allen darin enthaltenen, Millionen werthen Sachen ein Raub der Flammen geworden war. — Der Thatbestand war damit vernichtet; obgleich Beweise des doppelten Verbrechens genug vorlagen und man in Rußland nicht zurückhaltend ist mit der Anwendung der Knute und Tortur, so waren doch zu hochgestellte Männer in dieser Sache verwickelt, um nicht von allen Seiten Helfer für die Vertuschung der Sache zu finden. Die Untersuchung wurde verschleppt und schlief zuletzt ganz ein. Niemand dachte mehr daran, am wenigsten der Kaiser, den alle Tage wieder neue Geschäfte in Anspruch nahmen.

Wie leichtsinnig man damals in Rußland mit Todesurtheilen umging, möge unter andern folgende Geschichte beweisen.

Die Abhängigkeit und Gefügigkeit des Richterstandes ist dem Absolutismus nothwendig. Er bedarf der Werkzeuge, welche seine Gegner unschädlich machen unter den Formen des Rechts, die damit den rachsüchtigen Begierden des Monarchen den Anschein der Gerechtigkeit verleihen. Dieses Bedürfniß hatte Nicolaus schon selbst erfahren, als es ihm galt, die Aufständischen des Decembers zu bestrafen. Da er den ordentlichen Gerichten

immer noch nicht Gefügigkeit genug in den Willen des Herrschers zutraute, so ernannte er für die Entscheidung dieser Sache ganz von ihm abhängige Ausnahmegerichte.

13.

Fortsetzung. — Golowkin und Stein. — Turgenief unschuldig zum Tode verurtheilt. — Nicolaus als Censor. — Verurtheilung und Geschick des jungen Dichters Palesajeff. — Maßregeln gegen jede Volksbildung.

So war auch der Graf Golowkin Mitglied des außerordentlichen Gerichtshofes gewesen, das den zum Glück flüchtigen Staatssecretär Nicolaus Turgenief zum Tode verurtheilt hatte. Einige Jahre nachher besuchte der Graf den vormaligen preußischen Minister Freiherrn von Stein, der sich damals in Nassau aufhielt. Man kam im Lauf des Gesprächs auf Turgenief's Verurtheilung. Golowkin wollte darüber scherzend leicht hinwegschlüpfen, aber Stein hielt ihn fest und fragte sehr ernst: „Aber sagen Sie mir, war denn Turgenief wirklich schuldig?"

„Nun, wohl so eigentlich nicht schuldig," sprach Golowkin in Verlegenheit, „der Graf war kein Verbrecher; aber ein Mißvergnügter ..."

Stein erkundigte sich weiter nach den Verdachtsgründen, die etwa in den Acten gelegen, und Golowkin

entschuldigte sich, daß sie in russischer Sprache abgefaßt wären und er sie deshalb nicht habe lesen können.

„Und Sie verurtheilten den Mann dennoch zum Tode?" rief der edle Stein in tiefster Entrüstung.

„Mein Gott," sprach Golowkin verlegen, „wir nahmen es damit nicht so genau; wir wußten, daß Turgenief im Auslande und in Sicherheit war, zudem Verhältnisse, Rücksichten — höhere Wünsche ....."

„Aber pfui, Herr Graf!" sagte Stein mit verachtender Kälte, und der Russe eilte, sich zu verabschieden.

Stein aber dachte mit patriotischem Stolz: „So etwas ist nur in Rußland möglich; auf preußischem Boden würde es eine Unmöglichkeit sein."

Von den Gebrechen der Beamtenwelt ist es wenigstens sehr zu bezweifeln, ob der Kaiser beabsichtigte, sie gründlich zu heilen.

Der größte Theil der russischen Staatsdiener befindet sich in derselben Lage, wie die Hunde der apulischen Hirten. Da sie von ihren Herrn nicht gefüttert werden, so sind sie auf den Raub angewiesen, um sich ihre Nahrung zu suchen. So geht auch der Jahresgehalt jener Beamten nie über ein paar Hundert Rubel Banco. Von 200 Rubeln jährlich kann keine Beamtenfamilie auch nur nothdürftig leben. Sie befinden sich daher in der Lage, das Fehlende durch

selbstgemachte Sporteln, erpreßte Geschenke oder Bestechungen zu ersetzen. Da alle Beamte, die höheren wie die untern, in dieser öffentlich betriebenen Demoralisation ihren Unterhalt finden, so verräth und verfolgt einer den andern nicht und es wird im Allgemeinen zur Unmöglichkeit, solche Betrügereien zur Untersuchung und Strafe zu ziehen. Da nun eine solche Corruption der Beamten nicht anders abzustellen sein würde, als durch Verdoppelung und Verdreifachung der Gehälter der Staatsdiener, worauf die russischen Finanzen gar nicht eingerichtet sind, so gewinnt mittelbar die Staatskasse Alles, was diese Beamten zu ihrem Lebensunterhalt erpressen — und man läßt sie gewähren. So auch Nicolaus, der mit seinem immer höher steigenden Hochmuth nach und nach eine tiefe Menschenverachtung verband, und nur seinen Ehrgeiz nach außen zu befriedigen suchte, der am Ende ganz Europa, wie die Geschichte der letzten Jahre beweist, in blutige Kriege und Verwirrung stürzte.

—

Die Censur übte dabei Nicolaus mit persönlichem Eingreifen in einer solchen Strenge, wie vorher in dem Grade noch nie der Fall gewesen war. Er vergaß es mitunter, daß er ein Obercensurcollegium eingesetzt hatte. Er untersuchte und verurtheilte dann selbst.

Einen Fall dieser Art erzählt Alexander Herzen.

Der Dichter Polejajeff hatte, während er noch Student in Moskau war, eine Parodie auf Puschkin's Gedicht „Onägon“ verfaßt, worin er Vieles, auch den Czar mit dem Humor eines Satyrikers angegriffen hatte. Als sich Nicolaus im Herbst 1826 in Moskau krönen ließ, brachte ihm die geheime Polizei eine Abschrift dieses in Moskau circulirenden Gedichts.

Und in der folgenden Nacht weckt der Rector den genialen jungen Studenten und befiehlt ihm, seine Uniform anzuziehen und sich in die Universitätskanzlei zu begeben. Dort erwartet ihn der Curator der Universität. Ein Militär war in allen höheren russischen Unterrichtsanstalten. Dieser untersucht erst ganz genau, ob auch an der Uniform kein Knopf fehlt, keiner in Unordnung sitzt. Alsdann, wie er sich überzeugt hat, daß Alles an dem jungen Mann sich ordonanzmäßig in der besten Ordnung befindet, befiehlt er, ohne weitere Erklärung zu geben, daß Polejajeff sich zu ihm in einen Wagen setze, und nun fuhr er selbst mit ihm nach dem Kreml zum Kaiser.

Dieser Curator der Universität war der Fürst Lieven. Er verließ Polejajeff in einem Saal, in welchem, obwohl es noch nicht sechs Uhr Morgens war, schon mehrere Hof- nnd Staatsbeamte warteten, und ging selbst in die innern Gemächer des Kaisers.

Die Hofleute bildeten sich ein, der junge Mensch

habe sich durch irgend etwas ausgezeichnet und ließen sich sogleich auf das zuvorkommendste in ein Gespräch mit ihm ein. Ein Senator bot ihm an, seinem Sohne Unterricht zu geben.

Indeß wurde Polejajeff in das Cabinet des Kaisers gerufen. Nicolaus stand in der ganzen Hoheit und in der stolzen Ruhe seiner imponirenden Persönlichkeit an ein Bureau angelehnt und sprach mit dem Fürsten Lieven, während er ein geschriebenes Heft in der Hand hielt. Dann warf er auf den Eintretenden einen forschenden und zornigen Blick.

„Hast Du diese Verse gedichtet?“ — fragte ihn der Kaiser. „Ja,“ antwortete Polejajeff.

„Nun, Fürst,“ fuhr der Kaiser fort, „will ich Ihnen ein Meisterstück der Universitäts-Erziehung zeigen. Ich will Ihnen zeigen, was die jungen Leute da lernen.“

„Lies dieses Heft laut vor,“ gebot er darauf dem jungen Studirenden. Dieser aber befand sich in einer solchen Gemüthsbewegung, daß er nicht im Stande war, zu lesen. Nicolaus' Blick haftete unbeweglich auf ihm. Es gibt keinen schrecklicheren, hoffnungsloseren Blick, als diesen graufarblosen, kalten und bleiernen Blick.

„Ich kann nicht,“ stammelte Polejajeff, niedergeschmettert von diesem Blick.

„Lies!“ schrie Nicolaus mit einer furchtbaren Stimme.

Dieser donnernde Befehl gab dem unglücklichen jungen Mann seine Kraft wieder. Er schlug das Heft auf und las. Im Anfange wurde es ihm schwer; dann aber ermannte er sich, und las laut und lebhaft das Gedicht bis zu Ende vor. Bei den besonders scharfen Stellen gab der Kaiser dem Minister ein Zeichen. Dieser bedeckte die Augen mit der Hand, zum Zeichen seiner Entrüstung.

„Was sagen Sie dazu?" fragte ihn Nicolaus, nachdem die Vorlesung beendigt war. — „Ich aber werde dieser Sittenverderbniß Schranken setzen. Dieses Alles sind die Folgen — die Ueberbleibsel von meines Bruders liberalen Capricen. Ich werde sie ausrotten. Wie ist seine Aufführung."

Der Minister wußte freilich selbst nicht das Geringste davon; aber rasche und bestimmte Antwort mußte gegeben werden, und ein Zug von Menschlichkeit schien sich in ihm zu regen: „Vortrefflich, Majestät," lautete seine Antwort.

„Dieses Zeugniß rettet Dich; aber bestraft muß Du werden. Willst Du in den Militärdienst treten?"

Polejajeff schwieg.

„Ich gebe Dir durch den Militärdienst ein Mittel Dich zu reinigen. Wohlan denn, willst Du?"

„Ich muß wohl gehorchen," antwortete Polejajeff. Der Kaiser näherte sich ihm, legte ihm die Hand

auf die Schulter und sagte: „Dein Schicksal hängt von Dir selbst ab; sollte ich Dich vergessen, so kannst Du an mich schreiben.“ Dabei küßte er ihn auf die Stirn.

Unmöglich gibt es eine seltsamere Vereinigung von eisener Strenge und Gemüthlichkeit, als in dieser Scene sich aussprach. Aber die Folgen derselben waren noch unendlich unglücklicher für den genialen Jüngling, als der Kaiser wahrscheinlich selbst beabsichtigt haben mochte.

Vom Kaiser wurde Polejajeff zum Feldmarschall Diebitsch geführt, der auch damals im Kreml wohnte. Diebitsch schlief noch; aber der kaiserliche Dienst kennt nicht Schlaf und Nachtruhe. Man weckte den Feldherrn. Gähnend kam er heraus und fragte den Flügeladjutanten: „Ist es der?“

„Er ist es, Ew. Excellenz.“

„Wohlan denn! dienen Sie meinetwegen im Militär. Ich habe fortwährend im Militär gedient; Sie sehen, ich habe mich aufgedient; vielleicht werden Sie auch General werden.“

Polejajeff wurde als gemeiner Soldat in das Lager abgeführt. Nach dreijährigem Dienst schrieb er ein paar Mal an den Kaiser, erhielt aber keine Antwort. Dann desertirte er, wurde wieder eingefangen und zu Spießruthen verurtheilt; dann aber zum Militärdienst im Kaukasus begnadigt. Endlich in das Karabiner-Regi-

ment zu Moskau versetzt, starb er im Hospital *), da sein feines Gefühl durch Schläge und Mißhandlungen aller Art, auf das tiefste verwundet, fortwährend an seinem Lebenskeime zehrte.

Gleichen Schritt mit dem Wüthen gegen jeden Schatten von Preßfreiheit ging das gegen jede Aufklärung, die von Universitäten und Schulen etwa hätte verbreitet werden können. Die Universitäten und Academien unter militärischer Zwangsruthe waren ohnehin schon die schlechtesten Lehranstalten, die man sich nur denken konnte. Durch einen Ukas wurden die philosophischen Lehrstühle aufgehoben, was in Moskau zuerst zur Anwendung kam, um jede Anregung zum freien Denken zu beseitigen. Die Volksschulen wurden principiell mit den erbärmlichsten, unwissendsten und schlecht besoldeten Subjecten als Lehrern besetzt. Das Volk muß in Unwissenheit erhalten werden, um in Unterwürfigkeit zu bleiben. Das war der leitende Grundsatz. In Mädchenschulen, Findel- und Waisenhäusern wurde untersagt, die Mädchen im Schreiben zu unterrichten. Einige Fachschulen und Academien machten vielleicht für gewisse Zweige der Wissenschaften eine Ausnahme.

Nicolaus bedurfte nicht für sein Reich der allge-

*) S. im ersten Bande von Herzen's Memoiren.

meinen Bildung, wie sie das westeuropäische Unterrichtswesen in alle Volksklassen verbreitete. „Es genügt mir," sagte er, „Mathematiker, Aerzte, Popen und Leute, die ihr Handwerk verstehen, zu erziehen."

In religiösen und kirchlichen Dingen ging Nicolaus noch weit über die Intoleranz seiner Vorfahren hinaus. Man weiß, welche unerlaubte Mittel angewendet wurden, um die evangelischen Kur- und Liefländer zu bewegen — ja gewissermaßen zu zwingen, den Glauben der orthodoxen russischen Kirche anzunehmen und wie die schwersten Strafen auf jede Rückkehr zum frühern Glauben standen.

Räumliche Rücksichten hindern uns, auf die tiefen Krebsschäden weiter einzugehen, welche Absperrung gegen das Ausland, Finanzsteuern und Monopolen, Leibeigenschaft und besonders die durch das Branntweinmonopol genährte allgemeine Branntweinvöllerei über das ganze Volk herbeizogen.

Wir haben nur noch zum Schluß einige Mittheilungen zu machen über Nicolaus' Vorliebe für das Militärwesen.

14.

Nicolaus' Vorliebe für das Militärwesen. — Die Marine.

Schon als Großfürst hatte Nicolaus nichts Höheres gekannt, als seine Vorliebe für den Militärdienst und auch wenig mehr gelernt.

Wie auch seine Brüder Michael und Constantin hatte er die Soldaten bis zur völligen Ermattung exerziren lassen. Im nächtlichen Revidiren der Posten und plötzlichen Allarmiren der Schlafenden fand er nicht seines Gleichen. Mit der peinlichsten Strenge wußte er alle Forderungen des kleinlichsten Gamaschendienstes durchzuführen. — Diese Neigungen und Lebensanschauung brachte er mit auf den Thron. Die Kaserne und der Paradeplatz waren seine Welt; die Pünktlichkeit und soldatische Ordnung sein Ideal. Und wenn seine Wirksamkeit auch weiter sich ausdehnte; in dieser Beziehung blieben doch seine Gedanken und Gewohnheiten die leitende Idee für sein ganzes Leben.

Zu dem Bedürfniß des Selbstherrschers kam noch die Eitelkeit, den höchsten militärischen Glanz um den Thron zu verbreiten und das geschah in der Meinung, damit auch die Offensiv- und Defensivkraft des russischen Heeres zu steigern.

Das Militär hatte die Zuneigung des Großfürsten Nicolaus nicht erwidert. Den Soldaten war der rohe Constantin oder selbst Michael mit seinem heftigen Wesen fast lieber, als der ewig gleichmäßig kalte und stolze Nicolaus. Die Soldaten nahmen die von den hohen Händen der beiden zuerst genannten Großfürsten ihnen ertheilten Prügel nicht so übel, als die Strafen, welche ihnen Nicolaus dictirte.

Nach der Thronbesteigung suchte sich Nicolaus bei dem Militär populär zu machen. Er suchte die Officiere durch zahllose Orden und Beförderungen in die Stellen der cassirten Rebellen zu gewinnen, und die Soldaten, indem er sie mit affectirter Zärtlichkeit: „Meine Kinder!" nannte. In der Mitte der Soldaten nahm er gelegentlich das heilige Abendmahl ein, küßte die Hand des Popen, umarmte die Schildwache vor seiner Thür am heiligen Osterfeste. Zwar gewöhnte sich der so unbegränzte Gehorsam der russischen Soldaten allmählich an den neuen Kaiser, und eine vielleicht grundlose Vorliebe für Constantin hatte keine Gelegenheit mehr, sich zu äußern.

Den Uniformen und den Bewaffnungen der verschiedenen Truppentheile widmete Nicolaus seine unausgesetzte Sorgfalt. In der Garde wurden alle Neuerungen der Uniformstücke probirt, die etwa vom Abendlande nach Rußland gebracht, oder von Nicolaus erfunden worden waren. So wie Nicolaus bei Revüen auf die Saaten des Landmannes, die massenweise zertreten wurden, keine Rücksicht nahm, eben so wenig wurde bei der Kleidung der Soldaten auf Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Gesundheit die mindeste Rücksicht genommen. Eine möglichst enge und knappe Uniform war das Ideal dieses kaiserlichen Kleiderkünstlers. So eng mußten die Röcke und Cravatten sitzen, so stramm die Hose, daß

man manche Krankheiten, die im Heere grassirten, namentlich Leber- und Augenleiden, davon herleitete. Die Brust dagegen war zu einer fabelhaften Höhe wattirt, der Unterleib blieb unbeschützt, die Taille war wespenartig eingekniffen, so daß beim Marschiren Milzstechen entstand, und das Gepäck und Riemzeug war so unzweckmäßig eingerichtet, daß die Brust gedrückt wurde und Schwindsuchten die Folge davon waren.

Man legte Tuch- und Lederfabriken an, um die Bedürfnisse der Armee vom Auslande unabhängig zu machen. Alle neuen Erfindungen des westlichen Europa wurden dort nachgeahmt; aber der Erfolg blieb so ungünstig, die Productionskosten stiegen so hoch, daß man bald wieder zu dem Ankaufe der Armeebedürfnisse in England zurückkehren mußte.

Der Kaiser Nicolaus ging so gut in die Kasernen, revidirte bei Nacht die Posten, bei Tage auf der Parade die Gewehre, Kleider und Schuh, bestrafte eben so streng und unerbittlich das kleinste Versehen, wie einst als Großfürst. Er lernte die Exercitien aller Truppengattungen, übte sich im Blasen der Trompete, kochte Soldatenkost im Felde und inspicirte Allerhöchstselbst die Montirungsmagazine und die Werkstätten der Soldatenschneider. — Wenn seine ganze Umgebung vom Manövriren, Paradehalten ermattet und gelangweilt war, so hielt der Kaiser dabei unerschütterlich aus. Oft setzte

nur die Ermüdung der Pferde der militärischen Spielerei ein Ziel. Und das war für ihn nicht etwa die verdrossene Erfüllung einer lästigen Pflicht — im Gegentheil, mit einem religiösen Enthusiasmus, einer förmlichen Begeisterung wurde das Alles vollbracht. Nicolaus glaubte wirklich, daß die Wehrkraft seines Heeres und die Macht und Wohlfahrt des Staats von der gewissenhaften Beobachtung aller dieser tausend militärischen Kleinlichkeiten und Pedanterien abhänge. Man sah, daß es ihm damit heiliger Ernst war. Ja, eine wahre Freude am Soldatenwesen verräth es, wenn er selbst fünf- bis sechsmal an einem Tage die Uniformen wechselte, oder wenn Soldaten- und Uniformbilder aller möglichen Waffengattungen die Wandverzierungen seines Arbeitszimmers waren. Mit leidenschaftlichem Vergnügen leitete er bei seinen militärischen Spielen die Manövers, oder griff meist hinterher in das Commando ein.

Im Felde erschien er nur einmal bei der Armee, im Jahre 1828; dann nicht wieder.

„Es ist nicht der Wille Gottes," äußerte er sich darüber, „daß ich mich an der Spitze meiner Armee auszeichnen soll."

Das wäre auch nicht möglich gewesen. Sachkundige versichern, daß ihm alle Eigenschaften eines Feldherrn abgingen. Er verstand nicht den Unterschied zwischen einem Manöver und einer Campagne. Die

Regelmäßigkeit der Parade sollte im Feldzuge nicht fehlen. Er verbot im Kriege den Soldaten, die Zipfel der langen Mäntel und Ueberröcke in die Höhe zu stecken, wie das früher angeordnet war, um das Marschiren zu erleichtern. Wie er die Soldaten quälte, so verwirrte er auch die Officiere durch seine sich kreuzenden Dispositionen, und wenn die Fehler seiner Commandos bei den Revuen das sarkastische Lächeln und heimliche Flüstern der Officiere erregten, wenn die beständigen nutzlosen Strapazen in der Umgegend Petersburgs seine Adjutanten und Soldaten ermüdeten, so verursachte auf den Feldzügen die verstandslose Vielregiererei noch weit schlimmeres Unheil.

Die Mängel im russischen Heere waren auffällig genug und sind besonders in den letzten Feldzügen in der Krim gegen die Alliirten vielfach zu Tage getreten.

Es war oft genug vorgekommen, daß Soldaten in den Listen aufgeführt wurden, die in der Wirklichkeit nicht anwesend waren; daß Fouragegelder für Pferde bezahlt wurden, die sich auf der Weide befanden; daß die Verpflegungsgelder verkürzt, der Sold nur in Bruchtheilen oder gar nicht an die Soldaten kam. Da in Rußland die Obristen der Regimenter auch die Oekonomie in Händen hatten, so waren solche Unterschlagungen, bei welchen die armen Soldaten am schlimmsten wegkamen, so allgemeiner Gebrauch, daß man es nicht

einmal für Unrecht, sondern nur für eine kluge Benutzung seiner Stellung hielt.

In den Feldzügen von 1827 bis 1829 hatten diese Betrügereien ihren Höhepunkt erreicht. Alle strategischen Berechnungen und Erfolge wurden vereitelt durch den ungeheuren Unterschied der Zahlen von Soldaten auf dem Papiere und in der Wirklichkeit. Dazu kam die erbärmliche Verpflegung und kaum nothdürftige Bekleidung, für welche dem Staate viele Millionen berechnet wurden, die in die Tasche der Obersten, Hauptleute und Feldwebel fielen. Sold und Rationen der russischen Soldaten waren ohnehin schmal genug. Die Kost war bei der großen Anstrengung viel zu ungenügend. Täglich ¼ Pfund Fleisch, 4 Pfund Brod und für den Soldaten im Frieden 3—6 Rubel 60 Kopeken jährlich, das war etatsmäßig. Von den Rationen erhielten aber die Soldaten in der Regel nur wenig; von dem Solde nichts. Unter hundert Vorwänden ging derselbe durch Abzüge auf. So war es kein Wunder, wenn die mit Gewalt gepreßten Rekruten, die an einen bessern häuslichen Tisch gewöhnt waren, massenweise zu Grunde gingen. Man rechnet die Sterblichkeit im Heere, ohne die durch den Feind veranlaßte Decimirung, auf 33 Procent.

Diese großartigen Betrügereien konnten Nicolaus bei seinen beständigen Inspectionen unmöglich entgangen sein. Wenigstens spricht dafür die Aeußerung desselben

über einen Obristen, der in Armuth verstorben sein sollte, worauf er geantwortet haben soll: „Ei, wie ist das möglich? Der hat ja drei oder vier Jahre ein Regiment gehabt; dann mußte er schon reich sein!"

Nicolaus setzte wohl eine Commission ein, bestrafte auch Einzelne; aber das Uebel war viel zu tief eingewurzelt, um sich heben zu lassen. Hätte er jede Unredlichkeit bestrafen wollen, so würde er bald ein Heer ohne Commandeure, ohne Officiere und Unterofficiere gehabt haben.

Dabei versteht es sich von selbst, daß ein Herrscher wie Nicolaus die Disciplin auf das strengste zu handhaben wußte; der häufige Gebrauch des Stockes gab schlagende Beweise dafür. Doch machte Nicolaus wenigstens einen Versuch, der uns seltsam genug vorkommen würde, um der übertriebenen Anwendung der Stockprügel einige Gränzen zu setzen. Er erließ einen Ukas, wonach ein Lieutenant nicht mehr wie 150 Hiebe, der Obrist nicht mehr als 500 Hiebe nach Belieben in jedem Falle aufzählen lassen durfte. Wie oft aber dieses selbst bei einem Individuum wiederholt werden durfte, darüber bestimmte der Ukas nichts.

Für die Officiere wurden die entehrenden Strafen körperlicher Züchtigung, die noch im türkischen Kriege vorgekommen waren, abgeschafft, und mit Orden Decorirte durften nicht mehr mit Stockschlägen behandelt werden. Man wußte sich aber in diesem Falle zu hel-

sen. Die Orden wurden abgenommen und dann die Executionen vollzogen. Darauf erhielten die Geprügelten ihre Decorationen wieder, als sei nichts Entehrendes vorgefallen. Man wird daraus einen Schluß machen, auf welcher tiefen Stufe der Cultur damals das militärische Ehrgefühl im russischen Heere stehen mußte.

Rascher ging die Entwickelung der russischen Flotte. Mochte auch die Seetüchtigkeit der Schiffe wie die Zuverlässigkeit der Bemannung zweifelhaft sein, wenigstens die Zahl derselben mehrte sich um ein Bedeutendes.

Aber der Erfolg? Wie wenig entsprechend den vielen Millionen, welche die Flotte verschlang! Man weiß aus dem letzten großen europäischen Kriege, daß die russische Ostseeflotte nicht aus den Bastionen von Kronstadt hervorkam, um sich mit den Flotten von England und Frankreich zu messen, und daß die Flotte des schwarzen Meeres im Kriegshafen von Sebastopol auf den Grund des Meeres versenkt werden mußte, wo sie noch heute begraben liegt.

15.

Nicolaus bleibt unbeliebt. — Wiedereinführung der Todesstrafe. — Zahlreiche Verweisungen nach Sibirien. — Despotie des Adels gegen dessen Leibeigene. — Ungenügende Ukase dagegen.

Die russische Nation und Nicolaus hatten wenig Uebereinstimmendes. Neigungen und Grundcharakter beider

waren durchaus verschieden, wie sehr auch Nicolaus mit Ostentation seine russischen Sympathien zur Schau tragen mochte.

Seine maßlose Vorliebe für das Militär und seine steten Beschäftigungen damit harmonirten wenig mit dem Nationalcharakter des Volkes. Dieses liebt den Krieg nicht, fürchtet den Militärdienst und haßt die Conscription Der zwanzigjährige Militärdienst gilt dem Volke als ein Unglück und wird, charakteristisch genug, als Strafe auferlegt, eine Strafe, die hart genug auch die Unschuldigen treffen mußte, die oft unerwartet aus den Betten ihren Weibern und Kindern, welche sie niemals wieder zu sehen bekamen, entrissen wurden, um nicht selten unter Hunger und Kummer und maßlosen Strapazen selbst unterzugehen.

Die pedantische Weise des soldatenfreundlichen Kaisers war aber vollends dem Volke wie den Soldaten selbst zuwider.

Der Russe ist roh, brutal, aber nicht unerbittlich streng; eine gewisse Gutmüthigkeit wird immer hier und da durchblicken. Diese Gutmüthigkeit verläugnete sich auch nicht in dem übrigens so rohen Charakter Constantin's und versöhnte die Soldaten wieder mit dessen Wildheit. — Das Entsetzen war allgemein über die Hinrichtung der fünf Hauptverbrecher, besonders unter den dabei vorgekommenen Umständen. Niemand hatte

geglaubt, daß diese Todesurtheile wirklich vollstreckt werden würden*). Seit fünfzig Jahren hatte man in Petersburg keine Hinrichtung gesehen. Man betrachtete diese nicht mehr als einen Act der Gerechtigkeit, sondern als eine Handlung des unversöhnlichen Rachedurstes eines blutgierigen Tyrannen.

Und hatte Nicolaus einmal, ohne Rücksicht auf die Stimmung des Volks zu nehmen, die Hinrichtungen wieder eingeführt, so beschränkte er sich dabei nicht auf die Bestrafung politischer Verbrecher, sondern ließ sie auch bei andern schweren Criminalverbrechen in Anwendung kommen. In späterer Zeit führte sein Gesetzbuch die Todesstrafe in Rußland, welche Elisabeth abgeschafft hatte, wieder formell ein.

Auch die zahlreichen Verweisungen nach Sibirien waren nicht das Mittel, Bande der Zuneigung zwischen dem Herrscher und dem Volke zu knüpfen. Harthausen gibt die Zahl der in den Jahren von 1823 bis 1832 nach Sibirien Verbannten auf 72,901 Männer und 10,795 Weiber an, also jährlich an 8000 Individuen. Wie viele Familien waren damit unglücklich gemacht!

Die Nation, an blinden Gehorsam und sclavische Unterwürfigkeit gewöhnt, verschloß ihren tiefen Unwillen über das despotische System des Kaisers in ihrer Brust. In jedem anderen Lande würde es eine Revolution er-

*) S. Herzen's Memoiren III. Bd.

zeugt haben; Sclaven aber küssen die Peitsche, die sie schlägt; sie dulden bis zum Tode, aber sie revoltiren nicht.

Die Edelleute konnten sich nicht beklagen. Sie waren steuerfrei und aller Druck der Staatslasten lag auf den leibeigenen Bauern. Die armen Bauern in den Ostseeprovinzen richteten an Nicolaus eine rührende Petition zum Schutz gegen ihre Edelleute und Einführung der Erleichterungen, welche die Kronbauern unter Alexander erlangt hatten. Ein Manifest wies sie zum Gehorsam an, „ohne den geringsten Widerspruch“, und als das nichts half, stellte ein Executionscommando in seiner Weise die Ruhe wieder her.

Außerdem geschah zwar Manches für die Leibeigenen. Es wurde ihnen das Recht gegeben, Eigenthum zu erwerben; sie durften nicht mehr wie früher ohne das Grundstück, wozu sie gehörten, verkauft werden. Aber Alles das war ungenügend, um die tief eingewurzelte Barbarei der Leibeigenschaft auszurotten. Die Bestrafung einiger gar zu grausamen Edelleute in den eclatantesten Fällen trug nichts dazu bei, durch Einschüchterung dieser kleinen Tyrannen einige Verbesserung der Lage der Leibeigenen herbeizuführen.

Dann beschränkte ein Ukas von 1827 das Recht der Gutsherren, ihnen gehörige Leute ohne vorhergegangenes gerichtliches Verfahren nach Sibirien zu verbannen, verbot auch die Verweisung von Leibeigenen

über funfzig Jahre alt, sowie die Trennung der Verbannten von ihren Frauen und Kindern unter fünf Jahren, verpflichtete auch die Herren, für die Bekleidung und Beköstigung der Verbannten während ihres Transports nach Sibirien zu sorgen. Aber diese anscheinend humanen Bestimmungen erreichten nichts weiter, als einen tiefen, schauderhaften Krebsschaden der russischen Zustände offen vor der Welt aufzulegen.

Das wirkliche Verbessern solcher Zustände war die Aufgabe nicht, die Nicolaus durchzuführen vermochte.

16.

Nicolaus' Eroberungs= und herrschsüchtige Politik. — Folgen davon. — Sein Tod.

Wir eilen nun zum Schluß.

In dieser unparteiischen, aus den besten Quellen geschöpften freimüthigen Charakterschilderung des letztverstorbenen Kaisers haben wir seine auswärtige Politik und seine Kriege nicht erwähnt. Zum Schluß können wir uns jedoch einiger Bemerkungen darüber nicht enthalten *).

*) Wer die neueste Zeitgeschichte nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird es, mit einiger Unparteilichkeit begabt, nicht über sich gewinnen können, der Meinung seines Panegyrikers, George Hesekiel („Nicolaus Paulowitsch, Kaiser von Rußland," Berlin bei Ludwig Rauh), welcher seine Friedensliebe rühmt, beizutreten. Ja, er hätte gewiß lieber die Türkei unterjocht, wenn es mitten im Frieden hätte geschehen können, als durch einen blutigen Krieg, in welchem er gegen ganz Europa den kürzern ziehen mußte.

zeugt haben; Sclaven aber küssen die Peitsche, die sie schlägt; sie dulden bis zum Tode, aber sie revoltiren nicht.

Die Edelleute konnten sich nicht beklagen. Sie waren steuerfrei und aller Druck der Staatslasten lag auf den leibeigenen Bauern. Die armen Bauern in den Ostseeprovinzen richteten an Nicolaus eine rührende Petition zum Schutz gegen ihre Edelleute und Einführung der Erleichterungen, welche die Kronbauern unter Alexander erlangt hatten. Ein Manifest wies sie zum Gehorsam an, „ohne den geringsten Widerspruch", und als das nichts half, stellte ein Executionscommando in seiner Weise die Ruhe wieder her.

Außerdem geschah zwar Manches für die Leibeigenen. Es wurde ihnen das Recht gegeben, Eigenthum zu erwerben; sie durften nicht mehr wie früher ohne das Grundstück, wozu sie gehörten, verkauft werden. Aber Alles das war ungenügend, um die tief eingewurzelte Barbarei der Leibeigenschaft auszurotten. Die Bestrafung einiger gar zu grausamen Edelleute in den eclatantesten Fällen trug nichts dazu bei, durch Einschüchterung dieser kleinen Tyrannen einige Verbesserung der Lage der Leibeigenen herbeizuführen.

Dann beschränkte ein Ukas von 1827 das Recht der Gutsherren, ihnen gehörige Leute ohne vorhergegangenes gerichtliches Verfahren nach Sibirien zu verbannen, verbot auch die Verweisung von Leibeigenen

über fünfzig Jahre alt, sowie die Trennung der Verbannten von ihren Frauen und Kindern unter fünf Jahren, verpflichtete auch die Herren, für die Bekleidung und Beköstigung der Verbannten während ihres Transports nach Sibirien zu sorgen. Aber diese anscheinend humanen Bestimmungen erreichten nichts weiter, als einen tiefen, schauderhaften Krebsschaden der russischen Zustände offen vor der Welt aufzulegen.

Das wirkliche Verbessern solcher Zustände war die Aufgabe nicht, die Nicolaus durchzuführen vermochte.

16.

Nicolaus' Eroberungs- und herrschsüchtige Politik. — Folgen davon. — Sein Tod.

Wir eilen nun zum Schluß.

In dieser unparteiischen, aus den besten Quellen geschöpften freimüthigen Charakterschilderung des letztverstorbenen Kaisers haben wir seine auswärtige Politik und seine Kriege nicht erwähnt. Zum Schluß können wir uns jedoch einiger Bemerkungen darüber nicht enthalten *).

*) Wer die neueste Zeitgeschichte nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird es, mit einiger Unparteilichkeit begabt, nicht über sich gewinnen können, der Meinung seines Panegyrikers, George Hesekiel („Nicolaus Paulowitsch, Kaiser von Rußland," Berlin bei Ludwig Rauh), welcher seine Friedensliebe rühmt, beizutreten. Ja, er hätte gewiß lieber die Türkei unterjocht, wenn es mitten im Frieden hätte geschehen können, als durch einen blutigen Krieg, in welchem er gegen ganz Europa den kürzern ziehen mußte.

Seit der Niederlage Napoleon's I. hatte sich Alexander I. schon durch seine heilige Allianz zum Schirmherrn aller conservativen Interessen aufgeworfen.

Die russische Diplomatie, meistens mit hochgebildeten Fremden besetzt, galt für die geschickteste in der ganzen Welt und unterstützte auf das kräftigste die großartigen politischen Uebergriffe, welche Rußland nach allen Richtungen hin anstrebte.

Alexander und Nicolaus hatten es verstanden, über die Macht ihres Reichs, ihres Heeres und ihrer Flotte einen Nimbus der Unbesiegbarkeit zu verbreiten. Die Ueberschätzung dieser Macht und Uneinigkeiten und Eifersüchteleien der europäischen Cabinete hatten nach und nach besonders Nicolaus zu immer maßloseren Ansprüchen einer prätendirten Schiedsrichterlichkeit über ganz Europa gebracht.

Das schlagendste Beispiel, das noch für alle Zukunft wie ein Alp auf die Entwickelung deutscher Zustände drücken wird, war das Londoner Protocoll, welches den Umsturz der legitimen Erbfolge in Dänemark und die künftige Herrschaft Rußlands über diesen Nachbarstaat und die deutschen Bundesherzogthümer von Holstein und Lauenburg begründete.

Solche und andere Erfolge, wohin wir u. A. die Zerstörung der gewiß segensreich einwirkend gewesenen deutschen Union rechnen dürfen, hatte nach und nach den Stolz des russischen Selbstherrschers zu einer solchen

maßlosen Ueberhebung gesteigert, daß gewiß in vielen europäischen Cabineten die russische Suprematie auf das tiefste und drückendste gefühlt wurde.

Jetzt aber in seinem unbegränzten Hochmuth hielt es Nicolaus an der Zeit, die Pläne Katharina's II. auf die Eroberung der Türkei und Herstellung eines byzantinischen Kaiserreichs unter einem russischen Großfürsten, zur Wahrheit zu machen. Es war für einen solchen Angriff von der Seeseite her ein ganz ungeheures Kriegsmaterial in den Arsenälen und Häfen von Sebastopol gesammelt worden. Hatten England und Frankreich, und selbst Oesterreich, auch die russischen Anerbietungen zur Theilnahme am Erbe „des kranken Mannes", wie zuerst Voltaire's Witz die Türkei gegen Katharina II. genannt hatte, abgelehnt, so glaubte doch Nicolaus, nach den bisher gemachten Erfahrungen, eine feste Allianz zwischen England und Frankreich für eine politische Unmöglichkeit halten zu dürfen. Er glaubte überhaupt jetzt gerade Napoleon III. mit der Befestigung seiner Dynastie viel zu sehr beschäftigt, um von Frankreich etwas besorgen zu müssen. Rußland rechnete ferner auf die Dankbarkeit Oestreichs wegen der Besiegung der ungarischen Revolution, und glaubte auf Preußens Abhängigkeit als Gränznachbar und Bundesgenosse unbedingt zählen zu dürfen, und so that es denn durch eine völkerrechtswidrige Besetzung der Donaufürstenthümer

mitten im Frieden den ersten Schritt zum Uebersteigen des Balkans und zur Eroberung von Konstantinopel, und Mentschikoff's unpassender Paletot, worin dieser nebst dem runden Hut und der Reitpeitsche vor dem türkischen Kaiser erschien, mußte die Kriegserklärung herbeiführen.

Aber Nicolaus in seinem Hochmuth hatte sich in allen seinen politischen Combinationen und Voraussetzungen getäuscht. England und Frankreich bildeten ein festes westliches Bündniß gegen Rußlands Anmaßungen. Diese übermüthige Macht, welche der Ruhe und dem Gleichgewicht Europas gefährlich geworden war, in ihre bescheidenen Gränzen zurückzuweisen und für die Zukunft jede Ueberschreitung derselben unmöglich zu machen, — das war die uneigennützige Absicht der Verbündeten. Piemont schloß sich mit thätiger Action diesem Bündniß an, Oestreich lavirte, Preußen blieb entschieden neutral und die Türkei entwickelte eine Energie, welche bewies, daß sie noch lange nicht der kranke Mann war, wofür man sie seit fast hundert Jahren schon gehalten hatte. Gewann auch Napier in der Ostsee keine bedeutenden Erfolge, so zeigte doch der furchtbare mörderische Krieg in der Krim, daß man sich über die Unbesiegbarkeit Rußlands keine Illusionen mehr machen durfte.

Man denke sich nun den stolzen, nie gedemüthigten Charakter des Kaisers Nicolaus, der sich bis dahin für den Beherrscher der Welt und für die Zukunft für den

Besieger derselben gehalten hatte, und man wird es erklärlich finden, daß er, fern vom Kriegsschauplatz, in einer stets fieberhaften Spannung und Aufregung lebte.

Die Nervenaffection war bei ihm so groß, daß seine Aerzte ernstlich für seine Gesundheit, ja für sein Leben besorgt wurden, und dazu machte sein starker, fester und verschlossener Charakter fast übermenschliche Anstrengungen, um die entsetzlichen Eindrücke der ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze und der verfehlten diplomatischen Umtriebe, die fast täglich, oft stündlich einliefen, dem Auge der Welt zu entziehen.

Seine erzwungene Heiterkeit und Ruhe gaben seinen männlich schönen Gesichtszügen fast etwas Gespenstisches oder Dämonisches. Ein stereotypes Lächeln darauf hatte etwas Grauenvolles. Die äußere Haltung seiner imposanten Figur war jetzt mehr stramm als kraftvoll zu nennen.

Die einzige Erholung, die er sich gönnte und die ihm gewissermaßen eine Art von Erheiterung und Zerstreuung brachte, war der Parade- und Exercierplatz.

Dort wollte er sich den Soldaten noch immer als der gesunde, kräftige Mann zeigen, der in Ertragung von Strapazen und Kälte in leichter, knapp anliegender Paradeuniform auch dem Abgehärtetsten als das Vorbild eines gewaltigen Kriegers gelten könne.

So wurde seine Gesundheit von Tage zu Tage mehr angegriffen und erschüttert. Heimliche Fieberschauer

durchschüttelten sein ganzes Nervensystem. Aber er verläugnete seinen leidenden Zustand vor den Aerzten und seiner besorgten Familie und mißachtete jede Warnung, sie mochte von kundiger Seite kommen und auf den Mahnungen der Wissenschaft beruhen, oder aus dem liebenden Herzen seiner hohen Gemahlin hervorgehen. Diese, die jetzige Kaiserin-Wittwe, die hohe Tochter unsers verewigten Königs, Alexandra Feodorowna, litt bei dem nervösen Zustand ihrer zerrütteten Gesundheit unaussprechlich. Die politischen Spannungen verwundeten nicht selten ihr Herz eben so sehr, als die immer sichtbarer werdenden Leiden ihres Gemahls, und so mußte denn wohl die entsetzliche Katastrophe immer näher kommen, welche Nicolaus über sich und Rußland durch seinen unerhörten Ehrgeiz, unbegränzte Herrschsucht und hochmüthige Verkennung aller Verhältnisse heraufbeschworen hatte.

Aber auch in dieser letzten Katastrophe zeigte sich Nicolaus als ein Mann von Muth und Entschlossenheit. Als man ihm auf seinen Befehl aufrichtig sagen mußte, wie es mit seiner Gesundheit stehe und ob Gefahr vorhanden sei, und man ihm sagte, daß eine bedenkliche Paralyse seinem kostbaren Leben ein Ende machen werde, fragte er kalt: „Wann werde ich paralysirt werden?“ Und als man ihm nur noch wenige Stunden zu leben gab, erfüllte er mit Ergebenheit in Gottes Willen die letzten Pflichten der Religion, traf seine letzten Anord-

nungen als Herrscher, nahm rührenden Abschied von seiner Familie und hauchte seinen letzten Seufzer aus, wohl schwerlich mit dem Bewußtsein, daß er durch vermeinte Unfehlbarkeit seines absoluten Willens Glück und Segen über Rußland und Europa gebracht habe.

Das geschah am 2. März 1855, um 12 Uhr zehn Minuten Mittags.

Schon wenige Stunden später war diese ergreifende Nachricht seines Todes durch den Telegraphen in Berlin, Wien, Paris und London bekannt geworden.

17.

Alexander II.

Wohl selten ist einem jungen Monarchen bei seiner Thronbesteigung eine schwierigere Aufgabe zu Theil geworden, als seinem ältesten Sohne und Nachfolger, dem hoffnungsvollen jetzigen Kaiser Alexander II. Nicolajewitsch.

Um sich gegen eine mächtige und einflußreiche Kriegspartei in Rußland, die den kriegerischen Constantin vorgezogen haben würde, auf dem Throne zu behaupten, mußte Alexander II. im Anfange eine kriegerische Miene annehmen. Durch ein Manifest ließ er bekannt machen, daß er sich als den Erben der Eroberungspolitik Peter's des Großen, Katharina's II. und seines verewigten Vaters Nicolaus betrachten werde. Aber die Ereignisse wirkten

mächtiger. Der Untergang der Flotte, die Zerstörung des südlichen Theils von Sebastopol, die mächtigen vereinigten Rüstungen Englands und Frankreichs, die für das nächste Jahr noch größere Erfolge für die Verbündeten erwarten ließen, die Erschöpfung der Finanzen Rußlands, die Entleerung der Provinzen an Menschen, welche massenweise dem mörderischen Kriege wie dem tödtlichen Klima zum Opfer gebracht wurden, die maßlosen Requisitionen an Zug- und Schlachtvieh, an Getreide und Geld, die dadurch entstandene Unmöglichkeit der Fortführung der Bodencultur, die Entwerthung des Grundbesitzes, die Zerrüttung der Industrie — das Alles waren Folgen dieses unglücklichen Krieges, die sich dem jungen Herrscher schon bei dem ersten Blick in die Tiefe des Abgrundes, worüber er schwebte, aufdrängen mußten. Dazu das unselige Erbe der russischen Czaren: die heillose Corruption der Beamten und Militärbehörden, die jedes Aufblühen des Nationalwohlstandes hemmende Leibeigenschaft, der Mangel an Communicationsmitteln zur Belebung des innern Verkehrs, an Eisenbahnen, Telegraphenlinien und Chausséen, die unermeßlichen menschenleeren, baum- und wasserlosen Steppen, welche die den südlichen Heeren zugeführten Menschenopfer und Viehheerden mit lechzender Zunge durchwandern mußten, oft nur, um mit ihren bleichenden Gebeinen oder unter den Wellen eines daherbrausenden Schneesturmes die Wüsteneien

und Einöden zu bedecken: — das waren eben so viel Mahnungen an den gesunden Verstand des jungen Monarchen, die Hand zum Frieden zu bieten, vorerst aller altrussischen Eroberungspolitik zu entsagen und durch dringend geforderte Verbesserungen den Rath Metternich's an Alexander I. zu befolgen, wenn dieser ihm sagte: „Ew. Majestät haben noch größere Eroberungen im Innern Ihres weiten Reiches zu machen, als im Auslande."

Und Napoleon III. kam den Wünschen Rußlands zur Herstellung des Friedens bereitwillig entgegen. Ohne Verletzung seiner Ehre hat Rußland seinen Einfluß im schwarzen Meere opfern müssen. Nur ist es zu beklagen, daß die Uebereilung des Friedensschlusses noch viele politische Fragen unerledigt ließ, daß nichts geschah, um im Osten russischen Uebergriffen einen Damm zu setzen und dieses ungeheure Reich dem Weltverkehr zu öffnen, und daß die Calamität einer russischen Erbschaft von Dänemark in Mitgliedschaft des deutschen Bundes nicht abgewendet wurde.

Alexander II. scheint die Mission einer Verbesserung der Zustände im Innern seines Reichs erkannt zu haben. Gebe der Himmel seinen besten Segen dazu.

Schluß.

Am Schlusse nur noch ein Wort über Nicolaus. — Wie Alexander, so hatte auch er im Anfange seiner Re-

gierung den besten Willen, die zerrütteten Zustände seines Reichs zu heben. Aber wie dieser, griff er die Sache nicht bei der Wurzel an. Er erlahmte bei den ihm von allen Seiten entgegentretenden Schwierigkeiten. Wenn Alexander's tieferes Gemüth darüber in Frömmigkeit überging, so ging das von Nicolaus unter in tiefer Bitterkeit. Seine Verschlossenheit ging über in Kälte, die nicht selten bis zur Herzlosigkeit sich steigerte.

Daß aber unter seiner Regierung die Uebelstände der Corruption der Beamten, der Ueberwucherung der Polizei, der Bedrückung der Presse, der Beschränkung des Unterrichts, des Gamaschendienstes seiner vielgeplagten Soldaten überhand nahmen, dürfen wir seiner von Natur edlen Persönlichkeit nicht allzuhoch anrechnen. — Er war völlig unbeschränkter Selbstherrscher; er wollte Alles selbst ordnen und leiten, aber er war kein Gott. Bei der ungeheuern Kraft seines Willens erlag er doch den Verhältnissen. Er konnte nicht Alles selbst sehen und leiten, war, beschränkt durch das Vorurtheil, gegen jeden Fortschritt, jede Aufklärung, und selbst als Autokrat abhängig von dem Willen der ausführenden Staatsdiener. Ihm fehlte das Auge der Volksvertreter und der Beistand aufgeklärter Beamten.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.